



auftrag

Oktober 1986

158/159

3	Liebe Leser . . .	<i>H. F.</i>
Kirche		
5	Militärgeneralvikar a. D. M. Gritz 70	
7	Kardinal Graf Galens „Flucht in die Öffentlichkeit“	<i>Wilhelm Lehmkämpfer</i>
17	Bekennerbischof Joan Dragomir	<i>Lothar Groppe</i>
25	89. Deutscher Katholikentag in Aachen Geschichtlicher Rückblick	<i>M. H.</i>
27	Aachen Heiligtümer — Zeichen des Glaubens	<i>Wilhelm Lehmkämpfer</i>
31	Gemeinsam Zeichen sein für die Welt	<i>Klaus Lorenz</i>
33	Botschaft und Sendung	<i>Wilhelm Lehmkämpfer</i>
36	Impressionen	<i>Helmuth Fettweis</i>
44	Information statt Emotion	<i>Helmuth P. Jermer</i>
45	„Aachener Begegnung . . .“	<i>Christian Dewitz</i>
46	Der Heilige Vater an Bischof Klaus Hemmerle	
47	Das menschliche Leben menschlicher machen	<i>Wilhelm Lehmkämpfer</i>
60	AMI — Rom	<i>Michael Hauble</i>
62	Der Papst zu den Bischöfen und Laien des Internationalen Militäräpistolates	
64	Theologen zum Waffendienst?	<i>Lothar Groppe</i>
66	Das Kreuz von Narwa	<i>Paul Roth</i>
69	Die Frau in der Kirche	<i>Johannes Cofalka</i>
Jugend		
78	Jugend-Katholikentag in Bonn	<i>Claudia Schulte</i>
79	Die Flamme weitertragen . . .	<i>Elke A. Fettweis</i>
81	Bonner Katholikentag der Jugend/Kommentar	<i>Christian Dewitz</i>
Frieden und Verteidigung		
82	Im Bündnis für Freiheit, Frieden und Verständigung	<i>Jürgen Bringmann</i>
86	SPD-Veranstaltung: „Soldat und Christ im Spannungsfeld nuklearer Abschreckung“	<i>Christian Dewitz</i>
89	Sozialdemokratie und Bundeswehr	<i>Karl-Wilhelm Becker</i>
97	Soldat im Widerstreit	<i>Karl-Wilhelm Becker</i>
Presse		
99	Kirche und Presse	<i>Elke A. Fettweis</i>
100	AKP in Würzburg	<i>Wilhelm Lehmkämpfer</i>
Aus GKS und PGR		
103	Rom, Rom, immer wieder Rom	<i>H. F.</i>
105	Murnau — Rom-Reise	<i>Horst Künzel</i>
109	Bonn	<i>Christian Dewitz</i>
111	Hammelnburg Wehrbereich II	<i>Eva Albert</i>
114	Bruchsal	<i>Emil Kladiwva</i>
115	Bad Neuenahr	<i>Georg Strobl</i>
117	Passau — Freyung — Pocking Geschichte Heiligenbrunn	<i>Ernst Prager</i>
118	Bonn — Rheinbach	<i>Eduard Kufner</i>
120	Munster	<i>Josef Müller</i>
123	Fürstenfeldbruck	<i>Wilhelm Lehmkämpfer</i>
		<i>Emil Kladiwva</i>
		<i>Ute Daumann</i>

- 126 | Lingen (Ems)
 127 | Köln
 129 | Freising
 Poing
 131 | Bad Neuenahr-Ahrweiler
 Wehrbereich I
- Aus der weiten Welt**
- 135 | Santiago/Chile
 137 | Im südlichen Afrika...
 142 | Informationsbesuch in Uganda
 152 | Interview mit Buthelezi
 158 | Informationen aus Kirche und Welt

*Brigitte Mathias
 Hans-Dieter Vogels
 Bernd Fröse
 Arthur Schopf
 Manfred Britten
 Dieter Broda*

*Eduardo Cano
 Karl Breyer
 Alfons Mappes
 Karl Breyer*

Der Papst spricht zu Ihnen auf Deutsch

Durch seine deutschsprachige Zeitung, den OSSERVATORE ROMANO (Römischer Beobachter). Erleben Sie wöchentlich, was er uns zu sagen hat. Erleben Sie den Vatikan, Rom, die Weltkirche. Aus nächster Nähe.



Anfrage- und Bestelladresse:
 L'OSSERVATORE ROMANO
 in deutscher Sprache
 I-00120 Vatikanstadt



L'OSSERVATORE ROMANO



radio vatican

deutsch

täglich: 6.20 bis 6.40 Uhr
 20.20 bis 20.40 Uhr

MW: 1530

KW: 6190/6210/7250/9645

Liebe Leser, liebe Freunde!

Mit diesem Heft 158/159 mutet Ihnen die Redaktion eine Menge zu. Durch unser Grundsatzheft 155 „Ziele und Wege der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS)“ und die ausführliche Berichterstattung über Freising auftrag 156/157 sowie über die Tagung in Hamburg und die Arbeit auf dem Katholikentag sind wir — die Redaktion — ganz schön ins Schleudern gekommen.

Dennoch, was sollte man weglassen?

- Wir müssen mehr über unsere Kirche wissen!
- Der Katholikentag brachte so viele Eindrücke, etwas muß weitergegeben werden!
- Ist „Die Frau in der Kirche“ kein Thema?
- Sollte die Jugend nicht zu Wort kommen?
- Geht Frieden und Verteidigung in Freiheit nicht alle an?
- Soldat im Widerstreit! Muß man nicht die ganze Breite geschichtlicher Tragik ausloten?
- Von der Arbeit der Presse müssen Sie wenigstens etwas wissen. (Oder interessiert es nicht, wo sich die Redakteure „herumtreiben“?)
- Dürfen wir die Berichte der Kreise „schlabbern“? Die Basis ist doch die Grundlage unserer kirchlichen Arbeit.
- In der weiten Welt tut sich viel, was auch uns angeht. Nebenbei unterstützen wir durch den Abdruck solcher Artikel auch Missionstätigkeiten.
- Und Südafrika! Ein zukünftiger Krisenherd. Man liest soviel, man hört noch mehr. Ist aber alles richtig? Es gibt auch andere Gedanken.
- Die Informationen aus Kirche und Welt kommen leider immer zu kurz. Dabei steckt oft in diesen Nachrichten soviel Information, daß man sie nicht ausklammern kann. Wir müssen ab und an wissen, was das oberste Laiengremium — das ZdK — der Katholiken in Deutschland macht.
- Auch der Bundeswehrverband hat Anspruch, kritisch betrachtet zu werden — und an einem Jubiläum kann man auch nicht vorbeigehen.
- Für unsere abgehenden, akademisch ausgebildeten Offiziere muß man sich überlegen: Was gibt es danach?

Fragen über Fragen. Sicherlich, nicht jeder muß alles lesen. Dennoch, vergleichen Sie einmal unsere Informationen mit dem, was an der Basis geschieht? Dann werden die Zusammenhänge evident!

Insgesamt, seufzen Sie tief, freuen Sie sich, daß Ihnen Informationen der verschiedensten Art „geliefert“ werden und nicht nur ideologisch ausgerichteter Einheitsbrei. Demokratie

ist die schwerste der Staatsformen, sie bedingt den mündigen Bürger, und das ist — leider — mit viel Arbeit verbunden.

Seien Sie uns also nicht gram, sondern nehmen alles als unseren — der Redaktion — Beitrag zum Dienst an Ihnen, unseren Mitbürgern (im alten biblischen Sinn auch für unsere Mitschwester gedacht).

Mit herzlichem Gruß

Ihr

H. Fettweis

Kleine Wolke, die den großen Regen bringt.
Kleiner Ruf, der in den großen Himmel dringt.
Kleine Botschaft, die das große Reich ansagt.
Kleine Pilgerschar, die große Zukunft wagt.

(aus der Predigt Bischof Klaus Hemmerles, Eröffnungskundgebung)

Kirche

Militärgeneralvikar a.D. Dr. Martin Gritz 70 Jahre

Unser ehemaliger Militärgeneralvikar, der Apostolische Protonotar, Dr. Martin Gritz, vollendet am 23. September 1983 sein 70. Lebensjahr.

Im Jahre 1916 in Namslau in Schlesien geboren, besuchte er am gleichen Ort die katholische Volksschule und die Mittelschule und ging 1932 zum Gymnasium in Oels/Schlesien. Am 7. März 1935 legte er dort sein Abitur ab und begann im gleichen Jahr das Studium der Philosophie und Theologie an der Universität Breslau.

Ab 1938 wurde er in das Priesterseminar in der gleichen Stadt aufgenommen und am 28. Juli 1940 durch Kardinal Bertram zum Priester geweiht.

Den Kaplansjahren in seinem Heimatort und im Ostsudetenland folgte die Zeit als Pfarrverweser in Sörgsdorf/Ostsudetenland.

Mit seinen Pfarrkindern wurde er Ende 1946 aus der Tschechoslowakei ausgesiedelt und fand eine neue Heimat in Bietigheim/Württemberg.

Nach unterschiedlichen Tätigkeiten, u. a. als Repetent am Theologenkönvikt der Diözese Rottenburg-Stuttgart, wurde Martin Gritz 1953 Wissenschaftlicher Assistent an der Kath. theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Dort promovierte er am 5. Mai 1957 zum Dr. theol.

Am 16. Mai 1958 wurde er in die Militärseelsorge als Dozent an der Schule der Bundeswehr für Innere Führung berufen. Nach 4 Jahren wurde der Jubilar zur Unterstützung des Militärgeneralvikars an das Katholische Militärbischofsamt abgeordnet.

Nach der Resignation seines Vorgängers, des Generalvikars Georg Werthmann, wurde er am 5. November 1962 zum Generalvikar und am 25. Oktober 1963 zum Päpstlichen Hausprälaten durch Papst Paul VI. ernannt.

Am 10. September 1971 erfolgte die Ernennung zum Apostolischen Protonotar, und am 23. September 1976 wurde Martin Gritz das große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Dazwischen liegt eine arbeitsreiche Zeit in der Militärseelsorge, in der Leitung des Katholischen Militärbischofsamtes und in den verschiedenen Kommissionen, in denen der Rat des Generalvikars gefragt war.

Insbesondere ist seine engagierte Teilnahme an den Sitzungen des ständigen Ausschusses „Dienst für den Frieden“ des katholischen Arbeitskreises Entwicklung und Frieden in Vieler Erinnerung.

Auch wurde er zum Mitglied der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland berufen. In diesen 4 Jahren angestrenzter Tätigkeit zwischen dem verantwortungsvollen Amt in Bonn und der Synode in Würzburg gönnte sich Martin Gritz

keine Ruhe und Schonung. Er war bekannt dafür, daß er besonders zur nächtlichen Zeit mit ungeheurem Fleiß die Arbeiten erledigte, die zum Teil am Tage angefallen waren.

Seine Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit sind bekannt und vorbildhaft gewesen. Sein Einsatz für die Laien in der Katholischen Militärseelsorge war für manche Bistümer beispielgebend.

Vor allen Dingen verstand es der Jubilar, Dinge reifen zu lassen. Er wußte, daß schwierige Prozesse nicht von heute auf morgen erledigt werden können.

Sein im Glauben verankertes, vertrauensvolles Verhältnis zu unserem damaligen Militärbischof Dr. Franz Hengsbach, Bischof von Essen, brachte es mit sich, daß die Militärseelsorge die politischen Gefährnisse der Zeit vorausschauend überwinden konnte.

Im Innern wurde die Struktur in gemeinsamer Hirtensorge so gefestigt, daß, als Bischof Hengsbach zurücktrat, dem Nachfolger, Erzbischof Dr. Elmar Maria Kredel, ein Diözesanbereich übergeben werden konnte, der nicht nur formell intakt war, sondern der auch lebendig im Glauben verwurzelt ist.

Heute nun ist Prälat Dr. Martin Gritz Lehrbeauftragter an der Julius-Maximilian-Universität in Würzburg.

Immer wieder überrascht er, wenn er zu Fragen der Zeit aus der Sicht des Theologen, aber auch als Wissenschaftler und vor allem als Priester Antworten findet. Wenn sein Herz auch an der Wissenschaft hängt, so bleibt er im Innersten immer Seelsorger.

Wir wünschen ihm, dem Jubilar, als Redaktion noch die Gnade eines langen erfüllten Schaffens. Priester wie Martin Gritz sind religiöses Urgestein mit Kanten und Ecken, aber auch gehalten in der Tiefe des Glaubens und verlässliche Mahner auf dem Weg zum Heil. Für die segensreiche Tätigkeit, auch hinsichtlich der Aufgeschlossenheit für das Wirken einer Zeitschrift unter Soldaten, ein herzliches Vergelt's Gott.

Kardinal Graf Galen

Vorgespann

Vor vierzig Jahren, am 22. März 1946, starb Clemens August Kardinal Graf Galen, Bischof von Münster.

Sein unaufhörlicher Ruf nach Recht und Gerechtigkeit fand Widerhall auch in dieser Zeit. Sein furchtloses Eintreten für die Schwachen und Schutzlosen — oft ein lebensbedrohendes Wagnis — hat Zeichen gesetzt; auch diese Zeichen sind heute noch nicht verblaßt.

Nachstehender Beitrag mag ein wenig an das, was den Bischof vor allem auszeichnete, erinnern.

„Flucht in die Öffentlichkeit“

— Der Gewissensentscheid des Bischofs von Münster 1941 —

Wilhelm Lehmkämpfer

Kardinals purpur

Im frühen Frühjahr 1946 reisen drei deutsche Bischöfe auf beschwerlichem Weg nach Rom. Sie folgen dem Ruf Papst Pius XII. (1939—1958), um aus dessen Hand den ihnen verliehenen Kardinals purpur entgegenzunehmen.

Mit der Verleihung der Kardinalswürde an den Erzbischof von Köln, Josef Frings, den Bischof von Berlin, Konrad Graf von Preysing, und den Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, setzt der Papst ein Zeichen und tritt damit augenscheinlich dem Schlagwort von der Kollektivschuld aller Deutschen entgegen. Mit der außergewöhnlichen Ernennung der Bischöfe von Berlin und Münster zu Kardinälen würdigt Papst Pius darüber hinaus vor aller Weltöffentlichkeit deren furchtlose Haltung und mutigen Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

In der Fuldaer-Bischofskonferenz zählen die beiden Grafen schon Mitte der dreißiger Jahre zum „harten Flügel“.

„Mit brennender Sorge“

An der Entstehung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ tragen sie durch ihre ungeschminkte Darstellung des sich seit 1935 ausweitenden Kirchenkampfes wesentlichen Anteil; sie gehören zur Delegation der fünf Bischöfe, die im Januar 1936 dem Vatikan über die Kirchenlage in Deutschland Bericht erstatten und mit Kardinalstaatssekretär Pacelli beraten, was Rom zur Entlastung der gespannten Situation und für Kirchenvolk und Klerus zu tun für angebracht hält. Der Kardinalstaatssekretär erkennt, daß die Bischofsdelegation — ihr gehören die drei deutschen Kardinäle Bertram von Breslau, von Faulhaber, München, Schulte von Köln sowie die beiden jüngeren Bischöfe Graf von Galen, Münster (59 Jahre alt, seit gut drei Jahren Bischof) und Graf von Preysing, Berlin (57 Jahre alt, seit

mehr als vier Jahren Bischof), an — eine öffentliche und amtliche Kundgebung von Papst Pius XI. (1922—1939) wünscht und für sinnvoll erachtet¹⁾). Diese Kundgebung erfolgt im März 1937; sie findet Ausdruck und Form in der Enzyklika „Mit brennender Sorge“, datiert vom 14. März 1937. Am 21. März 1937, das ist der Sonntag vor Ostern, wird das Rundschreiben in den katholischen Kirchen verlesen und in großer Auflage gedruckt verteilt.

Widerhall

Die ungeschminkte Darstellung des rigorosen Vorgehens der NS-Diktatur gegen die katholische Kirche findet in der Enzyklika einen nicht zu überhörenden Widerhall, denn vornehmlich in ihrem dritten Teil erfährt die deutsche und die Weltöffentlichkeit von den politischen Ursachen und Zielen des Kirchenkampfes im nationalsozialistischen Reich. Da heißt es u. a.: „Der Anschauungsunterricht der vergangenen Jahre“ enthülle „Machenschaften, die von Anfang an kein anderes Ziel kannten als den Vernichtungskampf“. Diese und die Aussage: „Wer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung — die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehregebietenden Platz behaupten — aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen, Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und fälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge“, treffen den Kern, sie lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Dennoch, und wohl deswegen, verschärfen die Nationalsozialisten den Kirchenkampf.

Abwehrtaktik

Wer sich Gegenteiliges erhofft hat, sieht sich getäuscht; getäuscht aber auch in Erwartung einer härteren Gangart der Fuldaer Bischofskonferenz gegenüber den schamlosen Herausforderungen der NS-Gewaltigen. Graf Galen und Graf Preysing meinen, daß, nachdem Pius XI. in der Enzyklika vor aller Welt erklärt hat: „Die Kirche in Deutschland kämpft um Leben und Tod; Ihr deutschen Katholiken, die Ihr verfolgt werdet, seid im Recht; laßt Euch nicht irre machen; ich stehe hinter Euch. . .“²⁾, nunmehr auch die deutschen Bischöfe verpflichtet seien, Unrecht und Rechtsbrüche nicht länger zu verschweigen, sondern rückhaltlos und ohne Rücksicht auf die Mächtigen öffentlich anzuklagen. Die „Eingabepolitik“ des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, erscheint dem Berliner und dem Münsteraner Bischof zu „lasch“, sie halten stärkeres Geschütz für geboten. Doch die Fuldaer Bischofskonferenz pflichtet ihnen nicht bei. Münster und Berlin ahnen, daß sie künftig mehr oder weniger eigene Methoden und Wege der Abwehr finden müssen.

Gewissensentscheidung

1941 ist die katholische Kirchensituation in Deutschland derart bedrückend, daß Clemens August von Münster die Zeit gekommen sieht, nicht länger vor der Öffentlichkeit schwei-

gen zu dürfen. Die Last, die sein Herz bedrückt, zwingt ihn derart, daß er den öffentlichen Weg des lauten Protestes wählt und diesen Weg nicht mehr verlassen wird.

Mit Brief vom 26. Mai 1941 an den Nachbarbischof von Osnabrück, Wilhelm Berning³⁾, begründet und beleuchtet Clemens August das, was ihn bewegt und zur „Flucht in die Öffentlichkeit“ zwingt.

Hier ist nicht der Ort, den ganzen Brief wiederzugeben, doch vermag nachstehender Auszug die großen Sorgen des Bischofs Clemens August sehr wohl zu verdeutlichen. Der Bischof schreibt: „Die ... Tatsachen zeigen wieder einmal, welch blindem Haß und welchem willkürlichen Mißbrauch der Macht wir gegenüberstehen. ... Es scheint mir ... höchste Zeit zu sein, daß wir ... uns darüber klar und einig werden, ob wir die Fortführung des ... Abwehrkampfes in der bisherigen, fast ganz passiven Weise nicht verantworten können. ... Als katholische Bischöfe haben wir nicht nur die göttlichen Offenbarungswahrheiten zu verkündigen und zu verteidigen, sondern auch die Pflicht, der Kirche ihre Freiheit und ihre Rechte zu erhalten. In Verteidigung derselben sind der hl. Thomas Bekket, der hl. Stanislaus von Krakau und viele andere heilige Bischöfe als Märtyrer gestorben. ...

Ich frage mich, ob wir nicht noch mehr tun müssen als bisher, ‚pro tuenda Ecclesia liberata‘ (‚um die Freiheit der Kirche zu schützen‘ Anm. d.R.). Ist es nicht unsere heilige Kirche, die in der Ostmark, besonders in Tirol, in den neuerworbenen Gebieten des Ostens und des Westens beraubt, bedrückt, geknebelt, fast ausgerottet wird? Ist es nicht unsere Kirche, die man in Banden schlägt und mundtot machen will, wenn man Priester ... ohne Gerichtsurteil und die Möglichkeit der Verteidigung einsperrt und gefangen hält, einzig deswegen, weil sie erfolgreich für unsere heilige Religion arbeiten? Die Freiheit der Kirche wird vergewaltigt, wenn man Klöster aufhebt und beschlagnahmt und Ordensleute vertreibt, wie jetzt in Meppen!

Die Freiheit der Kirche und des Einzelchristen wird verletzt, wenn man den Eintritt in Ordensgenossenschaften unmöglich macht! Die Freiheit der Kirche wird geknebelt, wenn man die Schriftenstände und die Kirchenblätter verbietet, die Pfarrbüchereien schließt und beschlagnahmt!

Die Freiheit der Kirche und das Recht der Christen auf die Tröstungen der Religion wird unerhört eingeschränkt durch den Runderlaß des Reichsinnenministers vom 9. April 1941 über ‚Die Betätigung der Glaubensgemeinschaften in Krankenanstalten‘. Usw.

Fast untragbarer Eingriff in die Freiheit der Kirche ist der Führererlaß über den Beginn des Gottesdienstes an Tagen nach Fliegeralarm und seine Durchführung, während das Geschäftsleben und der Schulbetrieb, ebenso der HJ-Dienst etc. sich nicht darum kümmern brauchen. Man beschwindelt Exzellenz Wienken⁴⁾ in Berlin, indem man ihm Erlasse vorzeigt, wonach HJ-Dienst und Schule ebenfalls an Tagen nach Fliegeralarm erst um 10 Uhr beginnen dürfen. Denn diese Erlasse werden im Lande nicht beachtet und durchgeführt.

Ein ganz unerhörter Angriff auf die Freiheit der Kirche und der Religionsübung ist der Erlaß über ‚Himmelfahrt und Fronleichnam 1941‘ im Schnellbrief vom 17. Mai 1941. Die staatliche Verordnung, ‚kirchliche Veranstaltungen sind auf den Umfang der Veranstaltungen an gewöhnlichen Werktagen zu beschränken‘, mit der zugehörigen Strafandrohung für Zuwiderhandlungen, zeigt doch erschreckend, was man unserer oft erprobten Nachgiebigkeit schon zu bieten wagt, zeigt doch, daß man sich vor keinem Eingriff in die internsten Angelegenheiten der Kirche scheut! (Einen ähnlich unerhörten Eingriff sehe ich in dem Verbot der ‚Ohrenbeichte‘ für die Polen.) Wenn wir das ohne öffentlichen Protest hinnehmen dürfen, wo ist dann überhaupt noch der Punkt, an dem es für uns Pflicht wird, für die Freiheit der Kirche öffentlich einzutreten und gegebenenfalls die eigene Freiheit und das Leben zum Opfer zu bringen?

Exzellenz, auch ich habe dieses, wie vieles andere, bisher ohne öffentlichen Protest hingehen lassen. Ich habe mein Gewissen immer wieder damit zur Ruhe gebracht, daß ich mir sagte: Wenn der Kardinal Bertram und so viele andere Bischöfe, die an Alter, Erfahrung und Tugend mir überlegen sind, bei all dem ruhig bleiben und sich mit den papierernen und wirkungslosen, der Öffentlichkeit unbekanntem Protesten des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz begnügen, dann wäre es anmaßend und für die anderen hochwürdigsten Herren ehrenkränkend, vielleicht auch töricht und verkehrt, wenn ich durch eine ‚Flucht in die Öffentlichkeit‘ mich vordrängen und möglicherweise sogar noch brutalere Maßnahmen gegen die Kirche provozieren würde. Aber ich kann mein Gewissen mit solchen Argumenten ‚ex auctoritate‘ bald nicht mehr zur Ruhe bringen. Ich denke oft an den hl. Thomas Morus und sein Verhalten gegen das Argument ‚ex auctoritate‘ . . .

. . . Euer Exzellenz bitte ich inständig, beim nächsten Konveniat der westdeutschen Bischöfe eine gründliche Aussprache über die Fragen herbeizuführen und zuzulassen: „Sind die bisherigen Maßnahmen der letzten Zeit gegen die Freiheit der Kirche noch nicht eine Überschreitung dessen, was wir . . . ohne öffentlichen Protest oder mindestens passiven Widerstand hinnehmen können? An welchem Punkt werden wir einmütig und geschlossen, zum mindesten durch Nichtbefolgung der Anordnung, selbst für die Freiheit der Kirche eintreten, und den Einsatz unserer Priester verlangen und stützen?“⁵⁾

„Zwischen der Abfassung des Briefs Ende Mai und der ersten Protestpredigt am 13. Juli 1941“, schreibt Ludwig Volk, erfuhr Bischof Galen nichts, was ihn von seinem Entschluß abbringen, aus neuen Hiobsbotschaften dagegen vieles, was ihn darin bestärken konnte und schließlich zur Tat gedrängt hat. Weder das Konveniat in Kevelaer (9.—10. Juni) noch die erheblich vorverlegte Fuldaer Plenar-Konferenz (24.—26. Juni 1941) rangen sich zu Entschließungen durch, die den Bischof von Münster von seiner Gewissenspflicht entbunden hätten. Es war dies nicht die Stunde der Gremien, sondern des auf sich selbst gestellten Einzelnen“⁶⁾.

Bischof Galens Stunde schlägt, als ihn die feigen Euthanasie-Morde sowie die Klosterstürme in Stadt und Bischof Münster zum Reden zwingen. In drei in kurzer Zeit aufeinander folgenden großen Predigten unterrichtet er Stadt und Land, Heimat und Front über den

Machtmißbrauch im NS-Staat und die brutalen Willküraktionen der Geheimen Staatspolizei (GSTP).

Anklagen

Im Mittelpunkt seiner ersten Predigt in Lamberti am 13. Juli 1941 steht der Klostersturm: „... da hat gestern zum Schluß dieser Woche, gestern am 12. Juli, die Geheime Staatspolizei die besten Niederlassungen der Gesellschaft Jesu ... in unserer Stadt beschlagnahmt, die Bewohner aus ihrem Eigentum vertrieben, die Patres und Brüder genötigt, unverzüglich, noch am gestrigen Tage, nicht nur ihre Häuser, nicht nur unsere Stadt, sondern auch die Provinz Westfalen und die Rheinprovinz zu verlassen. Und das gleiche harte Los hat man ebenfalls gestern den Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis in Wilkinghege, an der Steinfurter Straße, bereitet. Auch ihr Haus wurde beschlagnahmt, die Schwestern sind aus Westfalen ausgewiesen und müssen Münster bis heute abend 6 Uhr verlassen. Die Ordenshäuser und Besitzungen sind samt Inventar zugunsten der Gauleitung Westfalen-Nord enteignet. So ist also der Klostersturm, der schon länger in der Ostmark, in Süddeutschland, in den neu erworbenen Gebieten, Warthegau, Luxemburg, Lothringen und anderen Reichsgebieten wütete, auch hier in Westfalen ausgebrochen. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß in den nächsten Tagen solche Schreckensnachrichten sich häufen... Und das in diesem Augenblick, wo alles zittert und bebt vor neuen Nachtangriffen“... (Münster war in der Woche vor dem 13. Juli mehrfach in Nachtangriffen bombardiert worden, Anm. d.R.).

„Um der schweren Heimsuchung willen, die durch die feindlichen Angriffe über uns gekommen ist, wollte ich zunächst in der Öffentlichkeit schweigen über andere kürzlich erfolgte Maßnahmen der GSTP, die meinen öffentlichen Protest geradezu herausfordern. Aber wenn die GSTP keine Rücksicht nimmt auf jene Ereignisse, durch die Hunderte unserer Mitbürger obdachlos geworden sind, wenn sie gerade in diesem Augenblick fortfährt, schuldlose Mitbürger auf die Straße zu werfen, des Landes zu verweisen, dann darf ich nicht mehr zögern, meinen berechtigten Protest und meine Warnung öffentlich auszusprechen...“ Unter Hinweis darauf, daß die GSTP laufend deutsche Menschen „ohne Gerichtsurteil und Verteidigung“ der Freiheit beraubt, aus der Heimat ausweist und irgendwo interniert, berichtet der Bischof, daß dieses auch seinen Herren Domkapitularen Vorwerk und Echelmeyer widerfahren ist. Warum dies geschehen sei? Einzig und allein „weil ich etwas getan habe, das der Staatsregierung nicht genehm war“ (Anm. d.R.: Clemens August hatte die Ernennung der beiden Herren zu Domkapitularen trotz des Regierungseinspruchs vollzogen). „Man möge mich vor Gericht stellen, wenn man glaubt, daß ich gesetzwidrig gehandelt habe.“

Derartige Verhaftungen vollzieht die GSTP, denn deren Maßnahmen unterliegen keinerlei gerichtlichen Nachprüfung. Also folgert der Münsteraner Oberhirte des weiteren in seiner Predigt: „... Der physischen Übermacht der GSTP steht jeder deutsche Staatsbürger völlig schutzlos und wehrlos gegenüber ... Keiner von uns ist sicher, daß er nicht ei-

nes Tages aus seiner Wohnung geholt, seiner Freiheit beraubt, in den Kellern und Konzentrationslagern der GSTP eingesperrt wird. Ich bin mir darüber klar: das kann auch heute, das kann auch eines Tages mir geschehen. Weil ich dann nicht mehr öffentlich sprechen kann, darum will ich heute öffentlich sprechen...“

„... Ich bin mir bewußt, daß ich als Bischof ... berufen bin ... die Autorität des Rechts mutig zu vertreten und eine verteidigungslose Verdammung Schuldloser als himmelschreiendes Unrecht zu verurteilen...“

In diesem Zusammenhang prangert Graf Galen nachträglich noch die Ausweisung des 70jährigen Bischofs von Rottenburg, Johann Baptist Sproll,⁷⁾ aus dessen Bistum durch die GSTP sowie auch die Inhaftierung Martin Niemöllers, „eines evangelischen Mannes, der im Weltkrieg als deutscher Offizier und Unterseebotkommandant sein Leben für Deutschland eingesetzt hat und nachher als evangelischer Pfarrer auch in Münster gewirkt hat“, und bezeugt: „Wir alle haben die größte Hochachtung vor der Tapferkeit und dem Bekennermut dieses edlen deutschen Mannes.“

An diesem Beispiel seht ihr, meine Christen, daß es nicht ein konfessionell-katholisches Anliegen ist, das ich heute öffentlich vor Euch bespreche, wohl aber ein christliches, ja ein allgemein menschliches und nationales, religiöses Anliegen.“

Graf Galen erklärt, daß „das Fundament der Staaten“, die Gerechtigkeit, mehr und mehr in Deutschland ins Wanken gerät. „Und darum ... erhebe ich meine Stimme ... als deutscher Mann, als ehrenhafter Staatsbürger, als Vertreter der christlichen Religion, als katholischer Bischof: Wir fordern Gerechtigkeit. Bleibt dieser Ruf ungehört und unerhört, ... so wird unser deutsches Volk und Vaterland trotz des Heldentums unserer Soldaten und ihrer ruhmreichen Siege an innerer Fäulnis und Verrottung zugrunde gehen...“

Einen Sonntag später, am 20.7.1941, predigt Bischof Galen in der Überwasserkirche zu Münster. Er informiert zunächst darüber, daß seit letzten Sonntag vier weitere Klöster in der Diözese aufgehoben, beschlagnahmt und die Patres und Nonnen wiederum aus Westfalen und der Rheinprovinz ausgewiesen worden sind. Erneut gilt seine Anklage dem ruchlosen Tun der Geheimen Staatspolizei: „... Und keine Zeitung hat bisher von den gefahrlosen Siegen der GSTP, die sie in diesen Tagen über wehrlose Ordensmänner und schutzlose Frauen errungen hat, und von den Eroberungen, die die Gauleitung der Heimat am Eigentum deutscher Volksgenossen gemacht hat, berichtet...“

Danach schildert Clemens August, daß er sich beim Regierungspräsidenten, beim Reichstatthalter für Preußen, Hermann Göring, dem Reichsinnen- und dem Reichskirchenminister und auch dem Oberkommando der Wehrmacht „um Schutz für die Freiheit und das Eigentum schuldloser deutscher Menschen“ bemüht und sie gebeten habe, dem rigorosen Vorgehen der GSTP Einhalt zu tun. „Es war vergebens ... Dieses strafweise Vorgehen der GSTP ..., die verteidigungslose Verbannung von vornherein Verurteilter und jeglicher Verteidigungsmittel Beraubter ... zerstört die Rechtssicherheit, untergräbt das Rechtsbewußtsein, vernichtet das Vertrauen auf die Staatsführung...“

„Wir sehen und erfahren es deutlich, was hinter den neuen Lehren steht, die man uns seit Jahren aufdrängt, denen zuliebe man die Religion aus den Schulen verbannt hat, unsere Vereine unterdrückt hat, jetzt katholische Kindergärten zerstören will: abgrundtiefer Haß gegen das Christentum, das man ausrotten will. . .“

Dann ruft der Bischof seine Zuhörer an Hand des Beispiels von Hammer und Amboß auf, trotz aller Anfeindungen Treue und Standhaftigkeit zu bewahren: „Wir sind in diesem Augenblick nicht Hammer, sondern Amboß . . . Wenn er hinreichend zäh, fest, hart ist, dann hält meistens der Amboß länger als der Hammer. . .“

„Und darum noch einmal: Werdet hart! Bleibet fest! Bleibet standhaft! Wie der Amboß unter den Hammerschlägen. Es kann sein, daß der Gehorsam gegen Gott, die Treue gegen das Gewissen, mir oder euch das Leben, die Freiheit oder die Heimat kostet. Aber lieber sterben als sündigen! Möge Gottes Gnade, ohne die wir nichts vermögen, euch und mir diese unerschütterliche Festigkeit geben und erhalten.“

Die letzte der großen Galenpredigten des Sommers 1941 hält der Bischof Sonntag, den 3.8.1941. Dieses Mal steht er wieder auf der Kanzel in St. Lamberti. Erneut beginnt er damit, „daß die GSTP auch in dieser Woche ihren Vernichtungskampf gegen die katholischen Orden fortgesetzt hat“.

Dann leitet der Bischof zu dem Thema über, das an diesem Sonntag den Kerninhalt seiner Hirtenansprache ausmachen soll: der ruchlose Euthanasie-Mord. „Seit einigen Monaten“, der Bischof wiederholt mit diesen Worten das, was er bereits am 6. Juli 1941 nach Verlesung des gemeinsamen Hirtenbriefes der deutschen Bischöfe erklärt hat, „hören wir Berichte, daß aus Heil- und Pflegeanstalten für Geisteskranke auf Anordnung von Berlin Pfleglinge, die schon lange krank sind und vielleicht unheilbar erscheinen, zwangsweise abgeführt werden.

. . . Allgemein herrscht der an Sicherheit grenzende Verdacht, daß diese zahlreichen unerwarteten Todesfälle von Geisteskranken nicht von selbst eintreten, sondern absichtlich herbeigeführt werden, daß man dabei jener Lehre folgt, die behauptet, man dürfe sogenanntes ‚lebensunwertes Leben‘ vernichten, also unschuldige Menschen töten, wenn man meint, ihr Leben sei für Volk und Staat nichts mehr wert. Eine furchtbare Lehre, die die Ermordung Unschuldiger rechtfertigen will . . . Es ist mir versichert worden, daß man im Reichsministerium des Innern und auf der Dienststelle des Reichsärztführers Dr. Conti gar kein Hehl daraus mache, daß tatsächlich schon eine große Zahl von Geisteskranken in Deutschland vorsätzlich getötet worden ist und in Zukunft getötet werden soll. . .“

Unter Verweis auf die §§ 139 und 211 des Reichsstrafgesetzbuches, daß mit dem Tode bestraft wird (§ 211), wer vorsätzlich einen Menschen mit Überlegung tötet und „wer von dem Vorhaben . . . eines Verbrechens wider das Leben . . . glaubhafte Kenntnis erhält und es unterläßt, der Behörde oder dem Bedrohten hiervon zur rechten Zeit Anzeige zu machen, wird . . . bestraft“, wird Clemens August wieder einmal mehr äußerst deutlich

und drastisch. „... Als ich von dem Vorhaben erfuhr, Kranke aus Marienthal (Anstalt bei Münster, Anm. d.R.) abzutransportieren, um sie zu töten, habe ich am 28. Juli bei der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Münster und bei dem Herrn Polizeipräsidenten in Münster Anzeige erstattet“ ... und gebeten, „die bedrohten Volksgenossen unverzüglich durch Vorgehen gegen die den Transport und die Ermordung beabsichtigenden Stellen zu schützen und mir von dem Veranlaßten Kenntnis zu geben.“

Was Graf Galen auch immer in diesem Zusammenhang unternimmt, am 26. Juli hat er bereits bei der Provinzialverwaltung der Provinz Westfalen, der die Heil- und Pflegeanstalten unterstehen, schriftlich Einspruch erhoben, Antworten erhält er keine. Aber er klagt öffentlich weiter an. „So müssen wir damit rechnen, daß die armen, wehrlosen Kranken über kurz oder lang umgebracht werden ...

... Wenn man den Grundsatz aufstellt und anwendet, daß man den „unproduktiven“ Mitmenschen töten darf, dann wehe uns allen, wenn wir alt und altersschwach werden! Wenn man die unproduktiven Menschen töten darf, dann wehe den Invaliden, die im Produktionsprozeß ihre Kraft, ihre gesunden Knochen eingesetzt, geopfert und eingebüßt haben! Wenn man die unproduktiven Mitmenschen gewaltsam beseitigen darf, dann wehe unseren braven Soldaten, die als Schwerkriegsverletzte, als Krüppel, als Invaliden in die Heimat zurückkehren! Wenn einmal zugegeben wird, daß Menschen das Recht haben, ‚unproduktive‘ Menschen zu töten (–) dann ist grundsätzlich der Mord ... an uns allen, wenn wir alt und altersschwach und damit unproduktiv werden, freigegeben ... Dann ist keiner von uns seines Lebens mehr sicher“⁸⁾.

Weltweite Wirkung

Das furchtlose und standfeste Auftreten des Bischofs von Münster für Gottes- und Menschenrecht, für den Schutz der Schwachen und Rechtlosen wird weltweit diskutiert und wirkt beispielgebend.

Zum Widerhall der Galen-Predigten berichtet Nuntius Orsenigo am 10. September 1941: „Die bekannten Predigten Sr. Exzellenz von Galen, des Bischofs von Münster, sind überall verbreitet. Sie wurden gelesen im Behördenapparat, in den diplomatischen Vertretungen, in Kreisen der Offiziere und Soldaten an der Front; sie sind der Geschäftswelt ebenso bekannt wie dem einfachen Volk; von Katholiken wie Protestanten werden sie mit Genugtuung aufgenommen; sie werden im Warthegau verbreitet und in Holland.“⁹⁾

„Galens Vorstoß“, schreibt Ludwig Volk, „wirkt auf andere Bischöfe als Ansporn. Seinem Beispiel folgten mit der öffentlichen Anprangerung von Euthanasie und Klostersraub die Bischöfe Machens von Hildesheim (Predigt vom 17. August im Hildesheimer Dom, Anm. d.R.) und Bornwasser von Trier (Predigten am 31. August und 14. September 1941 im Trierer Dom, Anm. d.R.). Sie zusammen trugen die zweite, nunmehr öffentliche Welle bischöflicher Einsprüche gegen den Massenmord an den Geisteskranken (Juli–September 1941). Neben anderen Faktoren (eine Folge interner Vorstellungen schriftlicher Natur bei

div. Behörden, Ministerien etc., Anm. d.R.) hat diese von Galen angestoßene Protestbewegung entscheidend dazu beigetragen, daß Hitler das Euthanasie-Programm Ende August 1941 abbrach.“¹⁰⁾

Bischofsautorität

Amtlicherseits und seitens der GSTP erfährt Bischof Galen keinerlei öffentliche Anfechtungen. In einer Vorlage vom 13. August 1941 für Reichsleiter Bormann findet sich dafür eine mögliche Erklärung. Es heißt darin u. a.: Dr. Goebbels(Reichsminister für Propaganda, Anm. d.R.) sprach nach der Ministerkonferenz mit mir (Tiessler, Anm. d.R.) wegen der Predigt des Bischofs von Münster. Er wisse nicht, was man im Augenblick Wirksames tun könne. Ich erklärte ihm, daß es im Augenblick meines Erachtens nur ein wirksames Mittel gäbe, nämlich den Bischof aufzuhängen. Ich hätte auch Reichsleiter Bormann bereits entsprechend unterrichtet. Dr. Goebbels sagte daraufhin, daß dies eine Maßnahme sei, die nur der Führer selbst entscheiden könne. Er befürchte allerdings, daß, wenn etwas gegen den Bischof unternommen würde, die Bevölkerung Münsters während des Krieges abzuschreiben sei. Dazu könne man ruhig noch ganz Westfalen nehmen.“¹¹⁾

Wer die eine oder andere öffentliche Kundgebung des Bischofs von Münster vor oder gar während des Krieges miterlebt hat, weiß, was Dr. Goebbels hier anmerkt, denn entgegen der Auffassung von Bormann riefen z.B. die Klosteraufhebungen, wo immer sie wahrgenommen wurden, mitunter zornige Protestaktionen der mehr oder weniger nahe wohnenden Bevölkerung hervor. So standen vor allem die Münsterländer Bauern voller Schutz und Trutz vor und hinter ihrem Oberhirten.

Der Kardinal

Am 16. März 1946 umjubeln rund 50 000 Menschen vor dem schwer zerstörten Paulusdom ihren von Rom kommenden mit der Kardinalswürde ausgezeichneten Bischof. Wie immer überragt Clemens August das ihn umgebende Volk. Er richtet das Wort an die Versammelten und sagt u. a.: „Es ist heute schon und in den letzten Tagen davon gesprochen worden, daß Gott der Herr mich berufen und gestärkt hat, in den vergangenen Jahren manchmal laut und deutlich zu sprechen über Dinge, von denen zu sprechen gefährlich war. Und ich habe es getan, weil es meine Pflicht war . . .“

Diese Ansprache ist die letzte im Leben des Grafen Galen, des „Löwen von Münster“. Am 22. März haucht der Kardinal sein Leben aus; viel zu früh, wie die über seinen jähen Tod erschrockene Welt damals urteilt. Aber wie schloß doch der Bischof, der seinen Tod annahm: „Ja, wie Gott es will.“

Kardinal Graf von Galen liegt in der Liudger-Kapelle im Dom zu Münster begraben. Die Zeitgeschichte verzeichnet ihn als Symbol des Widerstandes im Kirchenkampf des 3. Reiches.

Verglichen mit seinem Herzen, soll Kardinal Graf von Preysing einmal gesagt haben, war mein Herz ein „Hasenherz“.

Nachtrag

Zur Situation der Klosteraufhebungen ist nachträglich folgendes anzumerken:

- *Bis zur Einstellung der Beschlagnahme-Aktion im Sommer 1941 waren über 123 größere Komplexe zum Opfer gefallen.*
- *Wer allzu stark auf Respektierung des Eigentumsrechts pochte, wurde meist von der GSTP ins Konzentrationslager verbannt.*
- *In der Regel drohte die GSTP mit Dachau; von den über 300 dort eingelieferten katholischen deutschen Geistlichen hat jeder fünfte die Entbehrungen und Mißhandlungen der KZ-Haft nicht überlebt. (Ludwig Volk, Stimmen der Zeit, 198, S. 605, 19809.*

Anmerkungen

- 1) Vgl. Handbuch der Kirchengeschichte, Band VII, S. 75
- 2) ebd. S. 77
- 3) Bischof Dr. Wilhelm Berning, 1914 Bischof von Osnabrück, 1933—1945 Preußischer Staatsrat, war zu der Zeit interimistischer Tagungsvorsitzender des Konvents westdeutscher Bischöfe, das die Erzbischöfe von Köln und Paderborn sowie deren Suffragan-Bischöfe umfaßte. Kardinal Schulte, Köln, und Erzbischof Klein, Paderborn, waren am 11. März bzw. am 26. Januar 1941 verstorben (Stimmen der Zeit, 194, 1976).
- 4) Heinrich Wienken, 1937—1951 Leiter des Kommissariats der Fuldaer Bischofskonferenz in Berlin und Koadjutor von Meißen; 1951—1957 Bischof von Meißen.
- 5) Ludwig Volk: Clemens August Graf von Galen; Schweigen oder Bekennen? Stimmen der Zeit, S. 220—223; 194, 1976)
- 6) ebd.
- 7) Bischof Sproll wurde im Sommer 1938 — als Volksverräter gebrandmarkt — seines Bistums verwiesen.
- 8) Die Predigtauszüge der 3 großen Galenpredigten des Sommers 1941 sind entnommen aus: Heinrich Portmann: Der Bischof von Münster, S. 122—157, Münster 1946.
- 9) Ludwig Volk: Episkopat und Kirchenkampf im Zweiten Weltkrieg; Stimmen der Zeit, 198, S. 610, 1980
- 10) ebd. S. 607
- 11) Heinrich Portmann: Der Bischof von Münster, S. 194f.

Bekennerbischof Joan Dragomir

Lothar Groppe

Die KNA-Meldung vom 8. Mai d.J., einer der vier rumänischen Geheimbischöfe des byzantinischen Ritus, Joan Dragomir, sei am 25. April gestorben, ruft die Tragödie dieser Kirche ins Bewußtsein, die 1698 mit Rom wiedervereint wurde. 1930 zählten die Unierten etwa 1,5 Millionen Gläubige, was 7,9% der Bevölkerung entsprach. Die römisch-katholischen Christen machten 6,8% der Bevölkerung aus. Über kein Land des Ostblocks gibt es heute im Westen so irriige Meinungen wie über Rumänien. „Dieses Land mit seiner total stalinistischen Innenpolitik und dem raffiniertesten Spitzelsystem der kommunistischen Welt wird oft für relativ freiheitlich gehalten . . . Diese falsche Einschätzung gilt auch von der Lage der Kirche in Rumänien.“ (Deutsche Tagespost, 27.7.76)

Da ich jahrelang für die Ostpriesterhilfe gepredigt habe, wollte ich mir selber an Ort und Stelle ein Bild von der Situation dieses Landes machen. Insbesondere ging es mir um ein wirklichkeitstreuues Bild von der Kirche.

Vor meiner ersten Reise nach Rumänien fragte ich beim rumänischen Touristenamt nach Gelegenheiten, im Land Gottesdienste zu besuchen. Ich erhielt zur Antwort, „daß ein normales religiöses Leben in Rumänien herrscht“.

Wie sieht nun das „normale Leben“ in Wirklichkeit aus?¹⁾ Das Apostolische Schreiben „Evangelii nuntiandi“ Papst Pauls VI., vom 8.12.1975 beschreibt zutreffend die Situation der verfolgten Kirche: Zahlreiche Gläubige werden, „nur weil sie Christen, weil sie Katholiken sind, mit Gewalt systematisch unterdrückt . . . ihrer Rechte beraubt, verfolgt, bedroht und ausgestoßen . . .“. Der Papst spricht von einer Christenverfolgung, die durch allgemeine Erklärungen über die Menschenrechte nur „verschleiert“ werde.

Aus vielen Gesprächen mit zahlreichen Rumänen verschiedenen Alters, MAännern und Frauen aus den verschiedensten Berufen, Priestern, Ordensleuten (die allerdings nur illegal leben können) und einigen Bischöfen wurde deutlich, daß die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) keinerlei Verbesserungen für diesen Balkanstaat gebracht hat. In der „Schlußakte“ von Helsinki vom 1. August 1975 heißt es: „Die Teilnehmerstaaten werden die Menschenrechte und Grundfreiheiten, einschließlich der Gedanken-, Gewissens-, Religions- oder Überzeugungsfreiheit für alle ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts oder der Religion achten.“ Gewiß werden, soweit bekannt ist, keine Priester und Bischöfe mehr ermordet. Das Schicksal der Bischöfe Suciü, Frentiu, Rusu und Balan, die in Gefängnissen oder Arbeitslagern starben, hat sich nicht wiederholt. Auch kam in der Folgezeit nicht mehr ein solch grauenhaftes Verbrechen wie an Bischof Aftenie vor, dem nach furchtbaren Foltern von den Schergen der Geheimpolizei der Schädel gespalten wurde.²⁾ Insofern ist tatsächlich eine „Verbesserung“ der Lage eingetreten. Sämtliche Bischöfe, Priester, Laien und Ordensleute der unierten Kirche, die bis dahin unter oft unvorstellbaren Bedingungen eingekerkert waren, wurden 1964 freigelassen. Freilich starben mehrere von ihnen noch Jahre später an den Folgen der Torturen. Eine Or-

den Schwester, die jahrelang unbeschreiblich gefoltert worden war, schwebte nach der Entlassung noch 2 Jahre zwischen Leben und Tod. Als ich zu ihr sagte: „Schwester, das muß doch eine furchtbare Zeit für Sie gewesen sein“, entgegnete sie mir: „Gewiß, Pater, es war eine schwere Zeit. Aber bitte bestellen Sie dem Hl. Vater und unseren Bischöfen, daß ich Gott für diese Zeit der Gnade danke. Leider war das ja das einzige, was ich für den Hl.

Vater, die Kirche und unsere Bischöfe tun konnte.“³⁾ Keine der dortigen Kirchen erfreut sich wirklicher Freiheit. Dies gilt sogar für die Orthodoxen, die stark mit dem Regime verquickt sind und ganz wesentlich an der Unterdrückung der unierten katholischen Kirche des byzantinischen Ritus beteiligt waren und noch sind. Diese gilt als „nicht-existent“, da sie 1948 „zur orthodoxen Einheit zurückgekehrt“ sei. Jedoch dies ist eine infame Lüge, die auch dadurch nicht zur Wahrheit wird, daß sie der rumänische Patriarch Justinian am 8. Mai 1972 auf einer Pressekonferenz in Brüssel wiederholte. Der Osservatore Romano protestierte hiergegen am 11.6.: „Auf der Grundlage der von der Geschichte bewiesenen Faktoren kann von einer Selbstauflösung der katholischen Kirche des orientalischen Ritus in Rumänien und ihrer freiwilligen Integration in die orthodoxe Kirche nicht die Rede sein.“⁴⁾

1948 unterschrieben ganze 38 Priester der unierten Kirche, daß sie in die orthodoxe Kirche übertreten wollten. Hierbei spielten mehrere Täuschungsmanöver sowie massiver staatlicher Druck eine erhebliche Rolle. Von den 1772 unierten Priestern, die Unterschrift und Übertritt verweigerten, kamen die meisten ins Gefängnis. Ausnahmslos alle verloren über Nacht ihre Stellung. Die Zahl der unierten Katholiken, die heute nach wie vor treu zur Kirche stehen, wird von Fachleuten auf etwa 1 Million geschätzt.

Da durch die Verhaftung sämtlicher uniierter Bischöfe im Oktober 1948 die Hierarchie ausgeschaltet war, reagierte der Vatikan mit der Ernennung und Weihe von Geheimbischöfen beider Riten. Denn ab 26. Juli 1949 waren auch sämtliche römisch-katholischen Bischöfe in Haft. Am 29. Juli desselben Jahres wurden dann alle katholischen Orden verboten.

Der am 25. April d.J. verstorbene 79jährige Bischof Joan Dragomir wurde am 6. März 1949 zum Bischof geweiht. Die rumänische Geheimpolizei, die gefürchtete Siguranta, hatte wohl von den Weihen durch einen Spitzel erfahren. Um die Mitte des Jahres 1950 brach sie in die Räume der Nuntiatur ein, wobei ihr die Aufzeichnungen über die geheimen Bischofsweihen und der Konsekraoren in die Hände fielen. In der Folge davon wurde der vaticanische Geschäftsträger, der amerikanische Erzbischof O'Hara, ausgewiesen.⁵⁾

Schon in Deutschland hatte man mich auf Bischof Dragomir aufmerksam gemacht. In Rumänien sagten mir verschiedene Gläubige, er, der älteste der noch lebenden Geheimbischöfe, stehe unbeirrbar treu zur Kirche und sei herausragender Exponent der unierten Kirche. Immer wieder wurde ich aufgefordert, ihn zu besuchen. Da ich ihm Grüße von Freunden überbringen und auch einige Dinge angeben konnte, die nur ein Eingeweihter wissen konnte, empfing er mich mit rückhaltlosem Vertrauen und großer Herzlichkeit.

Mit seinem Einverständnis machte ich mir verschlüsselte Notizen, die auch unbehelligt die Grenzen passierten. Da er mehrere Jahre in Frankreich studiert hatte, konnten wir uns französisch verständigen. Äußerlich wie ein Bauer oder Arbeiter gekleidet, strahlte er trotz seines unscheinbaren Aufzugs eine unbeschreiblich durchgeistigte Würde aus. Selten hat mich eine Persönlichkeit so nachhaltig beeindruckt wie er. Bischof Dragomir hatte einen furchtbaren Leidensweg hinter sich. Insgesamt 18 Jahre war er im Gefängnis, darunter ein halbes Jahr während des Krieges bei den Ungarn und 3 Jahre unter den Kommunisten im berüchtigten Vernichtungslager Sighet im Norden Rumäniens, an der russischen Grenze. Dort starben u. a. der frühere rumänische Ministerpräsident Juliu Maniu und 1955 der unierte Weihbischof von Fagaras, Liviu Chinezu. Bischof Anton Durcovici war in Sighet am 20. 12. 51 verhungert. Man hat ihn nackt und ohne Sarg wie einen räudigen Köter verscharrt.

Bischof Dragomir zeigte sich über die Situation der Kirche wie auch die politische Lage der Welt vorzüglich informiert. Sehr ernst äußerte er sich über den zunehmenden Abfall von Gott in der freien Welt: „Ich sehe ein furchtbares Strafgericht Gottes über den Westen kommen, wenn dieser sich nicht von seiner Gottlosigkeit bekehrt.“ Die religiöse Lage im eigenen Land sah er bei aller nüchternen Einschätzung der konkreten Möglichkeiten doch zuversichtlich. Er selbst hatte bis 1978 146 Priester geweiht. 1968 wurde in seiner Diözese Maramures festgestellt, daß seinerzeit 600 Priester nicht unterschrieben hatten, sie wollten zur orthodoxen Kirche übertreten. Etwa 300 von ihnen lebten zur Zeit unseres Gesprächs noch, so daß 1978 etwa 450 romtreue unierte Priester in seiner Diözese wirken konnten, wenn auch nur insgeheim.

In Bukarest betreute Bischof Dragomir 52 von der orthodoxen Kirche konvertierte weibliche und 12 männliche Ordensleute. Sie sind in der Mehrzahl Akademiker, als Ärzte und Advokaten, aber auch als Krankenpfleger tätig. Sie sind nur ganz vertrauenswürdigen Gläubigen bekannt und müssen allein leben, um nicht aufzufallen. 1978 bereiteten sich 4 junge Männer der Diözese auf die Priesterweihe vor. Große Sorge machte sich der Bischof allerdings wegen des fortgeschrittenen Alters der Geheimbischöfe. Erst 3 Monate vor meinem Besuch war der unierte Weihbischof von Oradea, Juliu Hirtea, im Ruf der Heiligkeit gestorben. Zu seiner Beerdigung seien etwa 200 Priester und rund 1000 Gläubige gekommen. Die anderen noch lebenden Geheimbischöfe sind heute 73, 74 und 72 Jahre alt. Letzterer aber ist infolge der Folterungen im Gefängnis schwer krank und nicht mehr aktionsfähig. Papst Paul VI. hatte die rumänischen Bischöfe wissen lassen, er wolle keinen Geheimbischof weihen lassen, solange noch mehr als einer von ihnen lebe. Ob der jetzige Papst auch diese Auffassung vertritt, entzieht sich unserer Kenntnis. Natürlich würde sich der Vatikan zu dieser Frage nicht öffentlich äußern.

Bischof Dragomir wurde während der langen Jahre seiner Gefangenschaft regelmäßig gefoltert, um ihn zum Abfall zu bewegen. Aber obwohl ihm das Grauen dieser Jahre noch lebendig vor Augen stand, sagte er mir: „Wir müssen bereit sein zu sterben, und wir sind es auch.“ Aus dem Mund eines solchen Mannes ist dies sicher keine Großsprecherei.

Joan Dragomir ließ die Bischöfe, vor allem Europas und der Vereinigten Staaten, um ein Memorandum für die Freiheit der Kirche in Rumänien bitten. Dieses sollte an den Präsidenten der Sozialistischen Republik Rumänien gerichtet sein, einheitlich das Datum desselben Tages tragen und um Respekt vor der Konstitution und den Menschenrechten bitten. Die rumänische Verfassung erklärt ja in Artikel 30: „Die Gewissensfreiheit ist allen Bürgern der Sozialistischen Republik Rumänien garantiert. Jeder ist frei, seinen religiösen Glauben zu bekennen oder nicht zu bekennen. Die religiösen Kulte organisieren sich und funktionieren auf freie Weise ...“

Bischof Dragomir selbst richtete in den Jahren 1964 bis 1978 insgesamt 33 Memoranden an Präsident Ceausescu, in denen er die Forderung nach Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Beendigung des Terrors erhob. Zwar wurde jeweils der Eingang der Schreiben bestätigt, aber sonst erhielt er keine Antwort.

Für die Gläubigen des unierten Ritus gibt es weder Gotteshäuser noch öffentliche Gottesdienste. Um sie nicht jeder Möglichkeit der hl. Messe und des Sakramentenempfangs zu berauben, erließen die Bischöfe folgende Richtlinien: Rumänische Katholiken des byzantinischen Ritus dürfen den orthodoxen Gottesdienst besuchen und dort die Sakramente empfangen, wenn folgende 3 Bedingungen zugleich erfüllt sind:

1. Es darf keine Gefahr bestehen, daß sie den katholischen Glauben verlieren.
2. Sie dürfen anderen Gläubigen kein Ärgernis geben, und
3. eine katholische Kirche muß weiter als 10 km entfernt sein.

Nach meinen Erkundigungen versuchen die unierten Gläubigen jedoch nach Möglichkeit, römisch-katholische Gottesdienste zu besuchen. In der Mehrzahl leben sie trotz ihrer, menschlich gesehen, hoffnungslosen Lage ein heroisches Christentum und sind eine große Hoffnung und geistige Kraftquelle für die Kirche.

Wie geht es weiter?

Der Staat ist zwar bereit, mit dem Vatikan ein „Statut“ abzuschließen, aber nur zu Bedingungen, die Rom nicht akzeptieren kann. Papst Paul VI. hatte unmißverständlich erklärt, daß in ein Abkommen mit dem Staat auch die unierte Kirche einbezogen werden müsse. Da aber das kommunistische Regime die bloße Existenz dieser Kirche leugnet, sieht man nicht, wie eine Regelung möglich sein sollte. Der Papst kann selbstverständlich nicht die treuesten Söhne und Töchter der Kirche „opfern“, um einen modus vivendi für die römisch-katholische Kirche auszuhandeln. Selbst wenn vielleicht vatikanischen Diplomaten vorschweben sollte, um den Preis des „Abschreibens“ des byzantinischen Ritus wenigstens einen (in sich berechtigten und erstrebenswerten) Teilerfolg zu erzielen, dürfte doch die weltweite Empörung über die Behandlung des Falles Mindszenty sie davor zurückschrecken lassen, eine derartige „Lösung“ anzustreben.

Der Staat versucht immer wie der, Uneinigkeit und Mißtrauen in die Reihen der Kirche zu säen. Bischof Dragomir selbst sagte mir, man könne niemandem trauen. Vor Jahren erzählte mir ein Bischof, wie er gelegentlich eines Empfangs bei einem rumänischen Bot-

schafter erwähnte, er wolle eine Kur in Rumänien antreten. Der Botschafter war die Liebenswürdigkeit in Person: „Exzellenz, lassen Sie es mich bitte wissen, wann Sie die Kur antreten wollen. Ich werde alle Formalitäten für Sie erledigen. Sie sind selbstverständlich Gast der rumänischen Regierung.“ Natürlich merkte der Bischof sofort, worauf diese „Hilfsbereitschaft“ abzielte und verzichtete auf die Reise. Leider durchschaute nicht jeder Bischof dieses Spiel, sondern reiste unbekümmert nach Rumänien. Bischof Dragomir ließ, zugleich im Namen der anderen Bischöfe und Priester, sehr eindringlich darum bitten, daß kein kirchlicher Würdenträger zu irgendwelchen Gesprächen oder gar Verhandlungen mit Regierungsstellen oder Vertretern der orthodoxen Kirche nach Rumänien fährt, ohne mit den Bischöfen Kontakt aufzunehmen. 3 Kardinäle hätten dies in der Vergangenheit zum Schaden der rumänischen Kirche getan. Lediglich Kardinal Suenens habe später im Rundfunk erklärt, er bedauere sehr, nicht mit den rumänischen Bischöfen zusammengetroffen zu sein.

Ein sehr ernstes Wort sagte der Bischof über einen hohen vatikanischen Würdenträger, der öffentlich erklärt hatte, die rumänisch-byzantinische Kirche (bei uns wird meist fälschlich gesagt: die griechisch-katholische Kirche) existiere nicht mehr. Damit habe er dem kommunistischen Regime in die Hände gearbeitet, das ebenso wie die orthodoxe Kirche dasselbe behauptet. Diese Erklärung hat in der rumänischen Kirche große Erbitterung und Empörung ausgelöst. Die Bischöfe schrieben dem Hl. Vater, sie respektierten die Person dieses Bischofs, wünschten aber nicht, daß er sich in ihre Angelegenheiten einmische.

Franz Hummer zitiert in seinem Buch „Bischöfe für den Untergrund“ die Erklärung eines unierten Geheimbischofs, die sich völlig mit dem deckt, was mir Bischof Dragomir sagte:

„Jahrelang haben wir um des Primates Petri willen Folter, Schläge, Hunger, Kälte, Entblößung und Verspottung erlitten. Unsere Fesseln, Handschellen und das Eisengitter der Zelle haben wir wie geweihte Gegenstände geküßt, unsere Sträflingskleider wie ein heiliges Gewand verehrt. Freiwillig haben wir unser Kreuz getragen, denn immer wieder hat man uns als Preis für den Abfall von Rom Freiheit, Geld und ein bequemes Leben angeboten. Unsere Bischöfe, Priester und Gläubigen sind insgesamt zu mehr als 5 000 Jahren Gefängnis verurteilt worden und haben davon über 1 000 Jahre abgesessen.“

Sechs Bischöfe sind für die Einheit mit Rom im Kerker gestorben. Trotz dieser blutigen Opfer zählt unsere Kirche jetzt ebenso viele Bischöfe wie zu jener Zeit, als Stalin und der orthodoxe Patriarch Justinian sie triumphierend für tot erklärt haben. Die Tatsache, daß unsere Kirche in all den Jahren des unmenschlichen Leidens nicht vernichtet wurde, ist für uns ein Zeichen, daß Gott seine Stunde abwartet.

Er, der uns die Gnade der Standhaftigkeit gegeben hat, wird uns auch die Gnade der Auferstehung schenken.

Darum hat die Kirche keinen Grund, übereilt mit kommunistischen und orthodoxen Führern zu verhandeln, die ihren guten Willen nie bewiesen haben und weder die Orthodoxie noch das rumänische Volk vertreten. Die Kirche ist geduldig, weil sie ewig ist.

Wenn wir in unserem Elend Euch zu Geduld anhalten, so bedeutet dies, daß wir bereit sind, für unseren Glauben zu sterben. Christus aber hat gesagt, daß das Samenkorn, das stirbt, überreiche Frucht bringen wird. Wir zweifeln nicht an seinem Wort ...“ (S. 96)

Immer wieder wurde mir übereinstimmend versichert, Erzbischof Del Mestri, der Vorgänger des jetzigen Apostolischen Nuntius in der Bundesrepublik, habe sich große Verdienste um die rumänische Kirche beider Riten erworben. Er sei nicht nur der beste Kenner der Lage, sondern auch ein wirklich profunder Sachkenner. Was tut Rom? Was kann Rom tun?

Bei der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa hatte sich der vatikanische „Außenminister“, Erzbischof Achille Silvestrini, am 7. September 1983 in Madrid im Auftrag des Papstes nachdrücklich für eine gesetzliche Anerkennung der katholischen Kirche des orientalischen Ritus in Rumänien und in der Ukraine ausgesprochen. Jahre zuvor hatte der damalige Staatssekretär im Auswärtigen Amt der Bundesrepublik auf der Belgrader Folgekonferenz am 9. März 1978 eine Abschlusserklärung abgegeben. In ihr heißt es:

„Frieden und Menschenrechte gehören zusammen ... Die Verwirklichung der Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit muß für uns alle ein Kernstück der Gestaltung moderner und humaner internationaler Beziehungen werden.“⁶⁾

Die „Frankfurter Allgemeine“ schrieb am 15. 1. 81:

„Das große unterschwellige Kirchenproblem, so hat man den Eindruck, sind nicht die Sekten, sondern ist die Frage der früheren unierten oder griechisch-katholischen Kirche, die 1948 zwangsweise zur Orthodoxie ‚zurückgeführt‘ wurde. Dieses Problem ist nicht bewältigt, sondern scheint im Gegenteil mit jedem Tag mehr aus der Verdrängung in die Aktualität zurückzukehren. Nicht zuletzt erwartet oder befürchtet man, je nach Standpunkt, daß der neue Papst Johannes Paul II. es eines Tages aufrollen werden.“

Die im Untergrund lebende, sehr lebendige rumänisch-byzantinische Kirche scheint auf diesen Tag gut vorbereitet zu sein. Ihre lebendige Treue zu Christus und der Kirche können unserer weiterhin lau und schläfrig gewordenen lateinischen Kirche neue Impulse geben.

„Bis auf den heutigen Tag haben mehr als eine Million uniierter Katholiken Rumäniens Vertrauen, daß sie aus den Katakomben befreit werden und sie offen und frei ihren Glauben bekennen können. Die Politik hat irdische Interessen. Der christliche Glaube aber hat nur ein Interesse: Das Heil des Menschen.“⁷⁾ Ob wir etwas von der großen Politik erwarten können, erscheint mehr als fraglich. Unsere Wohlstandsbürger lieben es nicht, an die Tatsache der Christenverfolgung erinnert zu werden. Viele scheint die Sorge um das Wohlergehen inhaftierter Terroristen mehr zu beschäftigen als das Martyrium zahlloser Christen in vielen Ländern, nicht nur, aber vorwiegend hinter dem Eisernen Vorhang in Europa und dem Bambusvorhang in Asien. Manche Politiker scheinen sich damit zu begnügen, Glaubensfreiheit oder Rechte von Minderheiten „einzufordern“. Das im Juni d. J.

stattgefundene Expertentreffen für Menschenrechte in der Folge der KSZE-Verhandlungen ging ohne Konsens und Abschlußdokument zu Ende. Die Sowjets wollen sich nicht verpflichten, künftig den Vorschriften über Respektierung von Menschenrechten und Grundfreiheiten der Schlußakte von Helsinki nachzukommen. Dabei sind weniger schöne Worte entscheidend als vielmehr die Frage, ob sich jedermann zu seinem angestammten Glauben bekennen kann, ohne Repressalien befürchten zu müssen, ob er nach der Überzeugung seines Gewissens leben kann, ob die auch in den verschiedenen Verfassungen des Ostblocks, auch Rumäniens, garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit nur auf dem Papier steht oder Verfassungswirklichkeit ist.

Bei meinen Besuchen habe ich immer wieder gefragt: „Was können wir, was kann die Kirche für Sie tun?“ Obwohl nicht wenige Priester und Bischöfe dort in Verhältnissen leben, die man nur als armselig bezeichnen kann — so erhielt beispielsweise Bischof Dragomir trotz seines hohen Alters und seiner Körperbehinderung nicht einmal so etwas wie eine Sozialrente —, sagten mir übereinstimmend alle nur immer wieder: „Bitte beten Sie für uns. Die Kirche soll für uns beten.“

Mir scheint, diese Bitte, die auch der Ärmste erfüllen kann, sollten wir nicht überhören. Aus der Apostelgeschichte wissen wir, daß die Gemeinde unablässig für Petrus zu Gott betete (12,5) und der erste Papst durch das Gebet der Urkirche aus der Gefangenschaft des Herodes befreit wurde. Wenigstens diesen Erweis christlicher Solidarität sollten wir der verfolgten Kirche nicht verweigern.

Im vergangenen Februar sprach ich in Braunschweig über „Christenverfolgung heute“. Am Ende meines Vortrags sagte ich den Hörern, was mir immer wieder von den verfolgten Christen gesagt worden war: „Bitte, betet für uns!“ Offenbar hat diese Bitte doch einige Hörer nachdenklich gestimmt. Einige Wochen später sagte mir jemand aus der Gemeinde, in der Pfarrei werde jetzt regelmäßig am Dienstagabend eine Gebetsstunde für die verfolgte Kirche gehalten.

Papst Johannes Paul II. würdigte in seinem Beileidstelegramm an den Apostolischen Administrator des lateinischen Ritus in Bukarest Bischof Dragomir als einen Mann, der „alle seine Kräfte für das Wohl der Kirche eingesetzt und ein Zeichen des Trostes und der Stärke für die leidende katholische Gemeinde in Rumänien gewesen ist“. (KNA, 8.5.85)

Darüber hinaus dürfen wir die Hoffnung hegen, daß das Zeugnis dieses Bischofs, der „bis aufs Blut Widerstand geleistet“ hat (Heb. 12,4), für die Kirche Rumäniens, aber auch für die ganze Kirche fruchtbar werden möge. Er wie die unzähligen anderen Glaubenszeugen haben bewiesen, „daß die christlichen Märtyrer keine todessehnsüchtigen Fanatiker sind, sondern Menschen, denen es kompromißlos um die Ehre Gottes und die Menschenwürde geht“, wie Kardinal König schreibt.⁸⁾

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Hierzu vom Verfasser: „Katholiken im Lande Ceaucescus“, Digest des Ostens, 7/1979, S. 8ff.; „Rumänien — abseits des Touristenstroms“ in „Kirche bunt“, 9.9.1979; „Treu wie Gold und voller Glauben“ in „neue bildpost“, 26.11.78
- 2) Gerd Hamburger, Verfolgte Christen, Graz 1979, S. 321
- 3) In Rumänien traf ich mit mehreren ehemaligen Häftlingen zusammen, die mit dem im Westen sehr bekannten Pfarrer Richard Wurmbrand zusammen im Gefängnis waren. Zwar hatten sie alle ihm gegenüber mehr oder minder starke Vorbehalte, aber sie bezeichneten übereinstimmend die in seinen Büchern geschilderten Haftbedingungen in rumänischen Gefängnissen als wahrheitsgetreu, so etwa im Buch „In Gottes Untergrund“, Evangelisationsverlag, Berghausen/Bd o.J.
- 4) Kirche in Not, Band 24, Königstein 1976, S. 119
- 5) Franz Hummer, Bischöfe für den Untergrund, Wien 1981, S. 97
- 6) Kirche in Not, Band 31, Königstein 1983, S. 48
- 7) Franz Hummer, a.a.O., S. 104
- 8) Gerd Hamburger, a.a.O., S. 8

89. Deutscher Katholikentag in Aachen

Geschichtlicher Rückblick

Vom 10. bis 14. September fand in diesem Jahr der 89. Deutsche Katholikentag statt. Dabei wurde diese große Veranstaltung der deutschen Katholiken schon zum vierten Mal in der alten Kaiserstadt durchgeführt (1862, 1879, 1912 und 1986).

In einer Zeit der starken geistigen Verunsicherung, aber auch des großen sehnsuchtvollen Suchens scheint es angebracht, einmal einen Blick in die Geschichte zu werfen.

In der Zeit von 1803 bis 1806 verlor die katholische Kirche den größten Teil ihrer Besitzungen und Einkünfte.

Im „Reichsdeputations-Hauptschluß“ 1803 zu Regensburg zerstörte der reichsständische Ausschuß — unter dem Einfluß napoleonischer Politik — die politischen und rechtlichen Grundlagen des alten deutschen Kaiserreiches. Am schwersten traf es die katholische Kirche, weil alle geistlichen Herrschaften säkularisiert (verweltlicht) wurden. Mit diesen Besitzungen wurden die Fürsten entschädigt, die 1797 im Frieden von Campo Formio Gebiete an Napoleon abtreten mußten. (Teilweise bekamen sie erheblich mehr als sie eingebüßt hatten.)

Diese Situation brachte auf der einen Seite der Kirche ungeheure Schwierigkeiten. Auf der anderen Seite aber setzte die Entledigung von politischen und wirtschaftlichen Bindungen Kräfte frei, die die religiöse Gemeinschaft erheblich stärkten.

Nach einer gewissen Zeit der Ratlosigkeit besann sich die katholische Kirche in Deutschland auf die Hilfe der Mittel einer modernen Gesellschaft. Katholische Presse und Verbände wurden zu helfenden Organen der Kirche. Die Revolution von 1848 gab der Gesellschaft die Rechte auf Presse- und Versammlungsfreiheit. Das Erstaunliche war, daß die Laien mutvoll in die inner- und außerkirchliche Diskussion eingriffen und sich mit ihrer Kirche solidarisierten. Die katholischen Vereine — mit ihnen der sogenannte Verbandskatholizismus — entstanden. So begann mit der „Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands“ im Oktober 1848 in Mainz der erste deutsche Katholikentag.

Wenn man heute auf diese 89 Katholikentage zurückschaut, dann muß man feststellen, daß sie nicht immer „groß“ waren. Es gab Veranstaltungen, da beklagte man die geringe Ausstrahlung in den weltlichen Bereich. Und zuweilen ging das Wort von der Bekehrung der Bekehrten um. Dennoch muß festgestellt werden, daß eine Grundlinie seit damals eingehalten wurde:

- Katholiken machten sich frei von staatlicher Bevormundung;
- Katholiken stellten sich — und zwar Laie und Priester — gegen die Ströme eines die Grundwerte in Familie und Ehe auflösenden Zeitgeistes;
- Katholische Christen setzten Ihre Vorstellungen von Schule und Bildung in Forderungen um;

- Katholische Presseorgane wurden zu einem nicht wegzudenkenden Faktor in der deutschen Gesellschaft;
- Nicht zuletzt aber traten die katholischen Gläubigen immer wieder für soziale Belange der arbeitenden Menschen ein.

Heute muß man diesen mehr innerdeutschen Themen noch die weltweite Dimension hinzufügen, zu der sich unsere Kirche immer mehr entwickelt. Die Diskussion mit den katholischen Gläubigen in aller Welt ist nicht mehr aus dem Leben der Gemeinden und der Kirche in Deutschland hinwegzudenken.

Damit geht unsere Kirche — trotz des Wandels der Katholikentage im äußeren Bild — in eine neue Dimension bei der Erfüllung ihres alten Auftrages, die Botschaft des Evangeliums allen Menschen zu bringen. Aus der europäisch geprägten Kirche wird mehr und mehr die katholische — weltumspannende — Kirche.

Doch Europa hat auch in dieser Dimension einen wichtigen Platz.

M.H.

Die Pilgerfahrt Gottes

„Es gibt eine Pilgerfahrt“, schrieb Bischof Klaus Hemmerle in der Sonderausgabe zur Heiligtumsfahrt, Kirchenzeitung für das Bistum Aachen, Nr. 35 vom 31. August 1986, „die bedeutender und größer ist als alle drei Heiligtumsfahrten unseres Bistums, als jene nach Aachen, Kornelimünster und Mönchengladbach zusammen. Ich denke da nicht an Jerusalem, Rom oder Santiago. Ich denke vielmehr an jene Heiligtumsfahrt, die allen anderen zugrunde liegt: an die Pilgerfahrt Gottes zum Menschen.“

An diese Pilgerfahrt Gottes haben oder mußten sich wohl alle diejenigen erinnern, die in diesem Jahr vom 3. bis 15. September 1986 nach Aachen pilgern, um die vier Stoffreliquien, die aufs engste mit dem Leben Jesus Christus in Verbindung gebracht werden, zu schauen und in Ehrfurcht davor zu verweilen, um dem Leben und Tod unseres Herrn und Erlösers nachzusinnen.

Anfänge und Beginn der Heiligtumsfahrten

Seit fast 1200 Jahren kommen gläubige Christen nach Aachen. Die Ursprünge dieser Wallfahrt gehen bis auf Karl den Großen zurück, der die von ihm erbaute Pfalzkapelle mit einem großartigen Reliquienschatz ausstattet.

„Überliefert ist“, vermerkt Thea Winandy im „Merian Aachen“, daß im Jahr 799 ein Mönch aus Jerusalem im Auftrage des Patriarchen Reliquien „vom Ort der Auferstehung“ in die Aachener Pfalz brachte. Und anno 802, als der Kalif von Bagdad Harun Ar Raschid den Elefanten Abulabaz als Huldigungsgeschenk für Karl den Großen schickte, kam mit der Gesandtschaft aus Konstantinopel auch der Geistliche der Kirche, in der bis dahin das Kleid Mariens verehrt wurde“.

Die Heiligtümer

Es sind 4 Textilien, die in einer bestimmten Beziehung zum Leben und Sterben Jesu und zum Blutzugnis seines Vorläufers Johannes stehen:

- das Leinenkleid Mariens, mit Borten verziert.
- die Windeln Christi; ein filzartiges Gewebe darin damaliger orientalischer Sitte gemäß Säuglinge gewickelt werden;
- das Enthauptungstuch Johannes des Täufers, ein damastähnliches Gewebe;
- das Lendentuch Christi; der untere Teil einer Leinentunika, der von Juden bei der Kreuzigung getragen werden darf.

Deutung und Mahnung

„Vier unscheinbare Stücke Stoff bewegen seit dem Mittelalter alle sieben Jahre Pilgerströme aus ganz Europa nach Aachen“, sagt Bischof Klaus Hemmerle in seiner Ansprache am 10.9.1986 anlässlich der Eröffnung des 89. Deutschen Katholikentages. „Sie erinnern“, fährt der Aachener Bischof fort, „daran, daß in der Schlichtheit, Kleinheit und Alltäglichkeit menschlichen Lebens Gottes großes Reich bereits unter uns zu wirken begonnen hat.“ Dann folgt des Hirten Deutung und Mahnung.

1. „Da ist *das Enthauptungstuch*, das uns gemahnt an Johannes den Täufer. Er hat uns mit seinem Wort und seinem Blut Zeugnis gegeben für den, der nach ihm kam und der größer war als er. Lebt nicht auch in unserer Zeit mannigfach Zeugnis, in denen, die verfolgt werden, die Unrecht erleiden und doch segnen, in denen, die lieben, wo andere hassen, in denen, die vertrauen, wo andere verzweifeln? Der Zukunft Zeugnis geben — wo dies geschieht, da zieht die Wolke herauf, die den Regen Gottes über diese Erde bringt.

2. Da ist *das Kleid*, das uns gemahnt an die *Jungfrau Maria*. Sie gab in ihrem Ja dem Ja Gottes, dem Jawort, das selber Gott ist, die Chance, unser Fleisch anzunehmen. Der Zukunft Leben geben — dies geschieht dort, wo Gottes Ja unser Herz besiegt, so daß wir über unsere Ängste, Berechnungen und Möglichkeiten hinaus ja sagen zum Leben. Wo Menschen Treue wagen und Treue halten, wo Menschen geschenktes Leben nehmen und durchtragen, wo Menschen, statt über ihr Leben und sein Ende zu verfügen, es bedingungslos freigeben in die Hände Gottes, da zieht die Wolke auf, die das Wasser des Lebens spendet.

3. Da sind *jene Windeln*, die uns an den gemahnen, der für uns Kind geworden ist. Was er ein für allemal angenommen hat, unsere menschliche Natur, das behält er für ewig. Gottes Zukunft ist und bleibt der Mensch, in der Geburt des Sohnes Gottes ist unsere Zukunft schon geboren. Gott selbst ist unsere Zukunft — und der Mensch ist unsere Zukunft. Für immer ist jeder Mensch versiegelt im Antlitz Jesu Christi. Jeder einzelne ist unsere Zukunft, unser Gericht und unsere Seligkeit.

4. Da ist schließlich *jenes Lendentuch*, das uns gemahnt an den Kreuzestod Jesu. Gottes Herrschaft kam und kommt nicht, indem Probleme, Abgründe, Schwierigkeiten wegrationalisiert werden, Gottes Reich kam und kommt nicht durch den Griff einer bemächtigenden Allmacht, sondern indem die göttliche Allmacht sich ausliefert: Ohnmacht der Liebe, die teilt, mitleidet, aushält. So aber wird von unten und innen her alles verwandelt.

Der Zeuge und die Mutter, die Krippe und das Kreuz, Zeichen der Verborgenheit, Zeichen der stillen Nähe Gottes: Diese kleine Botschaft wollen wir in den kommenden Tagen miteinander durchbuchstabieren — und so kann in der kleinen Botschaft unserer Werkstücke und Begegnungen, unserer Gebete und Gespräche, unserer Worte und Wege sich das große Reich ansagen, das unterwegs ist zu uns.“

Dimensionen

Die Aachener Heiligtumsfahrten sind Höhepunkte in der Geschichte Aachens. In der Regel besuchen Ende des vergangenen und in diesem Jahrhundert 800 000 bis 1 Million Pilger die Stadt und beten bei den Heiligtümern.

1937 erhält die Heiligtumsfahrt neben der kirchlichen eine politische Dimension. Dazu schreibt Dr. Heinrich Heinen folgendes: „Als 1937 zur einzigen Aachener Heiligtumsfahrt in der NS-Zeit aufgerufen wurde, waren die neuen Herren in Berlin dabei, ein ganz anderes Reich auszurufen, das ‚Dritte Reich‘, das ‚Reich der Herrenmenschen‘. Nicht das Blut Christi sollte in Deutschland hinfort verehrt werden, sondern das nordische Blut.

Auch in Aachen warnten örtliche NSDAP-Führer davor, an der Wallfahrt teilzunehmen. Teilnahme sei Landesverrat. Reichspropaganda-Minister Goebbels hatte am Tage nach Fronleichnam 1937 die katholische Geistlichkeit mit der Ankündigung ‚Tausender Sittlichkeitsprozesse‘ einzuschüchtern und zu verleumden versucht.

1937 wurde die Heiligtumsfahrt zu einem zwar ohnmächtigen, aber doch sichtbaren Protest. Vor Aachener Kirchen kam es zu Auseinandersetzungen von SA und SS in Räuberzivil mit Gläubigen, die Bekenntnislieder sangen. Darunter waren Mitglieder katholischer Jungscharen, aber auch ältere Frauen, die mit Regenschirmen zuschlugen. Der Trierer Bischof Franz Rudolf Bornewasser schlug ebenfalls zurück, in der Adalbert-Kirche: ‚Auf dem schwarzen Rock sieht man jedes Stäubchen, aber es gibt andere Trachten und Uniformen, auf denen man ganze Dreckhaufen nicht sieht.‘

Im benachbarten Ausland, speziell in den in langer Geschichte verbunden gewesenen Landen von Maastricht über Lüttich bis Luxemburg, Lothringen und Elsaß wurde die Heiligtumsfahrt 1937 als das größte religiöse Ereignis des Jahres bewertet. Auch evangelische Christen (Bekennende Kirche) sowie Sozialisten und Kommunisten besuchten die damaligen Abendpredigten in Aachen.

Es war die Zeit, als Hitler auf der Höhe seiner Erfolge stand, in Deutschland bewundert, im Ausland respektiert, und nur die Heimholung Österreichs noch stand aus, bevor der ‚Führer‘ dann endgültig in die Tiefe steuerte. 1937 waren auch prominente Katholiken wie gelähmt vor dem nationalen Phänomen Hitler. Umso ergreifender in Aachen 1937 das sich dokumentierende Mißtrauen Hitler gegenüber.“ (Siehe Rundschau Bonn, Nr. 205 vom 4. 9. 1986.)

Die Aachener Heiligtumsfahrt 1986 hat keine politischen Dimensionen, auf ihr herrschen ernster Frohsinn und gelassene Heiterkeit. Die Atmosphäre ist entspannt, die Bereitschaft zur Toleranz und zu versöhnendem Gespräch auf allen Wegen stimmen hoffnungsvoll.

Soldatenwallfahrt

Am 11. 9. 1986 wallfahren mehr als 4000 Soldaten nach Aachen und schauen ehrfurchtsvoll auf die vier großen Heiligtümer, die ihnen während der Feier des Internationalen Sol-

datengottesdienstes von vier Bischöfen auf der Altarempore des Katschhofes entgegengehalten werden. Dieser Akt bleibt fürs erste einmalig in der Geschichte der Wallfahrt.

Am 14. 9. 1986 blicken die auf dem Katschhof versammelten 10 000 Gläubigen wieder zur Domgalerie empor, von wo aus die vier Heiligtümer erstmalig seit 1958 wieder gezeigt werden.

Der Marienschrein

Am Ende jeder Heiligtumsfahrt werden die Stoffreliquien — wie immer in feierlicher Zeremonie — in jenen kostbaren Marienschrein verbracht, der im Jahre 1238 eigens dafür geschaffen worden ist. In diesem Jahr, so verlautet es aus Aachen, wird dieser Schrein einer langwierigen Restaurierung entgegengehen.

Ein Wagnis, das gelang

Es war ein Wagnis, den 89. Deutschen Katholikentag mit der Heiligtumsfahrt 1986 zu verweben. In der Pressekonferenz am 12. 9. 1986 sagte der Aachener Dompropst Johannes Müllejans in diesem Zusammenhang etwa folgendes: Ich danke dem Herrgott täglich dafür, daß er mir den Optimismus gegeben hat, das Abenteuer zu wagen. Das Abenteuer wurde bestanden.

Gemeinsam Zeichen sein für die Welt

Der Aachener Katholikentag vom 10.—14. September 1986

Klaus Lorenz

Ein Kapitel der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ ist „Das Volk Gottes“ betitelt. Ein Bild für die Gemeinschaft der Christen, die in unserer Zeit und Welt unterwegs ist, sich in gläubiger Gemeinschaft versammelt und sich wieder auf den Weg begibt, um die Welt zu gestalten. Ein Bild, das nach Meinung des Generalsekretärs des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken (ZdK), Friedrich Kronenberg, kennzeichnend ist für das Programm des Aachener Katholikentages, der vom 10.—14. September dieses Jahres unter dem Leitwort „Dein Reich komme“ stattfindet.

Der Katholikentag wird nach Aussagen Kronenbergs zum Ziel- und Sammlungspunkt. Tausende von Teilnehmern werden in vierzig Wallfahrten in Aachen zusammenkommen und die auf dem gemeinsamen Weg gemachten Erfahrungen in den Katholikentag einbringen. Damit ist schon im Vorfeld festzustellen, daß der Aachener Katholikentag ein anderes Gesicht haben soll und wird als die Großereignisse in München und Berlin. Darauf verwies auf einer Pressekonferenz auch Klaus Hemmerle, Bischof von Aachen, der die Hoffnung hat, daß man „hernach“ von der „Spiritualität“ des Aachener Katholikentages sprechen kann, von einer besonderen Weise, wie man hier miteinander lebte, betete, sprach. Und daß von diesem Geist etwas hineinweht in unsere Gemeinden und unsere Gesellschaft.

Er faßte seine Wünsche unter drei Stichpunkte: Weg — Begegnung — Zeichen.

Der diesjährige Katholikentag wird in Verbindung mit der alle sieben Jahre stattfindenden Heiligtumsfahrt stehen. Als äußeres Zeichen für dieses „Ineinanderverwoben- und Aufeinanderbezogenheit“ wurde ein Pilgerbuch mit Gebeten, Texten und Liedern für beide Veranstaltungen herausgegeben. Es begleitet die Pilger auf ihrem Weg Richtung Aachen und wird gleichzeitig von den Dauerteilnehmern am Katholikentag in Aachen benutzt werden. Beide gemeinsam, Pilger und Dauerteilnehmer, werden, und dies ist die geistige Grundbewegung dieses Katholikentages, unterwegs sein. Wir sind unterwegs zum Jahr 2000, wir wollen uns den bedrängenden Zukunftsfragen in Kirche und Gesellschaft stellen.

Doch über all den Fragen über die Versöhnung der Völker, über unseren Beitrag zum Frieden in der Welt oder den Auftrag der Christen für die Schöpfung muß, so Bischof Hemmerle, die Frage stehen: „Gott, sein Reich ist unterwegs zu uns — sind wir unterwegs zu ihm?“

Begegnung: Es hat schon viele Begegnungsprogramme, insbesondere von Verbänden, auf Katholikentagen gegeben, doch Friedrich Kronenberg brachte das diesjährige Ereignis auf folgenden Nenner: „Es ist ein einmaliges Ereignis der Gastfreundschaft, wenn in rund 80 Pfarreien der Aachener Diözese zum Katholikentag 150 Partnergruppen zu Gast sind. Die

Frage der Arbeit vor Ort in den Pfarreien wird hier über das Zusammensein und die gemeinsamen Feste hinaus im Mittelpunkt stehen“.

Und gerade aus dieser Begegnung erhofft sich Bischof Hemmerle Impulse für das Leben in den einzelnen Gemeinden und über den Katholikentag hinaus.

Zeichen: Neben dem Wallfahrtsgedanken, dem gemeinsam Auf-dem-Weg-Sein, ist es gerade hier sehr wichtig, auf die Verknüpfung mit der Heiligtumsfahrt hinzuweisen. In einer Welt, so sagte der Bischof, die „bloß rationalisiert und funktionalisiert ist“, setzt sie an bei ehrwürdigen Zeichen der Menschwerdung Gottes, in denen die Pilgerströme seit Jahrhunderten „Tuchfühlung mit dem Geheimnis der liebenden Nähe des Herrn suchen“. Im Mittelpunkt der Heiligtumsfahrt stehen vier Reliquien: Ein Kleid Mariens, das sie in der heiligen Nacht getragen haben soll, sodann die Windeln Jesu, das Enthauptungstuch des hl. Johannes und als kostbarste Reliquie das Lendentuch Jesu, das, so heißt es in einer Chronik, „blutige Tuch, mit dem der Herr am Kreuze umhüllt war“.

Diese „ehrwürdigen Erinnerungszeichen der Menschwerdung Christi“ werden im Aachener Dom aufbewahrt und gerade dieser, so der Aachener Bischof, ist Zeichen: „Der Aachener Dom ist ein kleiner Dom — und doch so groß, daß er Geschichte und Gegenwart, Erde und Himmel, Geistliches und Weltliches wie wenige andere Kirchen unseres Landes miteinander verbindet. Er ist ein in Stein gebautes Zeichen des kommenden himmlischen Jerusalems. Seine Steine schon rufen uns zu, was über dem Katholikentag als Leitwort steht: Dein Reich komme. Diese Bitte geht aufs Letzte und Größte, aber es gilt, sie zugleich hineinzuholen ins Kleinste und Nächste. Sie erinnert uns, daß wir unterwegs sind zu einer Zukunft, die größer ist als alles, was wir machen und erreichen, aber auch, was wir zerstören können. Sie nimmt uns zugleich in Pflicht, hier und jetzt Zukunft so zu gestalten, ihr so die Weichen zu stellen, daß sie Hoffnungszeichen für Gottes kommendes Reich sein kann“.

— Botschaft und Sendung —

Der 89. Deutsche Katholikentag — Aachen 1986

Sein Gesicht

Vorweg sei dies gesagt: Der 89. Deutsche Katholikentag ist in der Tat „in die alt-ehrwürdige Karlstadt Aachen“ gekommen. So ist er angelegt, so wird er veranstaltet.

Aachen ist verhältnismäßig klein, kann aber groß und weit werden, wenn sich ein Katholikentag darin breitmacht. Breit und weitläufig deswegen, weil die Stadt keine Messehallen, in denen ein Katholikentag konzentriert entfaltet und gestaltet werden kann, besitzt. So entstehen 5 Themensektoren auf dem Stadtareal und seinen Randgebieten, in denen sich auf Plätzen und Straßen, in Schulen und städtischen Einrichtungen sowie in Pfarr- und Gemeindezentren der 89. Deutsche Katholikentag abspielt.

Die 5 Themensektoren umfassen den „Arbeitsteil“ dieses Katholikentages, der vorsieht, die Teilnahme an Foren, Vorträgen, Gesprächskreisen und Diskussionsgruppen zu ermöglichen und mittels der „Werkstücke“ kirchliche Arbeit vor Ort beispielhaft zu vergegenwärtigen. Die fünf Themensektoren: „Weltkirche“, „Europa“, „Geistliche Gemeinschaft“, „Sozialer Katholizismus“ und „Technik und Verantwortung für die Zukunft des Lebens“, teilen Stadt und Katholikentag, halten die Katholikenteilnehmer in Bewegung und verlangen von ihnen höchste Leistungskraft, sofern sie von aller Thematik profitieren wollen. Leistungsfähigkeit setzt auch die Teilnahme an den vorprogrammierten Wallfahrten von und nach Aachen voraus.

Wallende Menschen in einer wallenden Stadt zeichnen die eine Hälfte des Gesichts des 89. Deutschen Katholikentages, die andere Hälfte zeichnen die Großkundgebungen: Die „Eröffnungskundgebung“, die „Kundgebung für das Leben des ungeborenen Kindes“, die „Europakundgebung“, die „Hauptkundgebung“, der „Hauptgottesdienst“ unter dem Tagesthema „Die Zukunft siegt am Kreuz“.

Den 89. Deutschen Katholikentag prägt kein neues Gesicht, und doch ist dieser Katholikentag von anderer Art als seine Vorgänger in Düsseldorf oder München.

Den nach Aachen reisenden Katholikenteilnehmern präsentieren sich auf Grund der Sektorenbildung fünf kleine selbständige Katholikentage. Wer an allen teilhaben und auch noch wallfahren will, braucht starke Kräfte und einen weitreichenden Aktionsradius.

Wer einen in sich geschlossenen, auf engem Raum konzentrierten Katholikentag erwartet, sieht sich zunächst getäuscht, findet ihn dann aber bei den täglichen Großkundgebungen auf Markt und engstem Umfeld sowie in vorbildlicher Weise bei der Schlußkundgebung im Reiterstadion.

Das Fazit

Das äußere Bild des 89. Deutschen Katholikentages zeigt Furchen und Vielschichtigkeit auf breitflächiger Leinwand in stabilem Rahmen. Der Rahmen hält beieinander und begrenzt, was abzudriften und zu verfließen scheint.

Seine Botschaft

1. Konfrontation

Der 89. Deutsche Katholikentag konfrontiert Mensch und Gemeinschaft, Kirche und Welt mit Gott, setzt Akzente für Gesellschaft und Staat, spricht von der Ohnmacht des Menschen, dem es in Erwartung des Reiches Gottes an jeglicher Machbarkeit und Verfügungsgewalt darüber ermangelt.

2. Provokation

Der 89. Deutsche Katholikentag provoziert; „Dein Reich komme“ verlangt die Hinwendung zu Gott; Gott zum Maßstab zu erheben, nicht den Menschen. Gott ist das Maß aller Dinge!

3. Auftrag

„Dein Reich komme“ hat die Katholikentagsteilnehmer, in Gesprächen, im Aufeinanderhören und Aufeinanderzugehen und in der Gemeinschaft des Gebetes, wie Dr. Ursula Hansen, Vizepräsidentin des ZdK, in der Begrüßung zur Hauptkundgebung zusammenfaßt, auf Wallfahrten zu Orten der Anbetung und Verehrung Gottes und nicht zuletzt bei den Begegnungen in den Gemeinden „unter die Botschaft vom Kommen des Reiches gestellt“. „Wir haben erfahren“, fährt Dr. Hansen fort, „daß der Herr mitten unter uns ist und daß wir von ihm berufen sind, Bauleute der neuen Stadt, Bauleute seines Reiches zu sein...“

Sendung

Die meisten Teilnehmer des 89. Deutschen Katholikentages sind junge Menschen. Sie überwiegen bei allen Veranstaltungen, gleich ob auf den Straßen, Plätzen oder in den geistlichen Zentren. Sie sind mit Maße voller Andacht, großartiger Gelassenheit, gehen auf und hören einander zu, zeigen Disziplin und Respekt gegenüber Älteren. In den Foren wissen sie zumeist sachkundig, wenn es sein muß, auch kontrovers zu fragen und Rede und Antwort zu stehen. Feindselige Aggressionen bleiben verschwindende Ausnahmen. Die Jugend dieses Katholikentages verheißt Hoffnung und Zukunft, läßt Mut zur Verantwortung erkennen, zeigt Ansätze, die empfangenen Anregungen und Anstöße aufzunehmen und weiterzugeben und in die Welt hineinzutragen. „Was sollte denn von Aachen mit in die Gemeinden genommen werden?“ wird Prälat Norbert Feldhoff, Generalvikar des Erzbistums Köln, in einem Interview gefragt. Seine Antwort: „Auf dem Katholikentag

war eine Atmosphäre der Hoffnung und der Zuversicht, die weiterwirkt. Viele Jugendliche, aber auch viele Erwachsene werden sich überlegen, wie sie in ihrer Familie, ihrem Beruf, ihrer Gemeinde die Welt aus dem Evangelium gestalten können.“

Der Appell des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Josef Kardinal Höffner, „Werft das Steuer herum und schafft eine Welt, die menschenwürdig ist“, im Schlußgottesdienst des Aachener Katholikentages richtet sich insoweit nicht allein an die Jugend, sondern an alle, die ihm zuhören und zusehen. In Aachen erklingt das „ite missa est“ nicht nur für den deutschen Katholizismus, sondern hallt weit hinüber nach ganz Europa und die außereuropäische Welt.

In Aachen treffen sich Weiß und Schwarz, treffen sich Katholiken, Protestanten und Juden, sind vereint in der Bitte „Dein Reich komme“!

„Wir haben in diesen Tagen erlebt“, urteilt Dr. U. Hansen in ihrem Grußwort an die Hauptkundgebung, „daß Gottes Reich Christen zusammenführt und verbindet. Im Ökumenischen Zentrum, in den ökumenischen Gottesdiensten und schlicht im Gespräch und in der Gastfreundschaft unserer evangelischen Mitchristen wurde erneut sichtbar: Wir haben einen Herrn, und wir sind gemeinsam unterwegs zu seinem Reich“ . . . „Wenn jeder von uns es jeden Tag einmal sagt“, ruft Bischof Dr. Klaus Hemmerle, Bischof von Aachen, bei der Hauptkundgebung aus, „Dein — Reich komme!“, dann geht der Katholikentag weiter“.

Über diesen Katholikentag zu berichten ist nicht leicht. Die Entfernungen in Aachen, die starke Dezentralisation und der Umstand, daß manche Stände (Weltkirche) nur an einem Tag gezeigt wurden, machen es schwer, ein ausgewogenes Bild von allen Veranstaltungen zu geben.

Auf der anderen Seite ist die Vielzahl der Darstellungen ein Beweis für die Lebendigkeit der Kirche. Es verdient höchste Anerkennung, wenn sich Frauen aus einer Pfarrei oder einem Dekanat zusammengesetzt haben und mit ihren Mitteln von ihrer Arbeit berichten. Gleiches gilt auch für andere Stände, die von Jugend oder Männergruppen gestaltet wurden. Ein ganz gewissenhafter Forscher müßte einmal aufzählen, welche Arbeiten im einzelnen geleistet worden sind.

So haben 3—4 Personen ein Thema aufbereitet. Dann haben sie Material gesammelt und sortiert. Dabei haben wiederum etliche geholfen. Anschließend hat man sich für irgendeine Aussageform entschieden — Foto, Graphik, Zeichnung, Montage und was der darstellenden Arbeiten noch mehr sind. Endlich konnten dann von dieser Gruppe, die vielleicht 20—30 „Hersteller“ hatte, 2 bis 3 nach Aachen fahren. Wenn dann an dem einen Tag 10 bis 30 echte Besucher waren, dann erscheint das zunächst frustrierend. Doch meist sind auch noch Menschen von anderen Ständen im gleichen Haus hinzugekommen. So weiß man heute in anderen Bereichen nun mehr über dieses Thema. Und das ist auch ein Erfolg.

Katholikentag von unten?

Wenn man diese Vielzahl von Antworten katholischer Christen auf Probleme des Alltags, aber auch von Problemen hoher allgemeiner Bedeutung, gesehen hat, dann fragt man sich, was hat der Katholikentag von unten da zu bieten?

Ein Besuch in der Zeltanlage brachte dann auch nichts Überzeugendes. Man bekam leider weder auf Fragen gute Argumente, noch waren die plakativen Forderungen einleuchtend. Das haben die vielen stillen Teilnehmer besser gelöst. Eine Kundgebung mit Trillerpfeifen zu stören ist weder geistvoll noch ein Argument. Sich von der DKP als Forum für deren Propaganda mißbrauchen zu lassen ist keine Heldentat. Daß die Aussage „schwul und lesbisch“ zur Anerkennung eines offiziellen Status durch die Kirche ausreichen wird, ist kaum glaubhaft. Gerade hier, wo höchste Diskretion und eine subtile Einzelbehandlung geboten ist, wirkt es mehr peinlich, wenn z. B. noch als äußeres Zeichen rosa Printen angeboten werden.

Wenn „Frauen gegen den Paragraphen 218“ ihren Stand mit aufgeblasenen Kondomen „schmücken“, dann schadet solches Verhalten auch denen, die sich in redlicher Absicht in der Nähe befinden.

Der sogenannte „Kvu“ war weder hilfreich noch förderlich. Die Sachfragen wurden weit aus vom Katholikentag besser gelöst.

Die Grünen

Von den Grünen war nicht viel zu hören und zu sehen, wenn sie sich nicht irgendwo mit dem „Kvu“ anzubiedern versuchten. Die Aussagen sind bekannt. Es war nur eigenartig, wenn man zuweilen zu hören bekam, daß doch den „Grünen“ die Kirche nicht verwehrt werden dürfe, daß man doch aus „christlicher Verpflichtung“ immer wieder mit allen reden müsse.

Da also weder beim „Kvu“ noch von Grünen etwas Sachliches geboten wurde, versuchten einige Damen und Herren von „Auch-Zeitungen“ oder auch von Institutionen des öffentlichen Rechtes eine „Lobby“ für die „Vergessenen“ aufzubauen. Es war direkt peinlich, wenn bei jeder Pressekonferenz 2 oder 3 Teilnehmer nach den Grünen oder dem „Kvu“ fragten. Nicht einmal wurde nach einer sachlichen Aussage gefragt.

So wurde es von den meisten Kollegen begrüßt, daß Kardinal Höffner an einem Tag, wiederum so „lässig von der Seite“ angesprochen, einmal — noch einmal — deutlich machte, was es denn mit seiner Aussage über die Nichtwählbarkeit der Grünen auf sich habe? Zunächst war einhellige Aussage aller Verantwortlichen von Präsident Professor Dr. Maier bis zum Generalsekretär Dr. Kroneberg, von der Vizepräsidentin Rita Waschbüsch bis zu den Vertretern der örtlichen Stellen, vom Kardinal bis zum Pfarrer:

- Jeder Mensch, ob grün oder rot hat das Recht auf den Beistand seiner katholischen Kirche.
- Eine Organisation aber, die sich ein Programm gibt, das in eklatanter Weise die Normen der Kirche in Frage stellt bzw. verletzt, kann nicht Gesprächspartner sein.

In der Sache „Glauben“ kann es nicht zugehen wie auf einem Fußballplatz. Eine Grundwahrheit muß als solche behandelt werden, sonst begibt sich die Kirche der Glaubwürdigkeit. Sehr treffend sagte Kardinal Höffner, wenn diese Auffassung Platz greift, dann gibt es kein Grundgesetz und keine Norm mehr, nur noch die Parole

1. „In Deutschland kann jeder tun und lassen, was er will“.
2. „Dazu ist er aber nicht verpflichtet“.

Beifall auf dieser Pressekonferenz — an sich unüblich — unterstrich diese lebendige klare Aussage des ehrwürdigen Kardinals. Vorausgegangen war übrigens eine „Privat-Vorlesung“ von Kardinal Höffner über den tatsächlichen Inhalt des § 218 und seine Bedeutung als Schutz für die Frau. (Einige behaupteten, das nicht gewußt zu haben.) Es ist schade, daß man so viele Zeilen über solche Dinge schreiben muß. Es lag auch diesem Bericht eine andere Gliederung zugrunde. Doch verschiedene Kommentare in Fernsehen und Rundfunk zwangen geradezu dazu, die Fakten einmal klar zu berichten.

Das Erlebnis

Es gab etliche ganz große Stunden. Für den Bericht aber war von tiefstem Eindruck der Soldatengottesdienst. Neben den 5000 Soldaten aus mehreren Nationen (Österreich, Bel-

gien, Holland, Luxemburg, England, Frankreich und USA) waren rd. 8000 zivile Besucher auf dem Katschhof. Die freundliche Nähe der meist jungen Soldaten und der Zivilisten aller Altersstufen schuf eine gute Atmosphäre.

Es gab aber noch eine Reihe tief bewegender Bilder am Rande. Die Zahl der hohen Generale war imponierend, die gemeinsamen Gebete und Gesänge beglückend und die tiefe, stille Ehrfurcht vor den gezeigten Heiligtümern ließ den Wunsch wach bleiben, am Mysterium der Kirche als Sendung des Heils, vor allem aber am heiligen Opfer in Christus teilzuhaben.

Und man sah Menschen, die ihr Innerstes vor Gott öffneten, im tiefen Gebet suchten sie Trost und Halt. Denn das Leid war nicht ausgeklammert.

- Der junge Obergefreite, der seine Schwester oder Braut im Rollstuhl liebevoll fuhr.
- Die Dame, die im Rollstuhl aufmerksm betreut wurde.
- Der Mann und die Frau, die um die Gesundheit eines ihrer Kinder bangen müssen.

Doch auch dem Pilger war einiges mitgegeben:

- Die Eltern, die erleben, daß der geliebte Sohn aus einer glücklichen Ehe mit Kindern ausbrechen will.
- Die Ehefrau, die unter der Last eines „Diktators“ leidet.
- Männer und Frauen, die vor dem Nichts stehen, weil sie „nach der Rente“ nichts mit sich anzufangen wissen.
- Die hochmögende Frau, die bei allen beruflichen Erfolgen mit dem Kinderglauben nicht mehr zurecht kommt.

Und all diese Dinge vor Augen oder in Gedanken setzten sich immer wieder um in die große Bitte des Vaterunsers: *Dein Reich komme*. Jenes Reich, in dem kein Weh und keine Klage mehr existiert.

So wurden dann die „Leidenssteine“ mit in das Opfer am Altar eingebracht. Sie erhielten eine Antwort im Segen des Bischofs — unseres Militärbischofs Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg —, als er nach dem Ruf „Adjutorium nostrum in Domino“ (unsere Hilfe ist im Namen des Herrn) die Gemeinde segnete:

„Benedicat vos omnipotens Deus“. Es segne Euch der allmächtige Gott.

Wenn auch Leid und Sorge nicht genommen sind, es trägt sich leichter, weil man in der Hoffnung auf Gott leben darf und weil man diesen Glauben in dieser starken Gemeinschaft der jungen Mitbrüder im Soldatenrock bekennen konnte.

Einzeleindrücke

– Frauen aus Bonn

Da ist eine Frauengruppe in einer Großstadt und kümmert sich besonders um Kranke und Behinderte. Die Schriften sind mühevoll ausgeschnitten; die Fotos sind einfach, aber instruktiv. Sie bekommen wenig Besuch, aber sie machen interessante Erfahrungen, es werden Verbindungen geknüpft.

Außerdem hat man in kritischer Selbstprüfung neue Maßstäbe anlegen gelernt.

– Militärgemeinde Köln

Militärpfarrer Erdmann hatte mit einem Team — vom Oberstleutnant bis zum Schützen — erkannt, daß Menschenführung über das Kasernentor reichen muß, wenn man die Devise „im Mittelpunkt steht immer der Mensch“ verwirklichen will.

Diese Arbeit, wie man nach den Ursachen der Arbeitslosigkeit der jungen Rekruten forscht, wie man ihnen Gelegenheit bietet, die Ausbildung zu verbessern und ihnen die Chancen für den Zivilberuf vorbereitet, das war mustergültig, übersichtlich dargestellt und durch Video-Aufzeichnungen angereichert.

Eine gute Arbeit, leider relativ wenig besucht. Hier aber werden echte neue Wege eingeschlagen.

– Passo fundo

Mit viel Liebe und Pfiff hatte die Militärkirchengemeinde Wahn — unter Koordination von Oberfeldwebel Hütten — auf ihre Initiativen bei der Kinderhilfe, Passo fundo e.V., aufmerksam gemacht. Leider wurde der Stand nicht so besucht, wie es hätte sein sollen. Daran war — wie bei den anderen Ausstellungen im Haus — der weite Weg und der zu kurze Termin der Ausstellung (1 Tag) sicherlich schuld. Dennoch muß anerkannt werden, daß man sich über die Eigendarstellung klar wurde und daß die Kontakte zu anderen Stellen mit ähnlichen Aussagen neue Informationen gaben.

– Forum der GKS

Weit draußen in der Fachschule Bayernallee veranstaltete die GKS ihre Veranstaltung: „Als Soldat dem Frieden und der Freiheit dienen“. Von OTL i.G. Gadow und OTL i.G. Ullmann geleitet, von aussagekräftigen Persönlichkeiten (Minister a.D. Leber, Vizeadmiral Wellershoff, Ministerialdirektor Teltschik und Bischof Lehmann) unterstützt, war der Hörsaal für die Besucher zu klein. Auch dem Berichter gelang es nicht mehr, einen Platz zu ergattern. Den Ablauf dieser Veranstaltung wird man analysieren und dann bewerten. Jedenfalls fiel auch durch die Türspalten die Sachlichkeit der Diskussion auf.

– „Berufsprobleme wehrpflichtiger Soldaten“

Diese Veranstaltung, im gleichen Gebäude wie die vorherbeschriebene, litt unter Besuchermangel. Dabei war das Thema, von Militärpfarrer Nabbefeld gut gewählt und praxisnah gestaltet, eigentlich ein sehr wichtiges. Über die Hinneigung der Besucher zu sozialen Fra-

gen ist vielleicht später, wenn die Berichte anderer Informanten vorliegen, eine Gesamtwertung zu wagen.

Hier gilt aber auch, wie anderswo, die Beschäftigung der Mitarbeiter mit dem Thema — vom Hauptmann bis zum Gefreiten — dürfte für die Beteiligten gewinnbringend gewesen sein.

— *Werkstück — GKS Koblenz*

Unter dem Oberbegriff „Soldaten in Europa“ versuchte die GKS in der Schule am Kennedy-Park ihr Werkstück vorzustellen. Diese Vorstellung gelang nur teilweise. Doch flexibel stellte sich Oberstleutnant Bertram mit Professor Dr. Ditzer und den anderen Mitarbeitern — Majore, Oberstleutnante und ein Oberfeldarzt — im Hause in der Aula der Diskussion mit verschiedenen Friedensgruppen. Der Saal war gut gefüllt. Die Einführungen waren sachlich und informativ. Leider überzogen dann einige Friedensfreunde durch einblendete Interviews etc. ihre Zeit so, daß es nicht möglich war, die Diskussion zu verfolgen. (Ein kurzer Bericht folgt.) Wenn auch keine neuen Argumente ausgetauscht wurden (werden konnten?), so war doch erfreulich, daß man aufeinander hörte. Bei diesen Diskussionen tut Sachlichkeit und Zuhören not. So war diese Veranstaltung ein gelungener Beitrag zu mehr Toleranz.

— *Wähle das Leben*

Auch diese Initiative wurde unter Koordination von Oberfeldarzt Julius unterstützt. Der Stand — immer besetzt — war zwar im weiten Karman-Audi einer von vielen. Er lag auch nicht immer im Hauptstom der Besucher, dennoch fand er Beachtung.

— *Aktion Kaserne*

Diese Veranstaltung der Aktion Kaserne, von deren Leiter Herrn König mit Willi Weißkirch, dem Wehrbeauftragten, in der Fachschule Bayernallee durchgeführt, fand einen guten Besuch. Da außerdem der Hörsaal den Eingang an der hinteren Seite hatte, konnten Besucher nach Abhandlung ihres Themas den Platz für andere freigeben. Der gute Besuch der Tagung, die aufgeschlossene Diskussion sind Zeichen, daß hier Themen und Durchführung angenommen wurden.

— *Treffpunkt der Bistümer*

Immer gut besucht war der „Treffpunkt der Bistümer“ und nicht nur dann, wenn dort die Bischöfe der einzelnen Diözesen und die Generalvikare Stunden der Information und Diskussion durchstanden. Auch wenn keine Darbietungen Kostproben der vielfältigen Gestaltung religiösen Lebens boten, hier war Leben. Dabei wurde bewußt, wie vielgestaltig die Ausdrucksformen des Glaubens in unseren Diözesen sind. Zuweilen gebotene Labsal war der Verbindungsbogen zum Leben im Alltag. Der Stand des Jurisdiktionsbereiches des Militärbischofs — natürlich dem Erzbistum Bamberg angegliedert — war schlicht, informativ und gut besucht. Die freundliche Besetzung aus Militärgeistlichen, Referatsleitern des KMBA, Soldaten und Pfarrhelfern hatte durchweg gut zu tun.

— *Am Rande?*

Wer die Wallfahrt, wie der Redakteur, in die Stadt verlegt hat, um möglichst viele Stände zu besuchen, muß sagen, daß eigentlich jeder Stand, jede Aussage, jede Darstellung von einer so überzeugenden Aussage war, daß es das „am Rande“ nicht gab. Es würde einfach die Möglichkeiten der Berichterstattung sprengen, wenn von den vielen Besuchen und Begegnungen auch nur wenige Zeilen berichtet würden. Die Studenten mit ihren Ständen, der Besuch bei der Arbeitsgemeinschaft katholischer Presse (AKP) — wo auch auftrag auslag —, der Besuch bei Radio Vatikan, an den Ständen von Misereor, Missio, am Stand des Rheinischen Merkur — alles wäre der Erwähnung wert. Die Fülle läßt eine genauere Berichterstattung einfach nicht zu.

Ebenso geht es mit den Namen. Einige mußten — leider — erwähnt werden. „Leider“ deshalb, weil es so viele hätten sein müssen. Sie alle haben gezeigt, wir glauben an das Reich Gottes. Dafür arbeiten wir.

Es muß aber noch anderes erwähnt werden: die Wallfahrten. Ob es die Gruppe aus Wahn war, die frohgemut zum Soldatengottesdienst kam; ob es die Wallfahrt nach Morsnet im Rahmen der Gemeinschaft katholischer Männer Deutschlands war, überall gläubige Männer und Frauen. Nicht vergessen werden darf das ökumenische Friedensgebet in der Nacht zum Sonntag in St. Michael.

Und ebenso dürfen nicht vergessen werden die vielen stillen Helferinnen und Helfer im Hintergrund, deren Namen nirgendwo festgehalten sind. Dank allen.

— *Messen*

Der Bericht kann nicht abgeschlossen werden, ohne einen Blick auf die starke Beteiligung an allen Gottesdiensten. Wenn hier und da Veranstaltungen schlecht besucht waren, die Gottesdienste waren ständig stark gefragt, vielfach überfüllt.

— *Meditationen*

Meditationen und die Stille des Gebetes war für viele Teilnehmer die Oase, in der man von der Geschäftigkeit des Alltags abschalten konnte. Hier mußte auch der Bericht die journalistische Neugier zurückstellen, hier — mußte — durfte er teilhaben an der innerlichen Erbauung.

Eine Liedmeditation südamerikanischer Gesänge faszinierte sogar so sehr, daß darob das längst fällige Abendessen versäumt wurde.

— *Beichten*

Die Beichtstühle waren ständig besucht. Und es wurde dabei so recht deutlich, welch Geschenk der Gnade das Sakrament der Beichte ist. Die dankbaren Gesichter so mancher „Beichtkinder“ zeigte es offensichtlich an.

— *Schlußbetrachtung*

Nimmt man aus der Fülle einige Punkte heraus, dann sollen diese Aussagen für vieles stehen:

Bischof Klaus Hemmerle im Grußwort:

„... ‚Dein Reich komme‘, — diese Bitte geht aufs Letzte und Größte, aber es gilt sie zugleich hineinzuholen ins Kleinste und Nächste...“

Oberbürgermeister Kurt Malangré MdEP auf der Eröffnungskundgebung: „Aachener Heiligtumsfahrt und unsere Pilgerwege entfernen uns nicht in Distanzierungen, sondern führen in der Begegnung mit dem Schöpfer und Erlöser...“

Professor Dr. Hans Maier, Präsident des ZdK, auf der Hauptkundgebung: „Aber wir dürfen in aller Aktivität, in allem leidenschaftlichen Einsatz für das konkrete Reich Gottes unter uns nie vergessen, daß es nicht *unser* Reich ist, daß nicht menschliche Perfektion, sondern göttliche Gnade daran baut — oft unmerklich, oft unerträglich langsam für unsere Ungeduld, aber doch wirksam...“

Bundespräsident Richard von Weizsäcker auf der Europakundgebung: „... noch immer sind wir (als Christen) untereinander getrennt. Aber wir gehen aufeinander zu.

Die ökumenische Bewegung hat ihre Chance nicht dort, wo man den anderen zu sich hinüberziehen will, sondern wo man den Partner sucht, der in seinem eigenen Glauben verankert ist.

Wenn Ökumene dazu hilft, sich gegenseitig im Glauben zu bestärken, wächst sie an Glaubwürdigkeit...“

Kardinal Franciszek Macharski, Polen, auf der Europakundgebung: „Brüder und Schwestern, laßt uns aufs neue Christus annehmen, Ihn, die Hoffnung, die uns geboren worden ist, den gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Und laßt uns ihn tragen — mit dem Glauben, mit Liebe und Mut — hinweg über die Schwelle des dritten Jahrtausends.“

Kardinal Thomas O’Fiaich, Irland, auf der Eröffnungskundgebung: „Möge Gott uns bewahren vor schlecht gelaunten Heiligen.“ „Er (der Heilige Vater) hat proklamiert, daß es nicht genug ist, ein Sonntagschrist zu sein, wir müssen auch Montag, Dienstag und Mittwoch Christen sein.“

Kardinal Joseph Höffner, Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz, beim Abschiedsgottesdienst: „... ‚Schafft eine Welt, die menschenwürdig ist. Schafft, macht die Welt menschlich. Laßt nicht zu, daß die Schwachen und Armen an den Rand gedrückt werden...“

„Christus ist ‚nicht irgendeine Rettung‘. Er ‚ist eine Rettung für immer, eine Rettung aus Sünde und Tod. ... Denn wenn der Mensch nicht mehr an das Ewige glaubt, wenn er die vorletzten Dinge zu den letzten macht, wendet sich all sein Denken und Tun dem Diesseitigen zu.“

Liebe Leserinnen und Leser!

Wenn Sie bis hierher durchgehalten haben, dann haben Sie nur einen ganz schwachen Eindruck von der Summe geistlicher und geistiger Aktivitäten, einen Hauch des Glaubens verspürt. Aachen war mehr. Aber damit es auch ein Mehr für jeden Einzelnen wird, muß etwas getan werden.

Generalvikar Norbert Feldhoff, Köln, hat auf die Fragen der Bonner Rundschau am 15. September „Läßt sich die Frömmigkeit mit in den Alltag nehmen?“ und „Wie kann das gelingen?“ geantwortet:

„Dazu gehört zunächst mal, daß man auch wirklich im Alltag betet. Das ist eine ganz schlichte Geschichte. Man darf nicht nur in so schönen Augenblicken wie Katholikentagen beten, wenn andere einem dabei helfen, sein Leben betend vor Gott zu tragen. Das gehört in jedes Christenleben eines einzelnen hinein. Ich glaube, wenn die Christen das wirklich ernst nehmen und betend jeden Tag vor Gott treten, dann wird das Leben auch fromm.“ *Beten wir.*

PS.: Über der großen Thematik, über der Fülle der Eindrücke ist die Huldigung an die Stadt Aachen und ihre Bewohner zu kurz gekommen. Dabei gibt es hierzu einiges zu sagen.

Die Stadt hat es geschafft, den Verkehr so zu leiten, daß die Veranstaltungen nicht gestört wurden. Die Veranstaltungsorte waren mit den verstärkten Verkehrsmitteln zu erreichen. Daß das nicht immer in der gewünschten Dichte erfolgen konnte, liegt auch an der nicht vorausschaubaren Anziehungskraft.

Hotel und Gastronomie waren gut, aufmerksam und durchaus preisgünstig — und immer freundlich. Die Einrichtung von preisgünstigen und zeitlich schnell bereitgestellten „Pilgermenüs“ hat sich bewährt — ob es sich für die Wirte ausgezahlt hat, ist fraglich.

Man konnte, trotz der Fülle an Menschen, die ehrwürdigen Stätten der Stadt besuchen und sich im Grüngürtel auch verschauen.

Die Aachener Bürger waren freundlich und immer hilfsbereit. Kaum hatte man seinen Stadtplan gezogen, kam irgendein Einheimischer und fragte, ob er helfen könne. Das Entgegenkommen der Aachener Bürger ist um so höher zu werten, als sie um des Katholikentages willen viele Erschwernisse in Kauf nehmen mußten.

Dank der Stadt und ihren Bürgern.

Vielleicht waren es die weiten Wege zu den zahlreich angebotenen, oft hochkarätig besetzten Foren, die dem einen oder anderen, sonst eher emotionsgeladenen jugendlichen Stürmer und Dränger das Mütchen kühlte — jedenfalls war es erstaunlich, „wie intensiv diese jungen Menschen zuhörten, Informationen wollten, Fragen stellten. Der in so vielen Bereichen übliche Protest gegen alles und jedes, die vorschnellen Schlagworte und das militante Beharren auf der eigenen Meinung — in Aachen war es die Ausnahme“, so hat eine große deutsche Tageszeitung die Atmosphäre auf dem Katholikentag treffend beschrieben.

War es kluge Vorsorge im Hinblick auf eine sachliche Diskussion oder Vorbehalte gegen diejenigen, die in der sogenannten „Kirche von unten“ die Aufmerksamkeit der Medien auf sich ziehen und den Vertretern der „Amtskirche“ nicht selten die Schau stehlen? Die Besetzung der Podien ließ von vornherein erkennen, daß es wohl kaum zu emotionalen Eruptionen kommen würde. So gingen denn die meisten Zuhörer und Fragesteller schlauler von dannen, als sie gekommen sind; sie waren offensichtlich an tiefergehenden Erörterungen bestimmter Probleme interessiert.

Auf den Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen, die das Thema „Sicherheit und Frieden“ behandelten, ging es erfreulich friedlich zu.

Die ideologisierten Nebelwerfer, die mit ihren Scheinargumenten aus Schlagworten und Parolen manchem jugendlichen Idealisten den Blick trübten, sind offensichtlich wieder in gesellschaftspolitisch umstrittenere Bereiche abgewandert. Sachliche Informationen haben sie, wie es scheint, schachmatt gesetzt.

Die GKS kann auf eine sehr gelungene Begegnungsveranstaltung zurückblicken. Der Hörsaal, der ihr von der Geschäftsstelle des Katholikentages zugewiesen wurde, lag weitab vom „Schuß“, und trotzdem war er bis auf den letzten Platz besetzt mit einem gemischten, überwiegend jugendlichen Publikum. Sicherlich haben Leute wie der ehemalige Verteidigungsminister Leber, übrigens Mitglied des ZdK, der künftige Generalinspekteur Wellershoff, der Mainzer Bischof und Moralthologe Lehmann und schließlich der Ministerialdirektor Teltschik aus der unmittelbaren Umgebung des Bundeskanzlers eine magnetische Wirkung — tragen sie doch als Christen in kirchlichen und weltlichen Diensten Verantwortung für viele und sind für ihre Redlichkeit und ihr Engagement bekannt.

Aus verschiedenen Blickwinkeln erfuhren die Zuhörer nicht nur vom — demnächst — obersten Soldaten, sondern auch vom Politiker, vom Kirchenmann und vom hohen Regierungsbeamten, was diese zum Thema: „Als Soldat dem Frieden und der Freiheit dienen“ zu sagen wußten. In einer freundlich-toleranten Atmosphäre kamen auch kritische Stimmen zu Wort. Die Antworten vermittelten nicht nur nüchterne Informationen, sondern ließen — und das hat wohl viele beeindruckt — den nachdenklichen Menschen in der hochgestellten Persönlichkeit erkennen. Der Weg zur Bayernallee dürfte sich gelohnt haben.

Die auf das Leben pfeifen

Denen, die den Kastholikentag gerne zur politischen Demonstration umfunktionieren wollten, wurde es durch die vielen dezentralen Veranstaltungen, ausgelagert in verschiedene Stadtteile, nicht gerade leicht gemacht. Aachen bietet zwar geschichtsträchtige Denkmäler, aber keine Messehallen. Eine „Geh'n-wir-mal-rüber-Stimmung“, die man zur Organisation eines Politspektakels braucht, die schon in Düsseldorf und München die Kameras auf sich lenkte und für manche Schlagzeile gut war — hier wollte sie nicht so recht aufkommen.

Die Lärmkulisse, die ein armseliger Haufen verbiesterter „Mein-Bauch-gehört-mir-Emanzen“ während der Großkundgebung für das Leben des ungeborenen Kindes erzeugten, war zwar ärgerlich und paßte so gar nicht zu der althehrwürdigen Kulisse des Marktplatzes und des Katschhofes, blieb aber eben doch nur eine Randerscheinung.

Die große Zahl der Zuhörer dieser zentralen Veranstaltung demonstrierte mit ihrem Beifall für die schutz- und hilflosen ungeborenen Kinder.

Aachener Begegnung „Bundeswehr-Friedensbewegung“

Christian Dewitz

Die Begegnung von Bundeswehr und Friedensbewegung im Treffpunkt „Europa“ verdient jenen Arbeitstitel zu Recht, den die Veranstalter fürs offizielle Kirchentagsprogramm ausgewählt hatten: Miteinander — nicht gegeneinander!

Seit der Zeit, wo sich Soldaten und Kriegsdienstverweigerer erstmals zum Dialog „im Dienst für den Frieden“ begegneten, ist zwischen den Beteiligten Verständnis für die Position des anderen gewachsen, konnte die eigene Gewissensentscheidung aufgrund des gegenseitigen Kennenlernens und Verstehens nachhaltig überprüft werden.

Hier in Aachen wurde das „Miteinander“ groß geschrieben. Das „Gegeneinander“ fand nicht statt.

Auffällig dabei und sichtbar bei nahezu allen Beiträgen der Teilnehmer wurde aber: Frage wechselte mit Antwort oder gut vorbereiteter Erklärung ab. Debatte im Sinne des klassischen Streitgesprächs fand nicht statt.

Ist es so, wie einer der Moderatoren vermutete? „Die Friedensbewegten, Kriegsdienstverweigerer und Zivildienstleistenden scheinen mittlerweile der verbalen Konfrontation und der Auseinandersetzung mit dem Militärischen zwar nicht aus dem Weg gehen zu wollen, ein Trend jedoch ist feststellbar: Ihr Rückzug ins Reich des Privaten hat begonnen, während Soldaten, die noch vor einiger Zeit von den heftig engagierten Zivildienstleistenden und Anhängern der Friedensbewegung verbal an die Wand gedrückt wurden, heute ruhig und sachlich argumentieren.“

Sollte die Initiative „Begegnung im Dienst für den Frieden — Bundeswehr und Friedensbewegung im Gespräch“ neue Impulse benötigen? Hört man den Initiatoren zu, dann scheint dem so.

Sie jedenfalls zweifeln daran, ob die von ihnen erfundene „Öko-Waage“, die anschaulich das Muß eines „Miteinander“ lehrt, nicht inzwischen zum bloßen Freizeitspaß verkümmert ist. Gespielt wurde an der Waage in Aachen viel. Debattiert nicht.

- Schreiben des Papstes an Bischof Dr. Klaus Hemmerle

anlässlich des 89. Deutschen Katholikentages in Aachen (Auszug)

So hoffe und bete ich mit Euch, daß auch der Aachener Katholikentag einen fruchtbaren Beitrag zu jener Zivilisation der Liebe erbringt, die der verbreiteten Angst vor der Zukunft entgegenwirkt und Menschen, gerade auch junge Menschen, dazu ermutigt, ja zu sagen zum Leben und sich für die Zukunft des Lebens einzusetzen.

„Dein Reich komme!“, eine Botschaft der Hoffnung, die hinausgreift über diese Welt — Botschaft des Glaubens, der unser Leben, unsere Gesellschaft, unsere Kirche erneuert aus dem Evangelium; Botschaft der Liebe, die uns hilft, eine Zivilisation der Liebe hier und jetzt zu verwirklichen: Dies ist der Auftrag des Aachener Katholikentages, den ich mit großer Anteilnahme und betendem Gedenken begleite. Euch allen, die daran mitwirken und teilnehmen, erteile ich von Herzen meinen besonderen Apostolischen Segen: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Aus dem Vatikan, den 15. August 1986
Johannes Paulus II.

(aus: L'Osservatore Romano, Nr. 37, 12.9.1986)

Das menschliche Leben menschlicher machen

— von der Soziallehre der katholischen Kirche —

Wilhelm Lehmkämpfer

Dem Mitmenschen wohlgesinnt sein und wohl tun

Als Professor Pater Oswald von Nell-Breuning in einem der Gespräche, die Helmut Hamerschmidt 1980 mit ihm führte, folgendes gefragt wurde: „Was war Antrieb für Ihre doch erhebliche Leistung? Waren es auch Ehrgeiz und Eitelkeit, oder war es allein die Absicht, die Verhältnisse für die Menschen zu ändern?“ gab er zur Antwort: „Man kann sich über seine Motive täuschen. Ich glaube aber, mit aller Bestimmtheit sagen zu können, ich sah es als meine Aufgabe, ein wesentliches Stück der Botschaft Christi in die Praxis von heute umzusetzen. Was die Kirche als das „Große Gebot“ Jesu Christi verkündet, das übersetze ich in die soziale Welt von heute so: Du sollst deinen Mitmenschen wohlgesinnt sein und wohl tun. Die Wohlgesinntheit besteht vor allem darin, ihm alles Gute und vor allem, was ihm von Rechts wegen zusteht, auch als sein gutes Recht und nicht als Gnade zu gewähren und, wo institutionelles Unrecht ihm das, was ihm kraft Menschenrechts zusteht, versagt oder vorenthält, dieses institutionelle Unrecht auszuräumen und seinen Rechten Geltung zu verschaffen.“¹⁾

Das sagte Prof. von Nell-Breuning 1980 in einem Alter von 90 Jahren; es hat noch heute Aktualität und Geltung, wie zumeist alles, was der Meister der katholischen Soziallehre, wie ihn Kardinal Höffner einmal genannt hat, in seinem heute 96 Jahre währenden Leben auf diesem Feld gelehrt und bewirkt hat.

Soziale Gerechtigkeit um der Menschen willen

1971 stellte Pater Oswald von Nell-Breuning im Zusammenhang mit der an ihn gerichteten Frage: „Warum sind Sie Priester geworden?“ u. a. folgendes fest: „... zwar ist die soziale Frage gewiß nicht, wie man früher gelegentlich behauptet hat, eine religiöse Frage, aber sie hat doch auch eine sehr gewichtige religiöse Seite. Wo immer es um Gerechtigkeit und um das wahre Wohl der Menschen geht, da hat auch die Kirche eine Aufgabe, da hat auch sie zur Stelle zu sein; zum mindesten hat sie die Gewissen zu wecken und zu schärfen. Gewiß ist die Kirche in jedem christlichen Laien zur Stelle, der aus seiner christlichen Verantwortung heraus handelt, der gleich dem menschengewordenen Sohn Gottes nicht kommt, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen, nicht, um seinen Vorteil zu suchen, sondern um sich für die Interessen anderer, vor allem der Schwächeren und der ungerecht Bedrückten, einzusetzen. Aber in der Person des Priesters wird das Zur-Stelle-Sein der Kirche am deutlichsten sichtbar; was der Priester — im Guten oder im Bösen — tut, das wird der Kirche zugerechnet, deren Diener er ist. Ich bin der letzte, der für eine Wirksamkeit dieser Art nicht an erster, zweiter und dritter Stelle Sachkenntnis und nochmals Sachkenntnis und soweit nur irgend möglich überlegene Sachkenntnis fordern wür-

de. Ebenso bin ich der letzte, der meine eigene fachliche Qualifikation für diese Wirksamkeit geringzuschätzen oder zu unterschätzen geneigt wäre. Nichtsdestoweniger bin ich gerade auf Grund meiner eigenen Erfahrung felsenfest davon überzeugt, daß, wenn ich Ansehen genieße oder Einfluß auszuüben vermag, dies zu einem guten Teil seinen Grund darin hat, daß die Menschen — gerade auch solche, die der Kirche fernstehen oder selbst im ausgesprochenen Gegensatz zu ihr stehen — in mir den Priester sehen und wissen, daß ich diese meine Wirksamkeit nicht als Privatvergnügen (mein Hobby), sondern eben als Priester ausübe, als einer, der sich nicht selbst beauftragt und ermächtigt hat, sondern der gesandt ist und für eine Sache eintritt, die größer ist als er²⁾.

I. Die Soziallehre, kundmachen

1. Auftrag der Kirche

Durch seine Menschwerdung trat Jesus Christus, der Sohn Gottes, in das geschichtliche und gesellschaftliche Leben der Menschheit ein. Er hat sich dieser Welt gestellt und mit ihr auseinandergesetzt. wie er das tat, lehrt die Heilige Schrift.

Daraus folgt, daß die Kirche ihren Heilauftrag nicht allein auf das übernatürliche Leben beschränkt, sondern sich auch für das Leben der Menschen in der profanen Welt des Alltags von Anfang an mitverantwortlich sieht und ist.

„Der Dienst der Kirche für die Welt“, hat Papst Paul VI., Johannes XXIII. Nachfolger, in seiner Grußbotschaft zum 84. Deutschen Katholikentag in Mönchengladbach am 1. September 1974 formuliert, „ist um so dringlicher in einer Zeit, da die Formen des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenlebens so tiefgreifende Veränderungen erfahren, wo so viele tragische Ereignisse weithin den Menschen bedrängen und so viele unserer Brüder auf die grundlegenden Fragen des Lebens keine Antwort mehr finden.“³⁾

2. Kundgebung der Kirche

Christi Leben und Sterben geben der Welt kund, daß der Mensch eine Natur hat, „die mit Verstand und Willensfreiheit ausgestattet ist; er hat aus sich Rechte und Pflichten, die unmittelbar und gleichzeitig aus seiner Natur hervorgehen. Weil sie allgemein gültig und unverletzlich sind, können sie in keiner Weise veräußert werden.“⁴⁾

Der Mensch steht so in der Ordnung Gottes; wer diese Ordnung stört oder mißachtet, stört oder mißachtet Gott und damit zugleich auch den Menschen, sein Ebenbild.

Gottes Ordnung zu gestalten und sie zum Wohle des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft auszubauen und, soweit wie möglich, auch zu sichern ist u. a. auch Inhalt und Ziel der Soziallehre der Kirche.

Wann und wo immer die Rechte des Menschen mit Füßen getreten und seine Würde durch Gewaltanwendung schamlos verachtet und grausam verletzt wurden, sah und sieht sich die Kirche herausgefordert und auf den Plan gerufen.

Ihre jeweiligen Antworten und Reaktionen waren zeitbedingt; das Mittelalter verlangte andere Methoden als das Zeitalter des Beginns der Industrialisierung und der Gegenwart.

Im Mittelalter sind es die Priester und Prediger, die sich an der Basis und vor Ort mit Wort und Tat für die Beraubten, Ausgebeuteten und Unterdrückten einsetzen und nach Gerechtigkeit rufen.

Im Zeitalter des Frühkapitalismus stellen sich führende Theologen den menschenmißachtenden Machenschaften der Monopolherren entgegen. „Die Monopolisten“, so meinte Dominikus Soto, „solle man aus dem Staat vertreiben“. „Sie schaden, so urteilte Johannes Medina, dem Staate mehr als „Mißernten und Heuschrecken.“ Scharf brandmarkte auch Kardinal Cajetan die Monopole als „einen Angriff auf die allgemeine Freiheit“. Franz Sylvius nannte die Monopolisten „Usupatoren“, da sie sich widerrechtlich zu Urhebern der Preise machten.“⁵⁾

„Einige Jahre vor dem ‚Kommunistischen Manifest‘ (das ‚Kommunistische Manifest‘ von Karl Marx und Friedrich Engels erschien 1848) protestierte der Kardinal-Erzbischof Giraud von Cambrai in einem Hirtenbrief (1845) gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, ein Ausdruck, der keineswegs von Karl Marx stammt. ‚Jede Art von Knechtschaft‘ widerspricht der christlichen Botschaft von der Würde des Menschen.“⁶⁾

3. *Laienschritte*

Ebenso wirken bereits vor Erscheinen des „Kommunistischen Manifests“ namhafte Laien und Zeitschriften darauf hin, das Wohl und die Würde der in der Industrie arbeitenden Menschen zu bessern und zu stärken. „Die Entwicklung, so schrieb 1823 die in Mainz herausgegebene Zeitschrift ‚Der Katholik‘, drohe die menschliche Gesellschaft in zwei Klassen, in Prasser und hungernde Bettler, in Menschen und Lastvieh, in Reiche und Arme‘ aufzuspalten.“⁷⁾

1838 stand in den „Historisch-politischen Blättern“ zu lesen: „...der Hunger stehe, in Lumpen gehüllt, ungeduldig draußen vor der Türe, klopfe mit drohendem Finger an und verlange Brot und Kleid“.⁸⁾

Peter Franz Reichensperger erklärte 1847, „die Konkurrenzwirtschaft lehre“ jenen äußersten Egoismus der Habsucht, welcher in fieberhafter Wut das eigene industrielle Glück auf den Trümmern des rücksichtslos zerstörten Daseins hundert anderer aufgebaut, ja sie fällt vielleicht innerlich mit demselben zusammen.“

Am schrecklichsten, schrieb Reichensperger, sei die Ausbeutung der Kinder: „Kann eine Arbeit dem Lande Glück und Segen bringen, welches solche Greuel in seiner Mitte duldet, während es Gesetze zum Schutz der Nachtigallen und gegen Tierquälerei erläßt?“

4. *Gemeinsames Vorgehen*

Wer die Geschichte der christlich-sozialen Bewegung im 19. Jahrhundert verfolgt, wird feststellen, daß sich sowohl Kleriker wie Laien stets für die Verwirklichung einer größeren

sozialen Gerechtigkeit in der Welt engagiert haben. In Deutschland waren es vornehmlich der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler (1811–1877), der Gesellenvater Adolf Kolping (1813–1865), der bereits o.g. Peter Franz Reichensperger und Friedrich Harkort (1793–1880), einer der führenden westfälischen Industriellen, die sich als Sozialreformer einen bleibenden Ruf erwarben.

5. „*Rerum novarum*“ – die Stimme des Papstes

Den großen Durchbruch der katholischen Kirche zur Bewältigung der Veränderungen im industriellen Zeitalter erzielte jedoch erst Papst Leo XIII. (1878–1903) mit seiner großen Sozialenzyklika vom 15. Mai 1891 „*Rerum novarum*“. Eingehend behandelt Leo XIII. darin die Arbeiterfrage, betont die Würde des Menschen gegenüber dem Materialismus und verurteilt den Sozialismus.

II. *Entwicklungen*

1. *Dem Wandel der Dinge folgen*

„... Die Soziallehre der Kirche“, sagt Prof. Oswald von Nell-Breuning, besteht nicht so sehr aus überzeitlich und überörtlich geltenden, sogenannten „ewigen“ Wahrheiten, sondern wendet diese Wahrheiten auf die nach Zeit und Ort verschiedenen, ständigem Wechsel unterliegenden Verhältnisse an.

Daraus ergibt sich, daß sie dem Wandel der Dinge folgen und auf die ständig neu auftauchenden Fragen laufend neue Antworten geben muß. So entwickelt sich die Soziallehre der Kirche seit der fortschreitenden Entwicklung der Dinge selbst. Nachdem das Thema mit der ersten Sozialenzyklika Leos XIII. „*Rerum novarum*“ einmal aufgegriffen ist, setzt jede später ergehende Verlautbarung die früheren voraus, baut auf ihnen auf, führt angespannene Gedanken weiter und vertieft sie, setzt sich mit neu aufgekommenen Fragen auseinander, stellt eingetretene Mißstände richtig und überprüft, gegebenenfalls, früher gegebene, inzwischen durch den Wandel der Dinge überholte Weisungen und paßt sie den neuen Gegebenheiten an . . . Die Soziallehre der Kirche erwächst geschichtlich aus dem, was das gesellschaftliche Leben an Fragen, insbesondere an Streitfragen aufwirft und was es an Nöten und Ungerechtigkeiten erzeugt. Wie die Kirche selbst, so ist auch ihre Soziallehre kein „System“, sondern gehört dem Bereich des Tatsächlichen, des Geschichtlichen, des praktischen Lebens an, die allerdings immer an den Maßstäben des Gesetzes Gottes gemessen werden. Darum sind kirchenlehramtliche Verlautbarungen immer im zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu sehen und zu verstehen.“¹⁰⁾

2. *Die Reihe der Sozialenzykliken*

„*Rerum novarum*“ steht am Anfang dieser Reihe. Ihr Hauptgegenstand bildet die Arbeiterfrage, wie bereits oben erwähnt.

Ihr folgen:

— Pius XI. (1922—1939) Enzyklika „Quadragesimo anno“ vom 15. Mai 1931.

Diese Enzyklika betont die einzigartige Stellung der Enzyklika „Rerum novarum“ unter den sozialen und politischen Rundschreiben Leos XIII. Einleitend heißt es: „Vierzig Jahre sind verflossen, seit unser Vorgänger . . . Leo XIII. sein herrliches Rundschreiben . . . ergehen ließ. In dankbarer Freude ergreift der ganze katholische Erdkreis diesen Anlaß, um das Gedenken verdienstermaßen feierlich zu begehen . . .“

„Quadragesimo anno“ packt, über die Arbeiterfrage hinausgehend, die gesellschaftliche Ordnung insgesamt an; sie drängt auf Gesellschaftsreform und „entfaltet unter diesem Aspekt die Gedanken des Subsidiaritätsprinzips und der berufsständigen Ordnung“ (v. Nell-Breuning). Während Pius X. (1903—1914) in seiner Enzyklika „Singulari quadam“¹¹⁾ die Mitgliedschaft katholischer Arbeiter in interkonfessionellen Gewerkschaften den deutschen Bischöfen nur als zu „dulden“ anempfahl, „billigt“ Pius XI. in seiner Enzyklika eine solche Mitgliedschaft *expressis verbis*.

— Johannes XXIII. (1958—1963) Enzyklika „Mater et magistra“ vom 15. Mai 1961.

„Mater et magistra“ unterstreicht die Notwendigkeit von Mitbestimmung und Beteiligung der Arbeitnehmer am Produktionsvermögen.

„Mater et magistra“, erklärt Prof. Oswald von Nell-Breuning, „kniert sich in die soziale Wirklichkeit hinein. Damit kommt das Arbeitsleben stärker in den Blick. War Pius XII. gegenüber Einheitsgewerkschaft und gegenüber wirtschaftlicher Mitbestimmung noch ziemlich bedenklich und zurückhaltend, so ist Johannes XXIII. ganz unbekümmert aufgeschlossen und zuversichtlich. So hat seine Enzyklika denn auch in der Welt eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden; sie hat der Kirche und ihrer Soziallehre Sympathien gewonnen wie keine andere zuvor.“¹²⁾

Die sozialen Rundschreiben vorgenannter Päpste, Leo XIII., Pius XI. und Johannes XXIII., sind die Sozialenzykliken, die der Soziallehre der Kirche in diesem Jahrhundert Weg und Weisung gegeben haben. Auf ihrem Fundament erwachsen die zahlreichen Reden und Rundfunkbotschaften, die Pius XII. (1939—1958) zur Soziallehre der Kirche gehalten und in alle Welt hat ergehen lassen; auf ihnen fast die Enzyklika Johannes XXIII. „Pacem in terris“ vom 11. April 1963, „aus ihnen schöpfen“ die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ vom 7. November 1965, die Enzyklika Papst Pauls VI. (1963—1978) „Populorum progressio“ vom 22. Mai 1966 und viele andere päpstliche sowie ortskirchliche Dokumente zur Soziallehre der Kirche. Auf die vorgenannten Dokumente näher einzugehen würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.

Ihrer Aktualität wegen bedarf es jedoch einiger weniger Stichworte zu „Pacem in terris“ und „Populorum progressio“

— „Pacem in terris“ appelliert an die Laien: „Nochmals ermahnen wir unsere Söhne, sie möchten sich für die Verwaltung der öffentlichen Aufgaben bereitwillig zur Verfü-

gung stellen und mitwirken, das Wohl der gesamten Menschheit und des eigenen Staates zu fördern.“¹³⁾

Zur Stellung der Frau vermerkt Papst Johannes XXIII. darin: „An . . . Stelle steht die allgemein bekannte Tatsache, daß die Frau am öffentlichen Leben teilnimmt . . . Die Frau, die sich ihrer Menschenwürde heutzutage immer mehr bewußt wird, ist weit davon entfernt, sich als seelenlose Sache oder als bloßes Werkzeug einschätzen zu lassen; sie nimmt vielmehr sowohl im häuslichen Leben wie im Staat jene Rechte und Pflichten in Anspruch, die der Würde der menschlichen Person entsprechen . . .

Schließlich bemerken wir in unseren Tagen, daß die ganze Menschheitsfamilie im sozialen wie im politischen Leben eine völlig neue Gestalt angenommen hat.“¹⁴⁾

— „Populorum progressio“ stellt die Notwendigkeit zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hilfe der Entwicklungsländer auf breitem Raum vor.

„Heute ist . . . die soziale Frage weltweit geworden . . . überdies empfinden viele Völker, die erst vor kurzem ihre nationale Selbständigkeit erlangt haben, die Notwendigkeit, daß zu der erlangten bürgerlichen Freiheit die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung hinzukomme, um ihren Bürgern eine volle menschliche Entfaltung zu sichern und somit einen angemessenen Platz in der Gemeinschaft der Völker zu erlangen. . . .“¹⁵⁾

„Entwicklung“, so geht von „Populorum progressio“ aus, ist der neue Name für Friede.

III. Die Soziallehre Papst Johannes Pauls II.

1. Der Mensch ist der Weg der Kirche

„Die Kirche darf am Menschen nicht vorbeigehen“, heißt es in Nr. 14 der ersten Enzyklika Papst Johannes Pauls II. „Redemptor hominis“ vom 4. März 1979. „Da also der Mensch der Weg der Kirche ist“, fährt Johannes Paul II. fort, „der Weg ihres täglichen Lebens und Erlernens, ihrer Aufgaben und Mühen, muß sich die Kirche unserer Zeit immer wieder neu die ‚Situation‘ des Menschen bewußt machen. Sie muß seine Möglichkeiten kennen, die immer neue Richtung nehmen und so zutage treten; zugleich aber muß die Kirche die Bedrohungen kennen, die über dem Menschen hängen. Sie muß sich all dessen bewußt sein, was offenkundig dem Bemühen entgegensteht, das Leben der Menschen immer humaner zu gestalten, damit alle Bereiche dieses Lebens der wahren Würde des Menschen entsprechen. Mit einem Wort: die Kirche muß alles kennen was diesem Prozeß entgegensteht. . . .“

2. Impulse

Bevor Papst Johannes Paul II. seine Auffassung von der Soziallehre der Kirche in einer eigenen Enzyklika niederlegt, spricht er von „gesellschaftspolitischen Impulsen“, die seine Ansprachen, Reden und Predigten bei seinen apostolischen Reisen in die europäischen wie auch übereuropäischen Länder ausstrahlen. Immer stehen des Menschen Würde und seine Rechte im Mittelpunkt.

„Der Mensch kann nicht auf sich selber verzichten noch auf den Platz, der ihm in der sichtbaren Welt zukommt; er darf nicht Sklave der Dinge, Sklave der Wirtschaftssysteme, Sklave der Produktion, Sklave der eigenen Produkte werden. Eine Zivilisation von rein materialistischem Charakter verurteilt den Menschen zu solcher Sklaverei...“ (Redemptor hominis Nr. 10).

Während seiner apostolischen Reise nach Brasilien appelliert Johannes Paul II. in seiner Ansprache am 2. Juli 1980 beim Besuch im Elendsviertel Vidigal in Rio de Janeiro an die Mächtigen:

„Tut alles, besonders ihr, die ihr die Entscheidungsgewalt habt, von denen die Lage der Welt abhängt, tut alles, damit das Leben eines jeden Menschen auf unserer Erde, ‚menschlicher, menschenwürdiger werde!‘ ... Tut das aus Rücksicht auf jeden Menschen, der euer Nächster und Mitbürger ist. Und tut das aus Rücksicht auf euch selbst. Nur die Gesellschaft ist in sozialer Weise gerecht, die sich bemüht, immer gerechter zu sein. Nur eine solche Gesellschaft hat Zukunft.“¹⁶⁾

Am 7. Juli 1980 wendet sich der Papst in Salvador da Bahia an die Initiatoren der pluralistischen Gesellschaft von heute:

„In ihrer Soziallehre schlägt die Kirche kein konkretes politisches oder wirtschaftliches Modell vor, sondern zeigt den Weg, bietet Grundsätze an...“

Wenn wir vom Recht auf Leben, auf physische und moralische Integrität, auf Nahrung, auf Wohnung, auf Erziehung, auf Gesundheit, auf Arbeit und auf Beteiligung an der Verantwortung im Leben der Nation sprechen, sprechen wir von der menschlichen Person. Es ist der Mensch, den wir mit unserem Glauben als von Gott als sein Abbild geschaffenes und für ewiges Ziel bestimmt erkennen. Es ist der Mensch, der sich oft Bedrohungen und Hunger gegenüber sieht, ohne Dach über dem Kopf und ohne angemessene Arbeit, ohne Zugangsmöglichkeit zum kulturellen Leben seines Volkes oder der Menschheit und ohne Stimme, seinem Elend und seiner Verzweiflung Gehör zu verschaffen ...

Den Menschen also ins Zentrum der ganzen sozialen Tätigkeit stellen heißt sich um all jenes sorgen, was ungerecht ist, weil es die Menschenwürde beleidigt. Den Menschen als Maßstab nehmen heißt sich für die Änderung aller ungerechten Situationen und Realitäten einsetzen, damit sie Elemente einer gerechten Gesellschaft werden...“¹⁷⁾

3. „*Laborem exercens*“

Wie seine Vorgänger Pius XI., Pius XII., Johannes XXIII. und Paul VI. sich in ihren Äußerungen zur Soziallehre der Kirche immer wieder auf die Sozialzyklika Leos XIII. „*Rerum novarum*“ berufen haben, beginnt auch die Sozial-Enzyklika Johannes Pauls II. „*Laborem exercens*“ vom 14. September 1981 mit dem Hinweis darauf:

„Da es am 15. Mai dieses Jahres neunzig Jahre waren, seitdem Leo XIII., der große Papst der „Sozialen Frage“, jene entscheidende Enzyklika veröffentlicht hat, die mit den Worten

„Rerum novarum“ beginnt, möchte ich das vorliegende Dokument der menschlichen Arbeit widmen, ja eigentlich dem Menschen im weitgespannten Rahmen jener Wirklichkeit, die die Welt der Arbeit darstellt. . . .“¹⁸⁾

Mensch und Arbeit, zwei unaufhörlich genannte Begriffe der Gegenwart, bilden das Leitmotiv dieser Enzyklika. Der Mensch hat ein Recht auf Arbeit, aber auch eine Pflicht zur Arbeit.

„Das Problem Arbeit ist“, so meint Weihbischof Wilhelm Wöste, „für den Papst schlechthin der Schlüssel zur sozialen Frage.“¹⁹⁾

Der Papst sagt: „ . . . nur der Mensch ist zur Arbeit befähigt, nur er verrichtet sie, wobei er gleichzeitig seine irdische Existenz mit ihr ausfüllt. . . .“

Gott hat den Menschen zur Arbeit berufen, von ihm ist er beauftragt, sich die Erde untertan zu machen; der Mensch kultiviert und technisiert sie.

„Objektive Arbeit“ nennt der Papst das Gesamtergebnis dieser Arbeit (5).

Daß die Arbeit dem Menschen von Gott aufgegeben ist, also im Dienste Gottes steht, verleiht der Arbeit Würde. Der Mensch ist das „Subjekt der Arbeit“ (6). Das ist eine Grundforderung Johannes Pauls II. Von daher hat der arbeitende Mensch Rechte: z. B. das Recht auf einen sinnvoll und gebührend vorbereiteten Arbeitsplatz sowie das Recht auf leistungs- und familiengerechte Bezahlung; „Die Arbeit“, sagt der Papst, „ist in gewisser Hinsicht Vorbedingung für die Gründung einer Familie, da diese für ihren Unterhalt Mittel braucht, die sich der Mensch normalerweise durch die Arbeit erwirbt. . . .“ (19).

In diesem Zusammenhang berührt der Papst auch das Thema Frauenarbeit: „Die Erfahrung bestätigt, daß man sich für die soziale Aufwertung der mütterlichen Aufgaben einsetzen muß. . . .“ Keine Ehefrau und Mutter sollte aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen sein, außerhalb der Familie zu arbeiten. Wörtlich sagt der Papst dann generell: „Die wahre Aufwertung der Frau erfordert eine Arbeitsordnung, die so strukturiert ist, daß sie diese Aufwertung nicht mit den Aufgaben ihrer Eigenheit bezahlen muß und zum Schaden der Familie, wo ihr als Mutter eine unersetzliche Rolle zukommt“ (19).

Neben dem Lohn hat der arbeitende Mensch Anspruch auf über den Lohn hinausgehende Leistungen, dies sind u. a. Sozialleistungen, die Leben und Gesundheit des Arbeitnehmers am Arbeitsplatz und seiner Familie sichern; das Recht auf eine ausreichende wöchentliche Ruhe und eine angemessene jährliche Urlaubszeit. „Schließlich geht es um das Recht auf Ruhestandsgeld, auf Alterssicherung und auf Versicherung bei Arbeitsunfällen. Im Rahmen dieser hauptsächlichen Rechte gibt es ein ganzes System einzelner Rechtsansprüche, deren Beachtung zusammen mit der Entlohnung der Arbeit für ein korrektes Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber entscheidend ist. Unter diesen Einzelrechten ist immer auch der Anspruch auf solche Arbeitsräume und Produktionsprozesse zu beachten, die dem Arbeitnehmer weder gesundheitlich noch geistig-sittlich schaden“ (19).

Die Sorge des Papstes um den arbeitenden Menschen kommt nicht von ungefähr, weiß er doch aus eigener Erfahrung, was dem Arbeiter nottut. Als Theologiestudent gehörte er während der deutschen Besetzung Polens zum Kreis der sogenannten Untergrundkleriker der Erzdiözese Krakau, die zumeist aus Gründen der Tarnung außerhalb Krakaus wohnten und arbeiteten. Karol Wojtyła, heute Johannes Paul II., macht da eine Ausnahme; er wohnte in Krakau und hatte dort über einige Jahre eine Arbeitsstelle bei den Solvay-Werken (vgl. M. Malinski: Johannes Paul II.).

„Laborem exercens“ anerkennt es als ein Recht der Arbeitnehmer, „sich zusammenschließen, also Verbände oder Vereinigungen zu bilden, deren Zweck es ist, die Lebensinteressen der in den verschiedenen Berufen Tätigen zu vertreten“. Das Ja der Kirche zu den Gewerkschaften ist nie so klar wie in dieser Enzyklika zum Ausdruck gebracht worden. Johannes Paul II. wertet die Gewerkschaften als „gesellschaftliche Ordnungsfaktoren“, zeigt zugleich aber die Grenzen auf, in denen sich gewerkschaftliches Tun zu vollziehen hat.

„Die gewerkschaftlichen Forderungen dürfen nicht in Gruppen- oder Klassenegoismus ausarten, wenngleich sie im Interesse des Gemeinwohls der ganzen Gesellschaft auch auf die Verbesserung all dessen abzielen können und müssen, was im System des Eigentums an den Produktionsmitteln oder in der Art, sie einzusetzen und über sie zu verfügen, fehlerhaft ist“(20).

Hier wird deutlich, daß auch die Gewerkschaften bei ihrer Arbeit immer das Wohl des Ganzen im Auge zu behalten haben. „In diesem Sinn gehört die Aktivität der Gewerkschaften zweifellos in das Gebiet der Politik“, wenn sie als kluges Bemühen um das Gemeinwohl aufgefaßt wird. Andererseits ist es nicht Aufgabe der Gewerkschaften, „Politik zu machen“ im heute üblichen Sinn dieses Ausdrucks. Die Gewerkschaften haben nicht die Eigenschaft politischer Parteien, die um die Macht kämpfen, und sollten auch nicht den Entscheidungen der politischen Parteien unterstellt sein oder in zu enger Verbindung zu ihnen stehen“(20).

„Laborem exercens“ zielt eindeutig auf die freie und unabhängige Einheitsgewerkschaft ab; wo es sie gibt oder nicht gibt, weiß Johannes Paul II. wie kaum jemand anders; es ist ein Kernthema seiner apostolischen Reisen. Ausdrücklich bestätigt „Laborem exercens“ das Recht der Arbeitnehmer, notfalls, zur Waffe der gemeinsamen Arbeitseinstellung zu greifen (Nell-Breuning).

„Wenn man zugibt, daß der Streik ein erlaubtes Mittel ist, muß man jedoch gleichzeitig hervorheben, daß er in gewissem Sinn ein äußerstes Mittel bleibt. Man darf ihn nie mißbrauchen, vor allem nicht für politisches Taktieren“(20).

Auch den Problemen der Landarbeiter, der Arbeit der Behinderten und der sogenannten Arbeitsemigration widmet Johannes Pauls II. Enzyklika hohe Aufmerksamkeit.

IV. Zusammenfassung

1. Die Arbeit hat den Vorrang vor dem Kapital

fordert „Laborem exercens“ mit Nachdruck.

In diesem Zusammenhang erläutert Josef Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln, dazu: „Es ist bemerkenswert, daß die katholische Soziallehre seit fast 200 Jahren immer wieder die Frage gestellt hat, ob die mit der Wirtschaftsordnung des industriellen Zeitalters gegebene Trennung von Kapital und Arbeit vor dem christlichen Gewissen bestehen könne.

Papst Johannes Paul II. legt dar, daß man „keineswegs die Arbeit und das Kapital in einen Gegensatz zueinander stellen dürfe, geschweige denn . . . die konkreten Menschen, die jeweils hinter diesen Begriffen stehen“. Jedoch müsse eine auf dem Primat des Menschen vor dem Kapital beruhende Wirtschaftsordnung „schon in ihren Grundlagen“ den „Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit“ überwinden.

Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit wird nach Auffassung der katholischen Soziallehre vor allem auf zwei Wegen überwunden oder doch gemildert werden können.

1) Durch das Miteinander der Tarifpartner.

Aufgabe der Zusammenschlüsse der Tarifpartner ist es, wie Papst Johannes Paul II. sagt, sich für das Wohl der Mitglieder einzusetzen „ . . . im Hinblick auf das Gut der sozialen Gerechtigkeit und nicht um des Kampfes willen oder um den Gegner auszuschalten“.

2) Der zweite Weg zur Überwindung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit ist die Beteiligung der Arbeitnehmer an der volkswirtschaftlichen Kapitalbildung, ein altes Anliegen der katholischen Soziallehre. . .

Die breite Streuung des Privateigentums setzt Sparfähigkeit und Sparwilligkeit voraus. Je breiter das Eigentum getrennt wird, desto mehr werden die Funktionskrisen des Eigentums in der modernen Gesellschaft überwunden oder gemildert werden können.

Die Selbstverantwortung wird gestärkt und der Trend zum Versorgungsstaat gehemmt werden.“²⁰⁾

In der Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über die christliche Freiheit und die Befreiung vom 22. März 1986 heißt es in diesem Kontext:

„87. Der Vorrang der Arbeit vor dem Kapital macht es für die Unternehmer zu einem Gebot der Gerechtigkeit, vor der Steigerung des Profits das Wohl der Arbeiter zu beachten. Sie haben die sittliche Pflicht, kein unproduktives Kapital anzuhäufen und bei den Investitionen vor allem das Gemeinwohl vor Augen zu haben. Das verlangt, daß man vorrangig die Sicherung der bestehenden oder die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen in der Produktion wirklicher Nutzgüter sucht.

Das Recht auf Privateigentum kann nicht ohne die Verpflichtung für das Gemeinwohl verstanden werden. Es ist dem höheren Prinzip von der universellen Bestimmung der Güter untergeordnet.

88. Diese Lehre muß zu Reformen anregen, bevor es zu spät ist. Der Zugang aller zu den Gütern, die für ein menschliches, persönliches und familiäres Leben, das diesen Namen verdient, notwendig sind, ist eine Hauptforderung der sozialen Gerechtigkeit. Sie muß sowohl im Bereich der Industriearbeit wie in ganz besonderer Weise in dem der Landarbeit verwirklicht werden. In der Tat machen ja die Landbewohner, vor allem in der Dritten Welt, den überwiegenden Teil der Arbeiter aus.“²¹⁾

2. *Jeder Mensch hat ein Recht auf Arbeit*

Erhaltung und Schaffung von Arbeitsplätzen ist eine vorrangige soziale Aufgabe, die sich den einzelnen und der Privatinitiative, aber auch dem Staat verpflichtend stellt, vor allem in Zeiten dramatischer Arbeitslosigkeit.

3. *Die Soziallehre der Kirche motiviert zu sozialem Handeln und Verhalten*

Es ist jedoch nicht die Aufgabe „der Hirten der Kirche, bei der Errichtung einer politischen Ordnung und bei der Organisation des sozialen Lebens direkt einzugreifen.“²²⁾ Dazu sind die Laien berufen.

4. *„Im politischen Bereich handelt der Laie als Staatsbürger im eigenen Namen*

und eigenen Auftrag, vielleicht zugleich auch im Namen der Kirche, deren Glied er ist (,wir sind die Kirche‘!), aber keinesfalls im Namen des Klerus.“²³⁾

5. *Nur eine starke und zielstrebige katholisch-soziale Bewegung*

wird fähig und in der Lage sein, die Probleme der arbeitenden Menschen recht zu verstehen und sinnvolle Beiträge zu deren Lösung beizusteuern.

6. *Profil und Leistung der Soziallehre der Kirche*

Professor Oswald von Nell-Breuning hat 1972 einmal gesagt: „Die einst verlachten und verlästerten Kernsätze der katholischen Soziallehre sind heute gemeinsame Überzeugung der ganzen, mindestens der ganzen freiheitlichen Welt. Von liberaler wie von sozialistischer Seite ist man auf uns zugekommen, ist einander — wenn ich es so ausdrücken darf — auf unserem Boden begegnet. Unbestreitbar hat die katholische Soziallehre dadurch merklich an Profil verloren. Aber wir wollen doch nicht so töricht sein, deswegen einer Profilneurose zu verfallen. Wenn wir unseren Reichtum nicht mehr für uns allein haben, sondern ihn mit nahezu der ganzen gesitteten Welt teilen dürfen, ist das für uns kein Verlust.

Wir sind dadurch nicht ärmer geworden; im Gegenteil, es ist ein unvollstellbar großer Gewinn. Das ist die einmalige geschichtliche Leistung der katholischen, der päpstlichen Soziallehre.

Um diesen Erfolg nicht zu verspielen, gilt es, das, was wir mit dem Anspruch auf Verbindlichkeit lehren, auch selbst vorbildlich zu praktizieren. Nur wenn die Praxis der einzelnen Katholiken, wo immer sie stehen mögen, und die Praxis der kirchlichen Institutionen, des Welt- und des Ordensklerus und der religiösen Gemeinschaften zwar nicht dem gleichkommt, aber doch ehrlich dem nahezukommen strebt, was diese Lehre fordert, dann, und nur dann, hat die einmalige geschichtliche Leistung der katholischen Soziallehre dauernden Bestand.“²⁴⁾

Anmerkungen

- 1) Karl B. Schnelting (Hersgb.), Zeugen des Jahrhunderts — Portraits aus Wirtschaft und Gesellschaft — Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, 1981, S. 132f. Die gen. Gespräche wurden im Zeitraum v. 5.—7. 11. 1980 geführt. Helmut Hammerschmidt: 1965—1977 Intendant des Südwestfunks.
- 2) Arbeitshilfen 18. Herausgeber: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Prof. Oswald von Neil-Breuning S — Dokumentation der Ansprachen beim 90. Geburtstag des Wissenschaftlers, Priesters und Ordensmanns am 8. März 1980 in Köln
- 3) „Für das Leben derr Welt“ herausgb. vom Zentral-Komitee der deutschen Katholiken, Paderborn 1974
- 4) „Pacem in terris“. I., Enzyklika Johannes XXIII. 11. April 1963
- 5) Kardinal Josef Höffner: Die katholische Soziallehre gestern und heute. Presseamt des Erzbistums Köln, 1975
 - Dominikus Soto 1495—1560, Spanier, Prof. der Theologie — Dominikanerpater —
 - Johannes Medina: Prof. der Theologie 1490—1546, Spanier
 - Kardinal Cajetan: 1518 päpstlicher Kardinallegat in Deutschland. Begegnung mit Luther auf dem Reichstag in Augsburg
 - Franz Sylvius: 1581—1648, Franzose, Dogmatiker und Exeget. Dr. Theol.
- 6) ebd.
- 7) ebd.
- 8) ebd.
- 9) ebd.
- 10) „Texte zur Katholischen Soziallehre“
Bundesverband der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung, Kevelaer 1975
- 11) Pius X. (1903—1914), Enzyklika „Singulari quadam“ vom 24. 9. 1912; sie richtet sich an die deutschen Bischöfe und enthält die Entscheidung des Papstes bezüglich der Koalitionsfreiheit katholischer Arbeiter. Die Entscheidung lautet: die deutschen Bischöfe dürfen die Mitgliedschaft katholischer Arbeiter in interkonfessionellen Gewerkschaften „dulden“. Das war zugleich das Ende des sogen. deutschen Gewerkschaftsstreites.
- 12) s. Texte zur Katholischen Soziallehre . . . , S. 17.
- 13) ebd., S. 311
- 14) ebd., S. 282
- 15) ebd., S. 436/37
- 16) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 22, S. 43
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1980
- 17) ebd., S. 142/43
- 18) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 32, S. 4, Bonn 1981; die im Abschnitt 3 *Laborem exercens*“ in Klammern stehenden Ziff. 5), 6), 19), 20) beziehen sich auf den Text dieser Verlautbarungen.

- 19) Kommissariat der Deutschen Bischöfe, Dokument Nr. 3, Bonn 1982
- 20) Josef Kardinal Höffner: Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsethik, S. 27/28; Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 12, Bonn 1985
- 21) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 70, S. 48, v. 22. März 1986, Bonn
- 22) ebd.
- 23) Prof. Oswald von Nell-Breuning in dem Referat „Priester und Politik“ am 24. Oktober 1951, s. Wirtschaft und Gesellschaft heute, Band II, Herder, Freiburg 1957
- 24) Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, Oswald von Nell-Breuning S. 7.
Dokumentation der Ansprachen beim 90. Geburtstag des Wissenschaftlers, Priester und Ordensmannes, Arbeitshefte 18. S. 13.

Literaturhinweis:

Lexikon für Theologie und Kirche, Herder, Freiburg

Prof. Dr. Arthur Utz: Die katholische Sozialdoktrin in ihrer geschichtlichen Entfaltung, Band I, Aachen 1976

Stimmen der Zeit: 3, 1972 und 290, 1982

Herder, Freiburg

M. Malinski: Johannes Paul II.; Herder, Freiburg 1979

AMI

Rom

Konferenz des Apostolat Militaire International in Rom

Michael Haubl*

In der Zeit vom 18. Juni bis zum 21. Juni fand in Rom im Istituto Ravasco die diesjährige Konferenz des Apostolat Militaire International statt.

Das „Apostolat Militaire International“ (Abkürzung: AMI) ist eine vom Heiligen Stuhl anerkannte internationale Katholische Organisation. Es umfaßt Gemeinschaften und Organisationen von Soldaten, die im Geiste des Konzilsdekretes über das Apostolat der Laien arbeiten. Dabei werden die besonderen Verhältnisse des jeweiligen Landes berücksichtigt — so zum Beispiel gibt es aufgrund wehrrechtlicher Bestimmungen in Italien keine Laienorganisation innerhalb der Streitkräfte.

Derzeit gehören dem AMI Organisationen aus Belgien, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Österreich, Portugal, Schweiz und Spanien an.

Österreich stellt zur Zeit den Präsidenten des AMI, Divisionär Karl Majcen (Militärkommandant von Wien) und den Generalsekretär, Oberstleutnant des Generalstabes Rolf Urisk. Der Geistliche Beirat, Teniente Coronel Capellan Louis Martinez Fernandez ist Spanier.

Zur Eröffnung der Konferenz sprachen Erzbischof Msgr. Gaetano Bonicelli, der italienische Militärbischof, der Unterstaatssekretär im Verteidigungsministerium Bartolo Ciccardini und die Vorsitzende der PASFA, der italienischen Laienorganisation, die die Angehörigen der Streitkräfte betreut, Frau Ada Nardini.

Mit der neuen apostolischen Konstitution „Spirituali Militum Curae“ über die Neuordnung der Militärordinariate war ein wichtiges Thema für die diesjährige Konferenz vorgegeben. Die möglichen Auswirkungen dieses Dekretes auf die Militärseelsorge und für die Laienorganisationen in den Streitkräften waren Gegenstand von zwei Referaten.

Erzbischof Bonicelli sprach über „Offene Linien für das Laienapostolat in der Pastoral der Streitkräfte“, der Vizesekretär beim Consilium pro laicis, Msgr. Peter Coughan behandelte „Das katholische Laientum in der Kirche und beim Militär“.

Der AMI-Konferenz 1986 kommt in mancherlei Hinsicht besondere Bedeutung zu: Noch vor dieser Konferenz wurde die Konstitution über die Neuregelung der Militärordinariate erlassen, fast zur gleichen Zeit wie die Konferenz nahm eine Bischofskommission ihre Beratungen über die Durchführung dieser Konstitution auf, in den Monaten nach der Konfe-

* Michael Haubl,
Oberstleutnant des Bundesheeres, Mitglied der AKS, Wien

renz werden die wichtigsten Arbeiten für die Vorbereitung der Bischofssynode 1987 abgeschlossen werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Synode für das zukünftige Zusammenwirken der Amtsträger und Laien in der Kirche entscheidende Bedeutung haben wird.

So war die Vorbereitung eines Beitrages für diese Synode ein zweites wesentliches Element in den Beratungen dieser Konferenz. Waren die Schlußdokumente des Jahres 1983 den Aufgaben des AMI (Laienapostolat in den Streitkräften) und 1984 dem Thema „Frieden“ (Si vis pacem, defende vitam — Beiträge katholischer Soldaten zu Leben und Frieden) gewidmet, sollte diesmal die Position des AMI zu „Laienapostolat in Streitkräften — Ziele und Methoden“ deutlich gemacht werden.

Bei den Beratungen hierzu klang manche Sorge über die brüchig gewordenen Beziehungen zu vielen jungen Menschen auf. Der Wandel in den Wertvorstellungen vieler junger Frauen und Männer drückt sich ja nicht zuletzt in einer Abkehr von Kirche und Staat — im traditionellen Verständnis dieser Begriffe — aus. Im Rahmen eines Abendessens, gegeben von Erzbischof Bonicelli, hatten die Delegierten des AMI Gelegenheit zu einem ersten Gespräch mit den Mitgliedern der Kommission, die für die Angelegenheiten der Militärseelsorge zuständig ist.

Die Art und Weise der Begegnungen mit Erzbischof Bonicelli, eines ebenso eloquenten wie liebenswürdigen und sachkundigen Repräsentanten der Kirche, ließen in jedem Konferenzteilnehmer Hoffnung für die weitere Entwicklung von AMI aufkommen.

Den Höhepunkt der Konferenz stellte die Begegnung mit dem Heiligen Vater im Rahmen einer Privataudienz dar, an der auch die leitenden Mitglieder des Büros der Militärordinariate teilnahmen.

Der Präsident des AMI, Divisionär Majcen, konnte in seiner Ansprache dem Heiligen Vater die Bereitschaft der im AMI vertretenen Laienorganisationen zur Unterstützung der Militärseelsorger übermitteln.

Der Heilige Vater bezog sich in seiner Ansprache an die anwesenden Bischöfe und die Delegierten des AMI ausdrücklich auf die besonderen Gegebenheiten in den Streitkräften: „Jene, die den Dienst in den Streitkräften in ihren jeweiligen Ländern tragen, tun dies unter eingestandenermaßen besonderen Lebensbedingungen, die eine Anpassung des Apostolates erfordern, das von ihren gläubigen Kameraden verwirklicht wird.

Dies gilt für die Berufssoldaten, deren Lebensweise, deren Verpflichtungen und deren besondere Verantwortungen in Verteidigungsangelegenheiten eine besondere pastorale Einsicht und Begleitung erfordern. Sie erfüllen einen Dienst, der Risiken mit sich bringt und der eine tiefgehende Betrachtung über die untrennbar mit ihrem Beruf verbundenen ethischen Fragen erfordert, über die ich mich aber heute nicht weiter äußern kann. Ja, es ist den christlichen Militärverantwortlichen eine Herzensangelegenheit, mit Klarheit und Mut sich ihr Gewissen über die großen Probleme des Friedens- und Sicherheitsdienstes zu

bilden. Auf diese Weise sollen sie die richtigen Entscheidungen treffen können und beitragen, in die Überzeugungen der Jüngeren und der öffentlichen Meinung zu diesem Punkte Klarheit zu schaffen.

Ich denke auch an alle anderen Angehörigen der militärischen Einheiten, die zu irgendeiner Zeit den Dienst in ihren nationalen Streitkräften abzuleisten haben: Dies ist für sie wie eine große Feuerprobe, die, falls sie diesbezüglich entwurzelt sind, eine fatale Prüfung für ihren Glauben oder ihre religiöse Praxis sein, oder auch eine Chance darstellen kann, mit wahren Gläubigen zu leben.“

Die italienischen Gastgeber erwiesen sich nicht nur als ausgezeichnete Organisatoren, sondern waren auch um ein interessantes Rahmenprogramm bemüht, das einen Besuch bei der Schweizer Garde, einen Ausflug in die Umgebung Roms zur Hadriansvilla und zur Villa Barberini in Castelgandolfo sowie eine Besichtigung der vatikanischen Nekropole mit dem Petrusgrab vorsah.

Der Papst zu den Bischöfen und Laien des Internationalen Militäräpistolates*)

Den Glauben bezeugen und den Frieden schaffen.

Der Heilige Vater hat am Samstag, den 21. Juni im „Sala del Concistoro“ in Privataudienz die leitenden Mitglieder des zentralen Büros des Kollegiums der Militärordinariate und des Präsidiums des A.M.I. empfangen. Dies ist der Text der Ansprache des Heiligen Vaters:

Liebe Brüder im Episkopat, liebe Freunde und Laien des A.M.I.,

Ihre gleichzeitige Anwesenheit in Rom führt dazu, daß ich Sie alle gemeinsam empfangen kann. Auch wenn Ihre Verwaltungsbereiche und Einsatzmittel verschieden sind, haben Sie doch dasselbe Ziel: die geistliche Assistenz des Militärs.

1. Erlauben Sie mir, vorerst die Laien des A.M.I., welche eine Konferenz ihrer Bewegung in Rom abhalten, zu begrüßen und zu ermutigen.

Dem christlichen Glauben verbundene Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten! Sie wollen diesen Glauben vertiefen, in seinem Lichte jene schwierigen Fragen klären, denen Sie gegenüberstehen, dies in ihrem ganzen Leben verwirklichen und in Ihrer militärischen Arbeit bezeugen. Dies ist die Eigenheit des Laienapostolates, welches auf die Gnade und die Verantwortung der Taufe gegründet ist; dies wurde vom II. Vatikanischen Konzil besonders gefördert, ebenso das persönliche Apostolat, das sich ausdrückt im Apostolat von

*) Die Ansprache wurde in französischer Sprache gehalten und in der Ausgabe des „OSSERVATORE ROMANO“ vom 22.6.1986 veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung besorgte das Generalsekretariat des A.M.I.

Gruppen, die geschaffen wurden, um ihre Mitglieder zu fördern und ein gemeinsames Bekenntnis abzugeben. Unmittelbar nach dem Konzil haben Sie Ihre Organisation gegründet, und ich bin erfreut darüber, daß sie als internationale katholische Organisation anerkannt wurde, da sie die von Kirche und Hl. Stuhl erstellten Kriterien für ein Apostolat erfüllt. Die jüngst am 21. April erlassene apostolische Konstitution „*Spirituali militum curae*“, welche die Militärordinariate reorganisiert, legt eben fest: „Da alle Gläubigen an der Schaffung der Gemeinschaft Christi mitarbeiten sollen, agieren der (Militär-)Ordinariarius und seine Geistlichkeit in der Weise, daß die Laien des Ordinariates, sowohl einzeln als auch in Gruppen, als apostolisches und missionarisches Ferment in ihrer militärischen Umgebung wirken.“ (n. IX)

2. Jene, die den Dienst in den Streitkräften in ihren jeweiligen Ländern tragen, tun dies unter eingestandenermaßen besonderen Lebensbedingungen, die eine Anpassung des Apostolates erfordern, das von ihren gläubigen Kameraden verwirklicht wird.

Dies gilt für die Berufssoldaten, deren Lebensweise, deren Verpflichtungen und deren besondere Verantwortungen in Verteidigungsangelegenheiten eine besondere pastorale Einsicht und Begleitung erfordern. Sie erfüllen einen Dienst, der Risiken mit sich bringt und der eine tiefere Betrachtung über die untrennbar mit ihrem Beruf verbundenen ethischen Fragen erfordert, über die ich mich aber heute nicht weiter äußern kann. Ja, es ist den christlichen Militärverantwortlichen eine Herzensangelegenheit, mit Klarheit und Mut sich ihr Gewissen über die großen Probleme des Friedens- und Sicherheitsdienstes zu bilden. Auf diese Weise sollen sie die richtigen Entscheidungen treffen können und beitragen, in die Überzeugungen der Jüngeren und der öffentlichen Meinung zu diesem Punkte Klarheit zu schaffen.

Ich denke auch an alle anderen Angehörigen der militärischen Einheiten, die zu irgendeiner Zeit den Dienst in ihren nationalen Streitkräften abzuleisten haben: Dies ist für sie wie eine große Feuerprobe, die, falls sie diesbezüglich entwurzelt sind, eine fatale Prüfung für ihren Glauben oder ihre religiöse Praxis sein, oder auch eine Chance darstellen kann, mit wahren Gläubigen zu leben.

3. Dem einen oder anderen muß geholfen werden, das wahre Gesicht Christi und seiner Kirche zu finden, und in diesen Fällen ist Ihr Glaubenszeugnis überaus wichtig. Sie sollen die Möglichkeiten der geistigen Reichtümer kennenlernen: Gebet, Messe, Momente der Besinnung über den Glauben und das, was ihre Wehrpflicht begründet, Wallfahrten etc. Es ist auch Ihre Aufgabe, dies, mit ihnen und für sie, zusammen mit den Militargeistlichen zu organisieren. Schließlich nimmt sich der christliche Apostel, im Geiste der Brüderlichkeit, auch jener an, die sich in materiellen und moralischen Schwierigkeiten befinden. Ja, alles, was eine humanere und gerechtere Organisation des militärischen Lebens betrifft, interessiert das Apostolat, da dies eine konkrete Form der christlichen Caritas ist.

4. Dies bedeutet, daß Sie selbst sich diesem Apostolat anschließen und sich ständig mit dem Evangelium und vor allem der Kirchendoktrin vertraut machen. Damit einher geht

eine engere Verbundenheit mit Christus durch das Gebet und die Sakramente, ohne diese Einheit mit Christus von den übrigen Lebensbereichen zu trennen (Apostolicam actuositatem n. 4).

Ich möchte Sie für Ihre Arbeit besonders ermutigen und Ihnen vor allem versichern, daß Sie Ihren Platz in der Kirche haben und daß Sie von Gott geliebt werden insoferne, als Sie ihre gesetzliche Pflicht gewissenhaft und mit dem schlußendlichen Ziel erfüllen, den Frieden zu sichern. Johannes, der Täufer, nahm die römischen Soldaten am Ufer des Jordans auf, ohne von ihnen zu verlangen, ihren Beruf aufzugeben, sondern forderte sie auf, ihren Dienst ehrlich und ohne Ungerechtigkeiten zu versehen. Jesus selbst war dem Zenturio, der sich ihm anvertraute, wohlgesonnen.

Der Heilige Franz von Sales unterstrich, daß es Ihnen möglich ist, ein Ihrem Dienst angepaßtes christliches Leben zu führen: „Es ist ein Fehler — und sogar eine Häresie — die devot lebenden Soldaten vom Sakrament der Ehe auszuschließen.“ Unter „devotem Leben“ verstand er die Einheit mit Gott als Antwort auf seine Liebe und seine christliche Inspiration, die unser ganzes Leben betrifft.

Kurz gesagt, die Kirche rechnet sehr mit Ihrem Apostolat: Seid Licht, Salz und Sauerteig des Evangeliums im Kreise Eurer Kameraden!

5. Ich wende mich nun kurz an Ihre Hirten. Die Konstitution, welche am 21. Juli in Kraft tritt, bezeichnet sie als Militärordinariate, die über eine weitgehende einfache und persönliche Jurisdiktion verfügen. Ich begrüße Sie also herzlich, liebe Brüder und Mitglieder des Rates des zentralen Büros für die pastorale Koordination der Militärordinariate, aus *Italien, Frankreich, Spanien, den Vereinigten Staaten, Chile* und der *Dominikanischen Republik*. Das Dokument, welches Sie gemeinsam untersuchen, um Ihren Brüdern in den verschiedenen Kirchen bei der Umsetzung in die Praxis zu helfen, betont die Bedeutung, welche die Kirche Ihrer Aufgabe beimißt. Ihre Gläubigen in der ganzen Welt sind sehr zahlreich und benötigen eine angepaßte Seelsorge, die wahrhaft ihre Herzen erreicht und ihnen einen heilbringenden Kontakt mit der Kirche ermöglicht. In Anbetracht all dessen, wünsche ich Ihnen die Unterstützung durch eifrige Militärpfarrer und hochherzige Laien, deren unabdingbare Rolle ich noch einmal betone.

Ihnen allen erteile ich von ganzem Herzen meinen Apostolischen Segen.

Theologen zum Waffendienst?

Lothar Groppe

Nachdem eine CDU-Kommission 1984 vorschlug, Theologiestudenten vor der Weihe nicht mehr vom Dienst zu befreien, meinte der neue evangelische Militärbischof diesen ein wenig unbedarften Vorschlag einiger Profilierungsneurotiker noch akzentuieren zu

sollen. Er sprach sich vor Journalisten dafür aus, daß mehr in der Militärseelsorge tätige Pfarrer vorher Wehrdienst leisten sollten (DT 7.3.86). Das klingt zwar sehr militärfromm, ist aber wenig hilfreich, am wenigsten für die Bundeswehr. Laut Prälat Binder gebe es „keinen evangelischen und theologischen Grund für die Befreiung angehender Theologen“ vom Waffendienst. Das ist zwar formal richtig, sachlich aber höchst anfechtbar. Zudem hindert ja niemand einen künftigen Theologen daran, seiner Wehrpflicht zu genügen. Er wird von ihr ohnehin nur auf eigenen Antrag befreit, wenn er von seinem Bischof zur Vorbereitung auf den geistlichen Dienst angenommen wird.

Minister Dr. Wörner hatte bereits am 5. 1. 82 auf das nach wie vor gültige Reichskonkordat hingewiesen, nach dem „die katholische Kirche die Freistellung ihrer Geistlichen und derjenigen, die sich darauf vorbereiten, vom Militärdienst beanspruchen“ kann. (Antwort der Bundesregierung auf eine entsprechende Große Anfrage, Deutscher Bundestag, 9. Wahlperiode, Drucksache 9/1250)

„Nach dem Grundsatz der Religionsparität sind evangelische und Geistliche entsprechend anderer Bekenntnisse ebenso zu behandeln wie die katholischen.“ Soweit die Rechtslage.

Während meiner Dienstzeit bei der Bundeswehr sprach ich nach Rücksprache mit meinen Oberen mit Offizieren über die Frage, ob man eventuell auch Theologiestudenten einberufen solle. Ein General gab die ebenso einleuchtende wie pragmatische Antwort: „Es ist zwar sehr schön, daß eine solche Bereitschaft besteht, aber wir sind gar nicht daran interessiert, diese Leute einzuziehen. Warum sollten wir Soldaten für eine Tätigkeit ausbilden, die sie im Ernstfall doch nicht ausüben können und sollen.“

Artikel 12a unserer Verfassung bestimmt, daß Frauen „auf keinen Fall Dienst mit der Waffe leisten“ dürfen. Dieses strikte Verbot ist mit der Natur der Frau begründet, die in besonderer Weise zum Schutz des Lebens berufen ist. Aus demselben Grund sind Ärzte und Sanitätspersonal ausdrücklich vom Dienst mit der Waffe ausgenommen. Sollte dies nicht noch verstärkt für Seelsorge gelten, die „für die Menschen eingesetzt“ sind (Heb 5,1)?

Im April 1963 war ich mit dem Bataillon des späteren Oberbefehlshabers der Alliierten Streitkräfte Europa Mitte, General Schulze, auf dem Schießplatz. Beim abendlichen Gespräch äußerte ich den Wunsch, wieder einmal mit meiner alten Waffe, der 4 cm-Flak schießen zu dürfen. Doch der Bataillonskommandeur sagte mir ebenso bestimmt wie freundlich: „Herr Pfarrer, Sie sind Priester. Es ist nicht Ihre Aufgabe, zu schießen.“

Während des 2. Weltkriegs waren neben zahlreichen Theologen, die als einfache Poilus Dienst mit der Waffe taten, mehrere französische Priester Kompaniechefs, Bataillons- und Regimentskommandeure. Die französische Armee kennt keine Befreiung der Theologen vom Wehrdienst. Ein Karmelit brachte es sogar zum Admiral (D' Argenlieu) und Oberbefehlshaber der französischen Kriegsmarine. Nach dem Krieg wurde er Hoher Kommissar in Indochina und mußte als solcher Todesurteile bestätigen. Eine (bisher) gottlob einmalige

ge Ausnahme, die aber zeigt, wohin die uneingeschränkte Wehrpflicht im Extremfall führen kann. Hätten die Menschen wohl Vertrauen zu einem Geistlichen, der im Ernstfall als Bombenschütze, Panzerkommandant oder Batteriechef Dienst täte, nach dem Motto: Erst die Kugel, dann den Segen?! Laut letzter Statistik der EKD haben seit 1970 2,04 Millionen Gläubige ihre evangelische Kirche verlassen. Will man mit aller Gewalt noch mehr vertreiben?

Aus gutem Grund verbietet die katholische Kirche heute ihren Priestern, sich parteipolitisch zu betätigen. Sie sollten sich grundsätzlich in den Dienst aller Menschen, nicht nur einer Gruppe, sprich Partei, stellen. Es käme häufig zu unlösbaren Konflikten. Erst am 30.3. meldete eine Zeitung, daß der SPD-Landrat von Detmold, der evangelische Pfarrer Budde, in der Ausschreibung der Stelle eines Chefarztes für Geburtshilfe und Gynäkologie die Bereitschaft zur vorbehaltlosen Abtreibung fordert. Das II. Vaticanum nennt diese „ein verabscheuungswürdiges Verbrechen“ und das Sozialgericht Dortmund erklärte in einem Urteil vom 29.9.81, es entspreche weltweit verbreitetem Sprachgebrauch, Abtreibung „Mord“ zu nennen. Parteipolitik ist ebensowenig mit dem geistlichen Amt vereinbar wie Soldatenspielerie.

Etwas anderes kommt hinzu. Seit dem 2. Weltkrieg war die Zahl der zivilen Opfer in den über 130 Kriegen seit 1945 stets wesentlich höher als die bei der kämpfenden Truppe. Gerade die Zivilgemeinden brauchten in einem Krieg besonderen geistlichen Beistand.

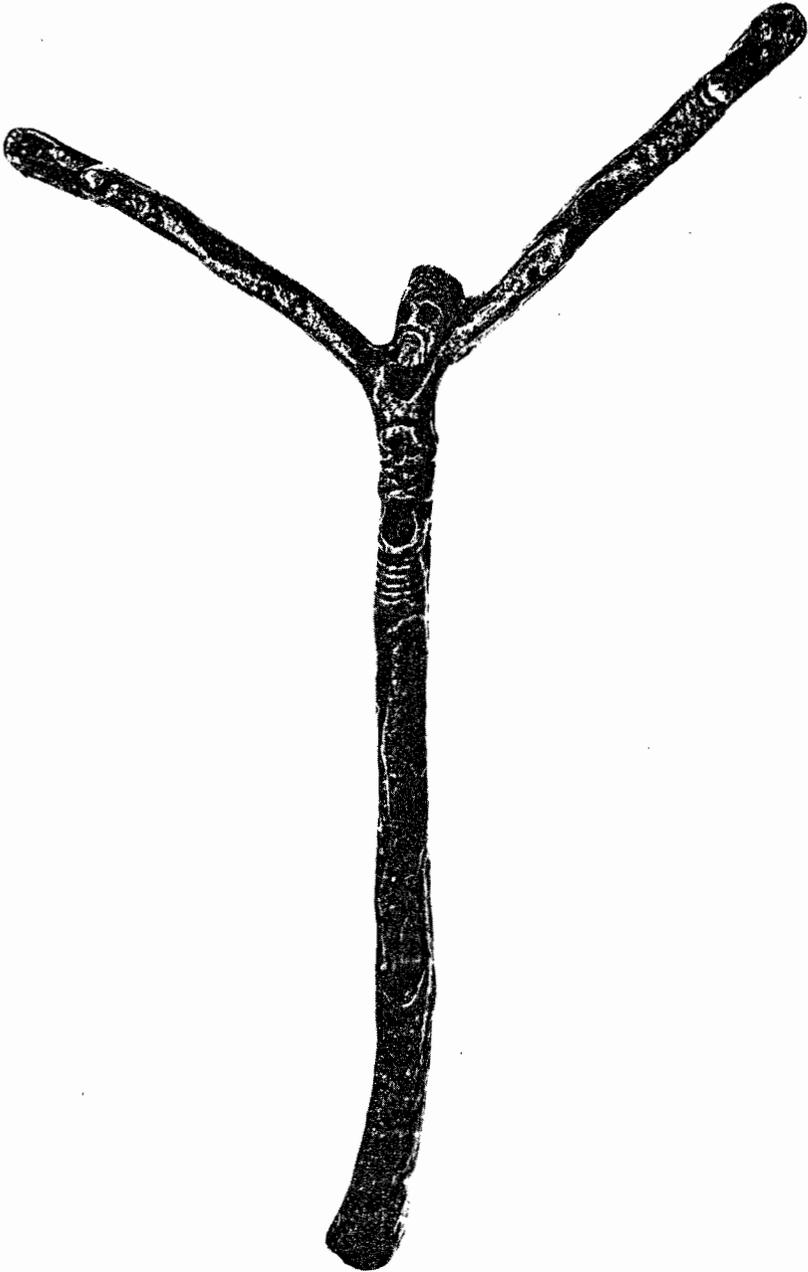
In unseren Gemeinden ist der Seelsorger gefragt, nicht der Hansdampf in allen Gassen, der unverdaute soziologische und politologische Phrasen von sich gibt und sich bei politischen Demonstrationen mit Talar — den er sonst nie trägt — in den Vordergrund schiebt. Seine Aufgabe ist es, das Wort Gottes unverkürzt und unverfälscht zu verkünden.

Das Kreuz von Narwa

Paul Roth

Dieses Kreuz hat ein Rotarmist geschnitzt. Er war schon in deutscher Gefangenschaft, saß am Straßenrand, während die deutschen Truppen an ihm vorübermarschierten, um Narwa und Iwangorod zu erobern.

Es muß zwischen dem 6. und dem 21. August 1941 gewesen sein. Denn der Wehrmachtsbericht meldete am 6. August 1941: „Trotz schwierigster Wegeverhältnisse, erbitterter Gegenwehr und größter Beanspruchung der Truppe konnte der linke Flügel der zwischen Ilmensee und Peipus-See vorgehenden Kräfte bis dicht vor Narwa vorgetrieben werden. . .“ Und am 21. August meldete er, daß „nach mehrtägigen heißen Kämpfen“ eine schwer befestigte Stellung durchbrochen und die Städte Nowgorod, Kingisepp und Narwa eingenommen worden sind.



Der Rotarmist in seiner verschossenen Bluse wußte sicher nicht, auf welcher blutgetränkter Erde er saß. Vielleicht hat ihm jemand gesagt, daß die Festung auf dem westlichen Ufer des Flusses Narwa vom Deutschen Orden und die Festung Iwango-rod auf dem östlichen Ufer von Zar Iwan III. erbaut worden ist. Er wird aber sicher nicht gewußt haben, wieviele Schlachten um Narwa geschlagen worden sind, daß z.B. der Schwedenkönig Karl XII. im Jahre 1700 Peter den Großen dort geschlagen hat, daß die Rote Armee im Frühjahr 1918 hier gekämpft hat, um in Estland die Sowjetmacht zu errichten.

Ob dieser Rotarmist gebildet war oder nur ein einfacher Bauer, ob er davon überzeugt war, das sozialistische Vaterland zu verteidigen, ist unbekannt. Unbekannt ist sein Name, unbekannt sein weiteres Schicksal, — kurz: ein unbekannter Soldat. Ist er in deutscher Kriegsgefangenschaft umgekommen, hat er den Krieg und die Stalinzeit überlebt? Wahrscheinlich lebt „Iwan“ nicht mehr, — verwenden wir ruhig einmal diesen Namen, den die deutschen Soldaten den russischen gaben.

Die einzige Spur, die von Iwan geblieben ist, ist das Kreuz. Er saß da an der Straße, wartete, daß man die Gefangenen einsammelte und abführte und hatte Hunger. In der Tasche war noch ein Messer, er zog es heraus, schnitt von einem Baum eine Astgabel ab und begann zu schnitzen. Ein Gefangener schnitzt sich zumeist als erstes einen Löffel.

Aber Iwan schnitt aus der Gabel ein seltsames Kreuz, — nicht orthodox, nicht katholisch. Es wurde ein Schmerzensmann, herauswachsend aus dem Stamm, mit flehend nach oben auseinandergereckten Armen, die bereits die Nägel trugen. Das Gesicht des Leidenden zeigte nach oben, Hilfe suchend, bittend mit großen Augenhöhlen, die der Tod gegraben hatte. Warum Iwan ausgerechnet diesen Schmerzensmann aus dem Holz geschnitten hat, bleibt unbekannt.

Er tat es in einer Pause zwischen Kampf und Ohnmacht. Kurz vorher, als er noch ein Kämpfer der Roten Armee war, hätte man ihn wohl ein solches „Instrument der Volksverdummung“, das außerdem aufs Größte gegen die Regeln des „Sozialistischen Realismus“ verstieß, aus der Hand gerissen. Und bald darauf, als er abgeführt wurde, um hinter Stacheldraht gesteckt zu werden, hätte ihm vielleicht ein strammer SS-Mann das Kreuz zerbrochen, das doch wohl eher zur „entarteten Kunst“ gehörte als zum „arischen Kulturerbe“.

In dieser Pause kam ein deutscher Soldat vorbei und sah den Schmerzensmann aus Holz in den Händen des Iwan. Nennen wir ihn „Fritz“, so wie die russischen Soldaten die Deutschen damals nannten. Übrigens gab es bei den Russen noch einen anderen Namen für die Deutschen, nämlich „Gans“ (= Hans, denn in der russischen Sprache gibt es kein H). Hans und Iwan sind ein- und derselbe Name, abgeleitet von Johannes. Bleiben wir aber bei Fritz, um die unbekannteren Soldaten nicht zu verwechseln.

Dieser Fritz war, das ist ziemlich sicher, ein Theologiestudent oder ein Geistlicher, den man eingezogen hatte, damit er sich am „Endsieg“ beteiligte. Aber offenbar stürmte er nicht blind diesem Sieg entgegen, sonst hätte er den Iwan mit seinem Schnitzwerk am

Straßenrand nicht gesehen. Iwan hätte es wohl im Gras liegen lassen, als man ihn später einsammelte. Denn das Kreuz war fast 40 cm lang. Wo sollte er es unterbringen oder verbergen?

Dann geschah etwas, was nicht mehr genau zu rekonstruieren ist. Entweder bot Fritz dem Iwan ein Stück Brot an, und Iwan schenkte ihm dafür das Kreuz. Es kann aber auch sein, daß Iwan das Kreuz zum Tausch gegen Brot anbot, — oder daß Fritz Brot anbot, um das Kreuz zu bekommen. Vielleicht läßt sich das in der Wirklichkeit gar nicht so genau von einander unterscheiden, denn sie konnten sich ja nicht unterhalten, sie hatten nur etwas in ihren Händen, sozusagen stumme Zeichen. Jedenfalls ging der Schmerzensmann aus der Hand von Iwan in die Hand von Fritz über.

Unbekannt ist der Weg, den das Kreuz danach genommen hat. Es war zu lang, um es mit der Feldpost zu verschicken. Wahrscheinlich wanderte es im Gepäck von Fritz noch eine Zeitlang über russische Erde, bis er es auf einem Heimaturlaub nach Deutschland brachte. Dort blieb es nach dem „Endsieg“, der allerdings völlig anders ausfiel, als es der „Größte“ (= der Größte Führer aller Zeiten mußte sich diese respektlose Verkürzung gefallen lassen) prophezeit hatte.

Eines Tages wurde der hölzerne Schmerzensmann dann — nach dem Krieg — abgeformt und in Bronze gegossen. Denn es verderben nicht nur Menschen, auch Holz verdirbt und vergeht. An meinem Arbeitsplatz hängt ein solcher Bronzeabguß, erinnert an einen unbekanntem Iwan, der nach sowjetischem Wunsch hätte gottlos sein sollen und von der nationalsozialistischen Propaganda zum „Untermenschen“ erklärt worden war. Wenn die Sonne hell scheint, dann zeichnen sich die Schatten der flehenden Hände an der Wand ab, als wollten sie bitten: „Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Wenn es dunkel ist, dann glaubt man einen Zweig an der Wand zu erkennen, der jeden Augenblick wieder ausschlagen könnte.

Die Frau in der Kirche*)

— Eine Skizze

Grundsätzliche Vorüberlegungen zur Lebenswirklichkeit

Johannes Cofalka

1. Bei der Betrachtung der Kirchengeschichte fällt auf, daß gegenüber den Werken der Väter, der Päpste und der großen Theologen die Aussagen der Frauen scheinbar zurücktreten, ja daß der Auftrag der Frau in der Kirche irgendwie verborgen bleibt. Demgegenüber

*) Kirche als die im Geheimnis Gottes wurzelnde, aus dem Heiligen Geist lebende, von Jesus Christus gestiftete Gemeinschaft der Glaubenden, die das geschenkte Heilswerk bezeugen.

ist aber festzustellen, daß die wesentlichste und für alle Zeiten wichtigste Aussage für die Welt und die Kirche von einer Frau gemacht wurde: von Maria. Ihr Wort: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte“, kann durch keine menschliche Aussage überboten werden. Sie tritt nur zurück vor dem Wort des Mensch gewordenen Gottes: „einen Leib hast du mir gegeben, deinen Willen (Gott) zu erfüllen“.

In diesem Wort Marias sind alle Frauen mitgeheiligt, und eigentlich müßte es sehr schwer sein, sich bewußt und mit dem ganzen Willen von Maria zu distanzieren.

Die Männer der Kirche haben, aus dem Auftrag Christi und aus der lebendigen Tradition handelnd, immer das zum Ausdruck gebracht, was in den Gefährdungen der Kirche in der jeweiligen Gegenwart, aber auch in die Zukunft hinein gesagt werden mußte.

Beschäftigt man sich jedoch gründlicher mit dem Leben der Kirche, dann kann man es mit Händen greifen, wie das Wirken der Frauen Gestalt gewinnt. Der Auftrag der Frau in der Kirche, so läßt sich vielleicht der Eindruck beschreiben, ist der Hinweis auf die Wertfülle göttlicher Ordnungen und die Vorbereitung auf die Begegnung mit der Welt und der in ihr sich offenbarenden Schöpfung, mit der Kirche und mit den Menschen.

Wird mit „Begegnung“ jede menschliche Bezogenheit mit der Schöpfung und mit dem „Du“ verstanden, dann kommt sogleich das aus der inneren Verfaßtheit kulturschaffende Konkrete des Augenblicks, die Praxis des Lebens in den Blick.

2. Die Frau in der Kirche, die ihre eigenste Glaubenswirklichkeit und Glaubensverantwortung erkannt hat, war und ist immer auch eine Frau der Welt. Selbst die einsamste Klosterzelle isoliert nicht von der Welt; denn die ausschließliche Hinwendung zu Gott wird seine geschichtliche Erscheinung in Jesus Christus und das damit verbundene Heilswerk für die Welt existentiell mittragen.

Die Frau in der Kirche will das Ganze des Menschen, weil das Bewahren und Schützen von Werten nicht das veruntreuen darf, was dem Ganzen dient. Darum bedeutet Emanzipation mitunter das Gewinnen eigenwillig gesetzter Wünsche und Ziele auf Kosten des Ganzen. Das Frauliche ist zeitlos, so wie das Mütterliche über den Generationen steht.

Die Geschlechterdifferenz aus dem konkreten Leben ausklammern zu wollen und damit die Frau in eine auf beide Geschlechter anwendbare Schablone zu drängen würde bedeuten, daß man den Menschen überhaupt nicht mehr ernst nimmt.

Was die Frau für die Kirche bedeutet — und damit ist der ganze, den Christen aufgetragene Lebensraum mit zu sehen, der durch die Frau Gestalt, Prägung und Tiefe erhält —, tritt uns mit der Kulturlandschaft eines Volkes entgegen.

Die Begründung einer christlichen Lebenskultur ist ohne das stille und beispielhafte wie engagierte Wirken der Frauen nicht denkbar. Das blutige wie verborgene Märtyrerschicksal in Geschichte und Gegenwart, die Verantwortung der Mütter für das christliche Menschsein der Söhne, Töchter und Väter, die Ausgestaltung der Familienkultur, der mutige Einsatz in Politik, Wirtschaft, Beruf und sozialem Engagement, die noch vorhandene

konsequente und saubere Lebenshaltung junger Mädchen, alles das ist prägend, und in allem wirkt Tradition der Kirche und gelebter Glaube.

Mit der Emanzipation der Frau, dort, wo sie sich von christlicher Glaubensverbindlichkeit löst, endet auch christliche Lebenskultur, ja, dort wird auch das Gewachsene und Überlieferte zerstört, dort wird darüber entschieden, ob Leben wert oder unwert sei.

3. Der zum Prinzip gewordene Anspruch „moderner“ Frauen, mit gutem Gewissen über das Nein des in ihnen entstehenden Lebens zu entscheiden (mein Bauch gehört mir), ist ein Schritt zur Zerstörung auch des eigenen Selbst und nicht nur des ungeborenen Kindes. Aber auch die Begegnung zweier Menschen wird durch die Vernichtung des Lebens im Mutterleib zu einer chaotischen Fratzenhaftigkeit verdammt. Es gibt eine Selbstverwirklichung, die über Leichen geht.

Die leibliche Mutterschaft und die anschließende in Glaubenstreue erkannte Erziehung formen Leben nicht nur im Mutterleib, sondern auch in ordnungsbegründender Liebe, im Wertverständnis, durch Gewissensbildung, in Sauberkeit des Denkens und Sprechens und als gestaltgebende Lebenskultur.

Ein christliches Frauenleben in der Ehe oder in der Entschiedenheit des Alleinseins oder in der Annahme eines aufgegebenen Schicksals wird in dem Willen, daß „Gott alles in allem“ (1. Kor 15,28) sei, nur aus dem christlichen Glaubensmysterium bewußt erlebbar und „verständlich“.

Ja, wird man vielleicht einwenden, aber die Welt ist nicht nur eine Welt der Frauen. Darauf läßt sich in diesem Zusammenhang sagen: Wo Männer sich von christlicher Glaubensverantwortung empanzipieren, dort wird Politik als solche, Technik um ihrer selbst willen, Ideologie als Mittel, Macht um jeden Preis zu gewinnen, eher möglich. Absolut gesetzte, vorletzte Ziele drängen nach Zerstörung von Ordnungen, die dem Leben dienen, um alles in den Dienst des Machtgewinns zu stellen. Die Betroffenheit, die sich mit der absoluten Diesseitigkeit ohne Gott notwendig einstellen muß, gehört heute bereits mit zu unserem Alltag.

Christliche Verbindlichkeit läßt sich ausklammern. Das Ergebnis dann getroffener Entscheidungen wird nicht mehr auf dem Boden der aus der Offenbarung Jesu Christi hervorgehenden Lebenskultur stehen. Politik und politisches Engagement allein schaffen keine Kultur. Und wo politische Vokabeln zu ideologischen Programmen verabsolutiert werden, dort pervertieren ihre Inhalte zu den gegen den Menschen gerichteten Ansprüchen. Die Frau in der Politik ist unverzichtbar und ein zu erkämpfendes Gut. Aber das politische Podium ist kein Ausweis für Fraulichkeit, ebenso wie das Imponiergehabe von Politikern, die für ihre eigenwilligen Vorstellungen das Ganze aus dem Blick verlieren, nicht ein Zeichen von Männlichkeit ist.

4. In dem bewußt vollzogenen Dasein für Gott, was zugleich tätige oder verborgene Verantwortung für die Welt und die Menschen bedeutet, wird die Frau in ihrem bergenden Empfinden für andere dem Ganzen des Lebens näher sein als der Mann.

Ob wir das Sterben der Römerinnen Perpetua und Felizitas oder das Leben einer Katharina von Siena, Teresa von Avila, Pauline von Mallinckrodt, Rita von Cascia, Theresia Martin (von Lisieux) oder Bernadette Soubirous betrachten, es verbürgt sich mit jedem Namen die Sorge um die Kirche und die Sorge um den Menschen. Wir brauchen gar nicht so weit in die Vergangenheit zu schauen, wir kennen alle jene stille Frau, deren Wirken auch hartgesottene Atheisten nachdenklich stimmt: Mutter Teresa!

Auch jene Millionen Mütter, alleinstehende und berufstätige Frauen und Ordensschwestern, die aus ihrem persönlichen Glaubensgrund Christsein und Kirche gelebt haben, sind in der Heimat oder in der Mission prägende, lebensgestaltende Kraft geworden.

Was alles ist z. B. die Frau in der Familie: Erzieherin, Stütze, Beraterin und Zuflucht, Vorbild der Treue und Tugend, Wegweiser in die Realität des Menschen, Gattin, Gefährtin, Kameradin, Freundin den Töchtern, unausgesprochenes Zeichen für die Söhne, Religionspädagogin, die das Vaterunser nicht nur das erstmal vorgebetet, sondern Tag für Tag vorgelebt hat, Wirtschaftlerin, Köchin, Putzfrau, Prolemlöserin. Sie trocknet die Tränen der Kinder und ist jederzeit da, wenn die Großen ausweglos Orientierung suchen und Atem holen wollen aus der Rastlosigkeit der Welt, die zur Ratlosigkeit unserer Zeit wird. Das ist keine weltfremde Aufreihung, das ist harte Realität dort, wo die Frau noch aus der Kirche und ihrem Glauben lebt.

Und: Was wären die Feste des Jahres ohne ihr christlich-schöpferisches Gestalten! Das alles aber kann sie nur, wenn sie nicht noch einen anderen Beruf ausüben muß.

Wenn Kultur Lebens- und Weggestaltung und die Bezogenheit beider ist, dann hat die aus christlicher Verantwortung lebende Frau den höchsten Anteil an der schöpferischen und konkreten Ausgestaltung des Lebens bei allen Spannungen und Widersprüchen, die dabei zu ertragen und zu überwinden sind. Denn die Konfrontation mit der nichtchristlichen Lebensart, das Bewahren existentiellen Mutes gegenüber unaufhörlich einströmender Gleichgültigkeit fordern täglich neu Treue und Standfestigkeit heraus.

Die berufstätige Frau muß sich dabei auch in ihrem Dienstbereich bewahren und tapferer sein als die Männer. Die alleinstehende Frau, die den Sinn dessen, was Kirche bedeutet, verstanden hat und täglich neu auskosten muß, ist nicht weniger Kultur schaffende Kraft, weil sie ihre ganze unverwechselbare Individualität nicht nur prägend erfahren kann, sondern auch prägend weitergibt. Die so Alleinstehende verkündet durch ihr Leben — ähnlich wie der Priester — daß ein bewußt für das Ganze des Glaubens eingebrachtes Dasein nicht an Geschlechterreihen orientiert ist (1. Tim 1,4), sondern allein dem Heilsplan Gottes dienen will „in der Kirche des lebendigen Gottes, die die Säule und das Fundament der Wahrheit ist“ (1. Tim 3,15). Dieses Leben hat sein eigenes Gewicht für die Qualität unserer Welt und unserer Kultur. Die in Zeit und Stille eingebundenen Gebete im Wissen um die Situation der Welt hat eine schöpferische, aufbauende Kraft, deren Tiefe und Wirklichkeit uns vorerst noch verborgen bleiben.

5. Die Frau, die ihr Leben ganz Gott geweiht hat, wagt einen Schritt aus der Welt, um mit einem neuen Auftrag in verborgener Weise wieder in die Welt einzutreten. Aus dieser Gottverfügbarkeit lebt die Kirche, lebt die Welt; denn die Tatsache, daß Gott Mensch geworden ist, schafft stets neue Wirklichkeiten in einem jeden Leben, das dann schöpferisch dem Ganzen dient. Das Geheimnis einer „geistigen Mutterschaft“ gehört zu dem Mysterium unseres Glaubens: „Daß die Vielen immer von den Wenigen gerettet werden“ (J. Auer/J. Ratzinger).

Werfen wir einen kurzen Blick auf einige Gestalten der Kirchengeschichte, um christliches Frauentum in seiner Vielfalt und Wirksamkeit nachzuspüren:

Die Römerinnen Perpetua (22) und Felizitas (24) sterben am 7.3.203 in der Arena in lebender Hingabe für ihren Glauben. Perpetua in ihrer mädchenhaften Anmut und Felizitas, eben von einem Kinde entbunden. Für beide ist die Wirklichkeit Christi das allein und jetzt Konkrete. Der gaffenden und gröhlenden Masse im Amphitheater erstirbt das Lachen.

Monika, die Mutter des heiligen Augustinus, lebt eine Mütterlichkeit, die den unruhigen Weg des großen Kirchenlehrers bis zu seinem Durchbruch durch alle Tiefen und Höhen betend begleitet. Sie stirbt im November 387.

Ida von Herzfeld († 825) gründet in Herzfeld die erste Maria geweihte Kirche in Westfalen nach einem Leben der Treue als Gattin und in Verantwortung für die vielen Armen der damaligen Zeit.

Klara de Scitti († 1253) und Katharina von Siena, Benincasa († 1380) gehen verschiedene Wege in der Geschichte der Kirche. Aber ihr ganzes Sinnen ist auf den Willen Gottes in Kirche und Welt gerichtet. Klara, in der Nähe des heiligen Franziskus, in der Abgeschiedenheit eines strengen Klosterlebens, das sich nicht schont, Katharina in ihrer charismatischen Sendung inmitten der Gefährdungen der Kirche und der abendländischen Welt.

Das Leben Teresas von Avila († 1582) ist so angefüllt von Geist, Leben, Dynamik, Stille und Auseinandersetzung mit den Strömungen ihrer Zeit, daß man nicht weiß, was höher zu bewerten ist, das von ihr hinterlassene literarische Werk oder die aus der Ausschließlichkeit für Gott erfahrene Erkenntnis der Umkehr, Sühne und Liebe, die in das Wort münden: „Alles ist eitel, Gott allein genügt.“

Pauline von Mallinckrodt († 1881) ist eine unübersehbare Persönlichkeit caritativer Mitverantwortung und Verpflichtung. Für andere da sein, alle Kräfte einsetzen in den Aufbau von Einrichtungen, um Not zu lindern und jungen Menschen in den Gefährdungen ihres Lebens und der Zeit Schutz zu geben, das war ihr Lebensinhalt. Es entstanden Waisenhäuser, Schulen, Klöster, Einrichtungen in Übersee, so daß ihre schöpferische Kraft weit über Deutschland hinaus Wirkung zeigte.

Theresia Martin (von Lisieux, † 1897) und Bernadette Soubirous († 1879) haben etwas Gemeinsames, so verschieden der klösterliche Weg beider Frauen auch war. Theresia sieht ihr Leben bewußt als Hingabe für Kirche und Welt. Ohne Glaubensempfinden ist sie die

unermüdlich liebende Frau, die Gott „bis zum Wahnsinn lieben möchte, weil auch seine Liebe der Welt wie Torheit erscheint“ (1. Kor 1,18; 20; 23; 2.14).

Als sie eines Tages von einer älteren Karmeliterin gefragt wird: „Nicht wahr mein Kind, sie sind gekommen, um für die Sünder zu beten?“, antwortete sie: ich bin eine von ihnen. Ihr „kleiner Weg“ ist der Weg der unscheinbaren Gottesliebe in der Alltäglichkeit.

Bernadette schrieb in ihr Notizheft: „O Herz meines Jesus, nimm all meine Tränen, nimm jeden Schrei meines Schmerzes an als flehentliche Bitte für alle, die leiden, für alle die weinen, die dich vergessen . . . Jesus, du willst, daß ich gekreuzigt werde: fiat!“

Zwei Frauengestalten, hineingestellt auch in die Verlorenheit unserer Zeit.

Rita von Cascia († 1457). Ein Leben unergründlichen Leids als Mutter, Gattin, Witwe, Nonne. In mitfühlender Liebe und Entschlossenheit ist sie für die Kranken und Leidenden und für die Menschen da, die Gott ablehnen. Ein Frauenleben, dessen Andenken bis heute nicht verblaßt ist.

Nicht übersehen werden sollten hier stellvertretend die vielen evangelischen Schwestern und Diakonissen in den von Johann Heinrich Wichern († 1881) und seinem Sohn Johannes († 1901) gegründeten Einrichtungen der Inneren Mission, des Mädchenschutzes, der Hilfe für Arme und Leidende sowie die Schwestern und Diakonissen in den Bodelschwingschen Missionsanstalten.

6. Was wäre die Welt ohne die Krankenschwestern, die über ihre berufliche Aufgabe hinaus den Menschen nicht nur zwischen Geburt und Tod sehen, sondern einfach durch die Art ihres Lebens und Wirkens den Kranken und Leidenden das Vertrauen vermitteln, daß Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden ist (Mt 22,32).

Diese Innerlichkeit erhalten junge Menschen nicht aus klugen Tagesreden, sondern aus dem Leben der Kirche, die schöpferische Kraft nicht nur aus ihren Gliedern empfängt, sondern aus dem Christusmysterium tausendfältig und umsonst (Offb 21,6) austeil.

Wie sähe es in den Kirchengemeinden aus, ohne das caritative selbstlose Engagement der Frauen, die über konfessionelle Grenzen hinweg für Menschen in Not da sind! Es handelt sich dabei um Hausfrauen oder Frauen mit anderen Berufen oder Aufgaben, die nach einem Arbeitstag oder auch an Wochenenden zur Verfügung stehen! Aber warum wird dieser Mut nur von den Frauen erwartet?

Goethe sagt es treffend in Hermann und Dorothea:

„Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!

Denn als Mutter fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle . . .

Zwanzig Männer verbunden erträgen nicht diese Beschwerde . . .“

und in Torquato Tasso:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
so frage nur bei edlen Frauen an.

Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
daß alles wohl sich zieme, was geschieht . . .“

Wer meint, emanzipiert sein zu sollen, wird bei diesem Text in schallendes Gelächter ausbrechen. Doch so vertrottelt und altbacken war Goethe war nicht, als daß er das Wirkliche und Vernünftige nicht in seinem Zusammenhang erkannt hätte.

Das Destruktive in uns hat den metaphysischen und reichen Begriff „Jungfräulichkeit“ im christlichen Sinne aus unserem Sprachgebrauch ausgeklammert. Umschreiben könnte man diese Tapferkeit zum Leben für Gott vielleicht in dem Sinne einer absoluten Ausschließlichkeit um des Reiches Gottes willen.

Die aus der Glaubensmitte heraus denkende Frau in der literarischen und publizistischen Arbeit vermag das Wesentliche so dicht und das Konkrete so allgemeingültig zu fassen, daß das Künstlerische nicht in der blassen Theorie aufgeht und der Teil im Ganzen müheloser und empfindsamer nachvollzogen werden kann.

Im Werk Dostojewskijs wird durchscheinend, wie sehr das fraulich und intuitiv Empfindsame den richtigen Blick für die Tiefe der Dinge beeinflusst, weil es ein Teil seines Wesens als Künstler ausmachte.

Wo das wissenschaftliche Denken Abstraktion verlangt und das Fachwissen Sachlichkeit, wird der religiöse Tiefgrund leichter verfügbar sein als dort, wo die Technik und nur die Technik den Alltag ausfüllt und das männlich Machbare zum letzten Sinn des Lebens geworden ist.

7. Das innerliche Wahrhaftigsein, das ist es wohl, das der Frau in der Kirche ihre weiterwirkende Wesensprägung gibt. Kirche lebt nicht aus Wünschen und Vorstellungen, sondern aus der Gegenwärtigkeit des Konkreten und wie es aus dem Glauben und der Lehre der Kirche verwirklicht wird. Es geht um den Menschen und daß er erreicht, wozu er bestimmt ist. Das aber läßt sich ohne die Frauen nicht verwirklichen, und sei es „nur“ durch ihr Ja zum Evangelium und zum Wort des Lebens, wie es vor der Menschwerdung Gottes durch eine Frau für alle vorweggenommen wurde.

Der Augenblick, das Jetzt, ist der geistige Ort christlicher Bewährung. Aber nicht nur das Religiöse ist Inhalt der Glaubenswirklichkeit. Bei der Grautönung der Alltäglichkeit ist es die Heiterkeit eines Liedes, die Beschwingtheit eines die Situation treffenden Gedichts, die überspringt und dem Augenblick Sonne schenkt. Wer von den vielen jungen Mädchen heute kann noch ein Gedicht oder ein Lied mit drei Strophen auswendig? Wir bringen den Robotern das Singen bei, aber bei uns reicht es nur zur dritten Strophe des Deutschlandliedes.

Was heute die Schulen versäumen, kann das Leben nicht nachholen. Aber die kirchlichen Jugendgruppen können etwas tun, damit die jungen Menschen über Disco und Konserven hinaus das Ganze und die Schöpfung des Lebens empfinden und weiterzugeben vermögen. Der dümmliche Slogan „Jesus ja, Kirche nein“ bringt zum Ausdruck, daß etwas schief gelaufen ist. Das herauszufinden müßten vor allem die mithelfen, denen das Ganze des Lebens näher liegt als das Abstrakte: die Frauen.

Kirche, das ist Leben und Freude im Heiligen Geist und kein Museumsstück! Wer die Kirche zum öden Randgebiet unseres Lebens macht, sind sicher nicht die betenden Theologen, sondern diejenigen Glieder der Kirche, die das Geheimnis, das das Wesen der Kirche ausmacht, bewußt und gezielt veruntreuen.

Die Fähigkeit zur existentiellen Treue gegenüber göttlichen Ordnungen — damit aber auch ein sorgfältig zu schützendes Gut — öffnet den Blick auf den großen Verantwortungsbereich für die Frau in der Kirche!

Die Mitte des Lebens finden in den Bereichen unseres Alltags, das ist ein Auftrag für alle, aber die Frauen haben, wenn es um das Ganze geht, den besseren Blick dafür.

8. Werfen wir abschließend einen Blick in die Frühzeit der Kirche: Der Apostel Paulus dankt am Schluß des Römerbriefes (Rö 16,1—24) mit bewegten Worten einer Frau namens Phöbe, (vermutlich eine Heidenchristin), die diesen Brief im Jahre 55/56 von Korinth nach Rom überbracht hat. Er ehrt darin diese Junge Frau und zeichnet sie, die ihrer Ortskirche in der Hafentadt Kenchrea bei Korinth diente, gleich in den ersten Sätzen mit hohem Lob aus. Die Reise Phöbes war ein missionarischer und nicht ungefährlicher Einsatz. Paulus bittet die römische Gemeinde, (die er selbst nicht gegründet hat), ihr „in jeder Sache beizustehen“, denn „sie selbst ist vielen eine Stütze gewesen, darunter auch mir“.

Johannes Chrysostomus (†407) findet in seinem Kommentar zum Römerbrief (Bibl. d. Kirchenväter) begeisterte Worte der Hochachtung und Verehrung für diese Frau, die gleicherweise Mut, Tatkraft, Erfahrung und Glaubensüberzeugung bewiesen hat.

Aber Paulus bestellt in diesem Schlußwort och Grüße an andere Frauen, die er aus seinen früheren Wirkungsbereichen kannte: Priscilla und ihrem Mann Aquila, die, so Paulus, „für mich ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt haben“ und in deren Haus sich die Gemeinde versammelt. Sein Gruß geht an Maria, „die viel Mühe auf sich genommen hat“, an Andronikus und dessen Frau Junia (s. Joh. Chrysostomus), die sich, sagt Paulus, freimütig, „schon vor mir zu Christus bekannt haben“. Er dankt den Schwestern Tryphäna und Tryphosa, Persis sowie der Mutter des Rufus, Julia und den Schwestern des Nereus.

Die beeindruckenden Paulusworte wecken wieder das Wissen um die tapfere Glaubensverwirklichung junger Frauen und deren Teilhabe an der missionarischen Aufgabe und Autorität in der jungen Kirche. Damit fällt auch Licht auf das schöpferische Wirken der Frauen durch zwei Jahrtausende bis heute in der Kirche als das „universale salutis sacramentum“ und „sacramentum unitatis“ (Gaudium et spes), auf eine Wirksamkeit, die sie in die Gemeinden, in Ehe und Familie, in Gemeinschaften, Begegnungen und Gruppen, in gottverbundene Einsamkeit oder klösterliche Aufgaben, in Schule und Beruf und in die eigene Lebensgestaltung hineinnehmen, weitergeben und ergänzen.

An diesen Vorbildern müssen sich aber auch Geschichte und Kirchengeschichte prüfen lassen.

Quellen:

Johannes Chrysostomus, Kommentar zum Römerbrief, Bibliothek d. Kirchenväter, Kempten 1923, V–VI, S. 1838/264 ff.

Teresa de Jésus, München, Kempten 1952, Werke

Catharina Senensis, Briefe; der Weg der Tugend, Regensburg 1835

Pauline von Mallinckrodt, Gebete und Gedanken, Paderborn 1980

Leben und Schriften der Hl. Clara Assisias, Werl 1960

Jugend

Jugend-Katholikentag in Bonn

Claudia Schulte

Mit einem musikalischen Auftakt begann am Freitag, den 18. April 1986, der Eröffnungsabend des 1. Bonner Jugend-Katholikentages im Bonner Münstersaal. Der Jugendchor von St. Albertus Magnus sorgte mit schwungvollen Liedern für eine stimmungsvolle Atmosphäre und lud die zahlreich erschienenen Jugendlichen während des ganzen Abends zum eifrigen Mitsingen ein.

Dieser erstmalig veranstaltete Jugend-Katholikentag ist in einjähriger Vorbereitungszeit von insgesamt 150 Helfern erarbeitet worden. Sein Motto „Mutter Kirche und ihre (un-)geliebten Kinder“ sollte zur Diskussion anregen und neue Denkanstöße geben. So hatte man sich schon im Vorbereitungsteam Gedanken über das persönliche Verhältnis zur Kirche gemacht, die bei dieser Eröffnungsveranstaltung in fünf Stellungnahmen vorgetragen wurden. Ihr Grundtenor war, daß die Kirche als eine Art zweite Familie angesehen wird, in der die Gemeinschaft aller, auch der „Ungeliebten“, großgeschrieben werden soll.

Mit einem Anspiel — „Geschichte der Häuser, die für unbewohnbar gehalten wurden“ — gab man eine kleine Einführung in das, womit man sich in den kommenden zwei Tagen beschäftigen wollte. Sieben Themenfelder standen zur Auswahl, die den Teilnehmern in zahlreichen Gesprächsforen die Möglichkeit geben sollten, sich kritisch mit ihren Problemen gegenüber der Kirche auseinanderzusetzen. Die Auswahl der Themen, u. a. „Kirche und Sexualität“, „Kirche — Stein des Anstoßes?“, „Frau in der Kirche“, machte deutlich, in welchen Fragen sich die Jugendlichen am tiefsten betroffen fühlten. Die Aufforderung, Vorschläge zur Renovierung der „unbewohnbaren Häuser“ zu machen, war der erste Schritt auf der Suche nach Lösungen. Die Anwesenden kamen ihr, mit Papier und Stift ausgerüstet, eifrig nach. Der selbstgeschriebene Song mit dem Titel: „Ungeliebte Kinder? — Nein!“ zeigte das Engagement, mit dem man bei der Sache war.

Bevor sich am Ende alles auf den kleinen Imbiß „stürzte“, der wegen der unerwartet großen Besucherzahl zu einem „sehr kleinen Imbiß“ wurde, sprach Stadtdechant Passavanti unter lautem Beifall dem Hauptorganisator, Jugendseelsorger Kaplan Steinhäuser, seinen Dank aus für dessen großen Einsatz im Rahmen des Jugendkatholikentages. Zugleich wünschte sich Passavanti, daß es nicht zu Konfrontationen komme, was jedoch nicht gleichbedeutend sei mit Kritiklosigkeit. Er äußerte die Hoffnung, daß man an diesem Wochenende die Kirche als Mutter und jeder sich selbst als geliebtes Kind erfahre. Dies weiterzugeben sei die Aufgabe der Teilnehmer.

Die Flamme weitertragen

Abschlussgottesdienst mit Kardinal Höffner

Elke A. Fettweis

Die Predigt des Abschlussgottesdienstes zum 1. Bonner Jugend-Katholikentag hielt der Erzbischof von Köln, Kardinal Höffner.

Einleitend hob er hervor, es sei eine glückliche Fügung, daß gerade an diesem Sonntag des Jugend-Katholikentages das Evangelium vom Guten Hirten verkündet werde. Der gute Hirt sei das Christus-Bild der österlichen Zeit, aber dieses Bild müsse richtig gesehen werden und so verdeutlichte er es mit einem persönlichen Statement: werde er gefragt, was für ihn Christus bedeute, so antworte er „alles, denn Jesus Christus, der gute Hirt, sei der ewige Sohn Gottes, der Retter, der sich „für mich in den Tod dahingegeben hat“. So sage Christus im Evangelium von sich selbst, „ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30), und so könne nur Gott sprechen. Weiterhin sage der Gute Hirt, „ich kenne die Meinen“ (Joh 10,14.27). Könnte irgendein Mensch behaupten, er kenne sich oder einen anderen durch und durch? Der Blick Jesu aber, so fährt der Kardinal fort, dringe in die Tiefe. Jesus kenne unsere Absichten, Beweggründe und Sehnsüchte, und für ihn gebe es keinen trügerischen Schein. Keiner könne sich vor Jesus verstecken. „Wenn Jesus alle, auch die jungen Menschen unserer Zeit durch und durch kennt: Was findet er vor? Er sieht eine junge Generation, die sich nach dem Echten dem Wahren, dem Guten sehnt. Aber der Gute Hirt sieht auch, daß es den jungen Menschen heute sehr schwer gemacht wird, in Freiheit und Freude heranzuwachsen und ihre Sehnsüchte und Ideale zu verwirklichen.“

Leidenschaftlich frage die junge Generation nach dem Wozu und Warum, nach dem letzten Sinn. Als Antwort aber werde ihr eine verwirrende Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Meinungen angeboten, ein Durcheinander, das über Presse, Hörfunk und Fernsehen fast unaufhörlich auf sie einströme. „Auf dem Markt der Lebensbedeutungen herrscht ein breites Angebot, aber ein noch größerer Verschleiß.“ In den letzten Jahren sei das Innere Vakuum eines vom Religiösen entleerten Herzens oft fremden Mächten ausgeliefert, und ein Gemisch aus ersatzreligiösen Vorstellungen dringe in das leere Herz ein. Der junge Mensch aber verlange nach einer Antwort bei seiner Suche nach dem letzten Sinn des Lebens. „Gibt man sie ihm nicht, wird sein Suchen und Fragen oft ungestüm, heftig und aufsässig. Dann fordert er Antwort durch Trotz, Kritik und Leistungsschwund, durch innere und äußere Flucht.“ Diese Unruhe und Unsicherheit aber könnten nur durch die Nähe eines Liebenden überwunden werden. „Der große Liebende ist Jesus Christus selber, der Gute Hirt.“ Aber Jesus verstehe darunter nicht nur das Kennen mit dem Verstand, wenn er sagt, „die Meinen kennen mich“, sondern das Kennen der Liebe. Wie mit einem Menschen, den wir lieben, müsse es auch mit Jesus Christus sein: „Liebend glauben und vertrauen, sich für Jesus ganz, ohne Vorbehalt entscheiden“. Ein Vorbild sollten dabei die Christen der ersten Jahrhunderte sein, denn sie, die in einer moralisch zerrütteten Gesellschaft lebten, hätten den Mut besessen, sich für das Anders-Sein, für das Christentum zu entscheiden.

Diesen Mut zum neuen Aufbruch, den Mut zum Anderssein, zum Christsein, den Mut zum unverwechselbar Katholischen, wünschte der Kardinal den Jugendlichen.

An vielen Ecken lauere heute die Resignation, die Verzagtheit. Dies könne für Christen keine Lebenshaltung sein, ein Christ dürfe die gesellschaftlichen Ordnungen nicht nach dem Ohne-mich-Standpunkt ihrem Schicksal überlassen. Denn „je mehr Weltwirtschaft und Weltverkehr, Kriegsdrohung und Friedenssehnsucht die ganze Menschheit zu schicksalhafter Einheit verbunden haben, desto mehr sind die Menschen fremder Rasse und Zivilisation unsere Nächsten und desto mehr muß unsere Verantwortung über Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaft, Volk und Staat hinauswachsen und sich in der Not niederneigen, unter der Menschen in anderen Erdteilen leiden“. Die Kirche würde ihren Auftrag verraten, wenn sie Menschenrechtsverletzungen nicht anklagen und schweigend mit ansehen würde, daß in manchen Staaten Gott als Fremdkörper an den Rand gedrängt werde.

Die Anwesenden rief er deshalb zum Abschluß seiner Predigt und des Jugend-Katholikentages dazu auf, nicht mit mürrischem Gesicht am Zaun der Welt von heute zu stehen und mit Verärgerung zuzusehen, was drinnen geschehe, sondern über den Zaun zu steigen, um mitten in der Welt gegenwärtig zu sein. Vom 1. Bonner Jugend-Katholikentag dürfe man später nicht sagen, dort sei nichts geschehen. Die jungen Christen müßten vielmehr wie bei einem Staffellauf die „Flamme des Glaubens aus unseren Händen, die wir alt geworden sind, nehmen und sie mit Mut und Zuversicht in das neue Jahrtausend tragen“.

Ihm, dem Augsburger Bischof Dr. Joseph Stimpfle, muß es jetzt nicht mehr ganz so bang im schwäbischen Herzen sein. Die frohe Kunde aus Bonn — so sie ihn erreicht hat — dürfte seine Sorgen um die Jugend der Kirche gemildert haben.

Noch vor einiger Zeit hatte der Bischof stirnrunzelnd bemerkt: „Es muß uns alle tief bekümmern, wenn junge Christen lautlos dem kirchlichen Leben fernbleiben, weil sie die kostbare Perle ihrer christlichen Berufung nicht mehr zu schätzen wissen.“

Mittlerweile aber waren schon in der Bundeshauptstadt im und rund ums Bonner Münster junge Christen zum Gegenbeweis angetreten.

Sie hatten für Gleichgesinnte den 1. Jugend-Katholikentag auf lokaler, auf Großstadtebene ins Leben gerufen, organisiert und drei Tage lang Regie geführt. Der Erfolg hat sie für den Mut belohnt, als Laien für Laien solch eine Veranstaltung gewagt zu haben.

Über 2000 Kinder und Jugendliche, die an diesen drei Tagen zum Dialog mit Mutter Kirche gekommen waren, stimmen zuversichtlich, machen hoffnungsfroh.

Die kostbare Perle ihrer christlichen Berufung schätzen, pflegen und hüten diese Kinder Gottes noch immer, auch wenn sie unsere Zeit allzuoft mit falschem Blendwerk verlockt, auch wenn sie sich von Mutter Kirche manchmal ungeliebt und zurückgestoßen fühlen. Die Sorgenfalten auf der Bischofsstirn dürfen sich wieder etwas glätten.

Rechtzeitig hat das Bonner Experiment amtskirchliche Zweifel am Engagement und am Mut junger Christen zu zerstreuen versucht. Ob es gelungen ist, muß vorerst dahingestellt bleiben. Denn noch warten etliche, die in dieser Veranstaltung lediglich einen „prächtigen Luftballon aus der Bundeshauptstadt“ sehen können, auf das Entweichen der Luft.

Man muß der guten Sache wegen hoffen, daß der Jugend-Katholikentag Nachfolger erleben wird. Wünsche man den Initiatoren, daß sie sich nicht auf dem rasch welkenden Lorbeer ausruhen, sondern sich schnell für die Wiederholung des Kirchenereignisses entschließen können.

Den Nachahmern in anderen Großstädten der Bundesrepublik darf man schließlich raten, von den Erfahrungen der Bonner Jugend zu profitieren. Ihnen ist es ja gelungen, fernab verquaster Innerlichkeit, ein fröhlich-besinnliches, religiös und auch kritisches Fest mit Mutter Kirche zu feiern.

Ihnen ist es auch geglückt, die Amtsoberen von ihrer festen Absicht zu überzeugen, die „kostbare Perle christlicher Berufung“ weithin sichtbar strahlen zu lassen.

Und denen, die sich noch heute um die Christen von morgen sorgen, gilt die Empfehlung: Bewerten Sie den Bonner Jugend-Katholikentag als wirklichen Grund zur Freude und Zuversicht und haben Sie Vertrauen. Die jungen Katholiken sind berufen, sie fühlen es und sie handeln demnach. Mutter Kirche darf sicher sein, daß diese Kinder ihr Haus nicht verlassen wollen.

Frieden und Verteidigung

Im Bündnis für Freiheit, Frieden und Verständigung

Jürgen Bringmann

Der Kongreß, den die SPD am 13. Mai unter dem Titel „Soldat und Christ im Spannungsfeld nuklearer Abschreckung“ veranstaltete, diente angeblich der Auseinandersetzung mit diesem schwierigen Problem und mit der Stellung der Militärseelsorge. Was aber wirklich beabsichtigt war, zeigte sich in den kritischen Ergänzungen zu den ausgewogenen Einleitungsreferaten und in der nachfolgenden Diskussion. Da standen Pazifisten und Utopisten aus allen Lagern in schöner Einheit auf, um die Abschreckung zu verdammen, eine Welt ohne Krieg zu projizieren und damit — langfristig natürlich — auch den Soldaten zu einem Weltpolizisten umzufunktionieren.

Der Friedensbegriff der Heiligen Schrift diene als wohlfeiles Mittel politischer Zukunftsbewältigung. Aktion Sühnezeichen, Pax Christi, Soldaten des Darmstädter Signales und militärische Genossen bildeten eine schöne Front, die hehere Ziele vertrat und gleichzeitig den Soldaten am Sinn seines Dienstes zweifeln lassen und ihm die Erfüllung seines Auftrages unmöglich machen sollte. Der Amtschef des Amtes für Studien und Übungen der Bundeswehr (!) hielt die Strategie der flexible response für unverantwortbar und empfahl die Rückkehr zur massiven Vergeltung. Ein Oberstleutnant, natürlich Soziologe, von der Führungsakademie meinte schlicht — im doppelten Sinne des Wortes —, die von uns vertretenen Werte (da geht es immerhin um Menschenrechte und Freiheit) hätten nur begrenzte Bedeutung und könnten nicht auf andere Länder übertragen werden. Was ja wohl heißt, daß die vom Kommunismus vertretenen „Werte“ den unseren gleichrangig sind. Logisch dann auch die Schlußfolgerung, die gemeinsame Sicherheit in Ost und West müsse über den persönlichen Wertvorstellungen stehen.

Prof. Dr. Nagel von der Universität der Bundeswehr in Hamburg brachte das Ergebnis dieses Kongresses auf die kurze Formel, er sei enttäuscht, wie hier Emotion statt redlicher intellektueller Auseinandersetzung geherrscht habe. Behauptungen und (politische) Glaubenssätze seien kein Ersatz für eine ernsthafte Auseinandersetzung über strittige Fragen.

Ganz anders sah es beim sicherheitspolitischen Kongreß der CDU am nächsten Tage aus. Er stand unter dem Thema „Im Bündnis für Freiheit, Frieden und Verständigung“.

Die Akzente und damit die entscheidenden Aussagen wurden durch die beiden Grundsatzreferate gesetzt. Das erste hielt der Generalsekretär der CDU, Dr. Heiner Geißler, zum Thema „Die ethischen Grundlagen der NATO“.

Und Dr. Manfred Wörner, der Bundesminister der Verteidigung, zeigte unter dem Motto „Vertrauen in die Zukunft: Unsere Sicherheitspolitik für die 90er Jahre“ auf, wo die Ziele unserer Sicherheits- und Verteidigungspolitik liegen und wie verantwortliche Politik unsere Werte, die Freiheit und den Frieden auch für die Zukunft garantieren will.

Dr. Geißler wies darauf hin, daß die politische Linke in der Bundesrepublik derzeit eine Panik- und Verunsicherungskampagne anzettelt, um daraus politisches Kapital zu schlagen.

„Grüne, SPD und die Überreste der Friedensbewegung setzen Angst gegen Rationalität, negative Utopien gegen mögliche Problemlösungen, die Mobilisierung von Gefühlen gegen die Mobilisierung von Wissen und Fähigkeiten... Aber nicht das Schüren der Kriegsangst, nicht die Verbreitung frommer Sprüche und kollektiver Unsicherheit haben dazu geführt, daß es seit dem letzten Weltkrieg einen atomaren Krieg nicht gegeben hat und in Europa seit über 40 Jahren der Friede gesichert werden konnte, sondern ausschließlich und allein die Verteidigungsbereitschaft und Verteidigungsfähigkeit der freien Völker des Westens, die sich in der NATO zusammengeschlossen haben.“

Dr. Geißler unterstrich, daß die NATO eine ethische Wertegemeinschaft ist. Die Gemeinschaft des Westens und damit die NATO beruhe auf einem Fundament gemeinsamer Werte und Grundüberzeugungen: auf den Prinzipien der Demokratie, der Herrschaft des Rechts, der Freiheit der Person, der sozialen Gerechtigkeit und der universalen Menschenrechte, darunter dem des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Weil sie frei sind und frei bleiben wollen, sind unsere Gesellschaften verteidigungswert.

Die NATO sei ein reines Verteidigungsbündnis, sie sei nicht in der Lage, einen Angriff zu führen. Deshalb fühle sich die sowjetische Führung auch nicht militärisch durch Bundeswehr oder NATO bedroht. Was sie fürchte, sei die Existenz freiheitlicher Gesellschaftsordnungen und freier Menschen am Rande ihres Imperiums, sie fürchte die ansteckende Kraft der Ideen der Freiheit. Genau hier läge auch der essentielle Unterschied zwischen den Wertvorstellungen des Westens und der Ideologie des Ostens.

„Bei uns gibt es keine Unterdrückung der Menschen im Innern und keine militärische Expansion nach außen. Überall dort, wo wir Einfluß haben, wirken wir darauf hin, aus Diktaturen wieder Demokratien zu machen.“ Dies sei in Portugal, in Spanien, in Griechenland und in der Türkei so geschehen, während die Sowjetunion überall dort, wo sie Einfluß und Macht besitzt, die ersten Ansätze demokratischer und freiheitlicher Entwicklung mit Panzern und Waffengewalt niedergedrückt habe.

Die SPD habe die eigentlichen Ursachen des Ost-West-Konfliktes aus den Augen verloren: Sie lägen in der Unvereinbarkeit von freiheitlicher Demokratie und totalitärer Diktatur.

Bis vor kurzem sei es Mehrheitsauffassung in unserem Lande gewesen, daß Frieden, Freiheit und Menschenrechte zusammengehören. Nur dann könne Frieden im Zusammenleben der Menschen herrschen, wenn Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit garantiert seien. „Wo diese Werte mißachtet werden, ist der Friede bedroht und unsicher.“

Frieden ohne die Verwirklichung der Menschenrechte sei kein wahrer Friede. Wer den Frieden fördern wolle, müsse daher für die Durchsetzung der Menschenrechte eintreten. Dies gelte auch im Ost-West-Dialog. Die Linken meinten zwar, die Menschenrechte seien

Störfaktoren für die von ihnen gewünschte „zweite Phase der Entspannung“. In Wirklichkeit werde aber der atomare Krieg nicht durch das Schweigen über Menschenrechtsverletzungen verhindert, sondern durch Abschreckung und durch Abrüstung auf beiden Seiten. Wer sich zynisch über Menschenrechtsverletzungen hinwegsetze, der erleichtere Diktatoren ihre menschenverachtende Haltung, ohne daß er uns dem Frieden auch nur einen Schritt näherbringe.

Sicherheit in Frieden und Freiheit gebe es nicht zum Null-Tarif. Deshalb bleibe unsere Bereitschaft zum Ausgleich und zur Verständigung verbunden mit der festen Entschlossenheit, unsere Verteidigungsfähigkeit zu wahren. Gegen Krieg und Diktatur — für Frieden und Freiheit, das sei und bleibe die ethische Grundlage des Bündnisses.

Verteidigungsminister Dr. Wörner unterstrich, daß die Verteidigungspolitik der Bundesregierung den Frieden sicherer gemacht, unsere Verteidigung gekräftigt und die Aussichten auf Verständigung mit dem Osten verbessert habe. Wir seien heute wieder sicherheitspolitisch handlungsfähig. Mit der Durchsetzung des Doppelbeschlusses haben wir das Bündnis gestärkt und das Vertrauen unserer Partner in unsere Zuverlässigkeit und Stärke zurückgewonnen, das unter der vorherigen Regierung verlorenzugehen drohte.

Der Dienst des Soldaten sei ein Dienst am Frieden, er sei auch und gerade im nuklearen Zeitalter moralisch gerechtfertigt. Deshalb habe auch der Bundeskanzler in seiner ersten Regierungserklärung gesagt, der Dienst des Soldaten sei Ehrendienst. Die Bilanz dieser Bundesregierung auf dem Felde der Sicherheitspolitik könne sich sehen lassen. Schwierige personelle und materielle Probleme seien gelöst oder einer Lösung nahegebracht worden. Aber es lägen auch große Herausforderungen und schwierige Aufgaben vor uns.

Wichtigste Aufgabe sei die Neugestaltung der politischen Ost-West-Beziehungen. Unser Ziel sei eine stabilere Friedensordnung, die die Rivalität der beiden Supermächte durch feste und verbindliche Grundsätze der Zurückhaltung und friedlichen Konfliktschlichtung eingrenze und sie auf friedlichen Wettbewerb festlege.

Wer wirkliche Entspannung wolle, müsse die wirklichen Spannungsursachen nennen: Nicht die Soldaten oder Waffen oder einen anonymen Rüstungswettlauf, sondern die expansive Politik und die offensive Militärdoktrin der Sowjetunion, die uns bedrohen und Spannungen schaffen. Eine neue Phase der Entspannungspolitik sei nur möglich, wenn die Sowjetunion zu einer substantiellen Kursänderung willens und fähig sei. Sie müsse erkennen, daß ihr ein Überschuß an militärischer Macht gegenüber dem Westen keinen politischen Vorteil verschafft, daß aber Zusammenarbeit mit dem Westen für sie selbst vorteilhafter als die Fortsetzung der Konfrontation ist.

Unsere Chancen, die vor uns liegenden Aufgaben zu meistern und unser Volk sicher durch das nächste Jahrzehnt zu bringen, hingen von drei Voraussetzungen ab:

1. von der Geschlossenheit und Handlungsfähigkeit des Bündnisses,
2. davon, daß unser Verteidigungssystem intakt bleibt und die Bundeswehr ihre Aufgabe auch im kommenden Jahrzehnt erfüllen kann, und

3. davon, daß es gelingt, in unserer Bevölkerung ein geistiges Klima aufrechtzuerhalten, das die Bereitschaft zur Versöhnung und zum Frieden mit Freiheitswillen und der Entschlossenheit zur Verteidigung verbindet.

Am wichtigsten sei es, den Freiheitswillen und die Verteidigungsbereitschaft unserer Bevölkerung zu erhalten — hier werde die entscheidende Schlacht um die Freiheit geschlagen. Dazu sei es unerlässlich, die Bedrohung sichtbar zu machen. Sie bestehe eben nicht nur in der Gefahr eines Krieges, sondern vor allem im Verlust der Freiheit, also in der Unterwerfung unter den militärisch Stärkeren.

„Wir müssen energisch gegen das Äquidistanzdenken zu Felde ziehen. Wenn immer häufiger die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten gleichgesetzt werden oder wenn vom anonymen Rüstungswettlauf als der eigentlichen Gefahr gesprochen wird, dann geht das an den Tatsachen vorbei. Wir dürfen nicht zulassen, daß der Unterschied zwischen Freiheit und Unfreiheit, Recht und Unrecht, Diktatur und Demokratie verwischt wird.

Schließlich dürfen wir nicht zulassen, daß aus der Friedensdiskussion die Freiheit ausgeklammert wird. Friedenspolitik ist Politik der Menschenrechte und der freien Begegnung der Völker.

Es gibt, die Überzeugung wachzuhalten, daß Verteidigung nicht ohne Opfer zu haben ist. Nur der erhält sich seine Freiheit und den Frieden, der bereit ist, dafür einen Preis zu zahlen und sich selbst zu engagieren.

Wenn wir das Bündnis intakt halten, unsere Verteidigung stärken und darauf gestützt eine Politik des friedlichen Ausgleichs und der Zusammenarbeit auch mit den Staaten des Ostens betreiben, dann wird unserem Volk ein Friede in gesicherter Freiheit auch im nächsten Jahrzehnt erhalten bleiben.“

Motto wie von allen Teilnehmern einstimmig bejahtes Ergebnis dieser Tagung war es, daß unsere Verteidigungsbemühungen der Erhaltung der Wertordnung des freien Westens, der Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts der Völker dienen. Auf der Basis der für die Erhaltung unserer Freiheit notwendigen Verteidigungsanstrengungen sind wir zugleich zum Gespräch über einen Abbau der Spannungen und über Kontrolle und Verminderung der Rüstung bereit. Wir werden niemanden gefährden oder gar angreifen; wir werden aber auch das Recht, die Freiheit und den Frieden unseres Landes und der westlichen Welt nicht durch Untätigkeit oder Vertrauensseligkeit fahrlässig in Gefahr bringen.

SPD-Veranstaltung: „Soldat und Christ im Spannungsfeld nuklearer Abschreckung“

Auszug: Dilemma Mil.Seelsorge?

Christian Dewitz

Das Thema hatte beiden Referenten ein Fragezeichen beschert. Beide, Militärdekan Heinrich Hecker vom Bonner Katholischen Militärbischofsamt und Helge Adolphsen, Evangelischer Wehrbereichsdekan aus Kiel, konnten aber eine deutliche Antwort geben: „Nein! Weder die Militärseelsorge noch der Militärseelsorgevertrag sind ein Dilemma!“

Hecker und Adolphsen waren im Mai von der SPD eingeladen worden, als direkt Betroffene, als Seelsorger uniformierter Gemeindemitglieder, ihre Erfahrungen ins Werkstattgespräch „Soldat und Christ im Spannungsfeld nuklearer Abschreckung“ einzubringen.

SPD-Präsidiumsmitglied Hans Koschnick begründete in seinem Einführungsreferat im Bonner Erich-Ollenhauer-Haus, warum seine Partei diese Diskussionsrunde veranstaltete: „Dieses Werkstattgespräch soll einen Beitrag zum Dialog zwischen Gesellschaft und Bundeswehr sowie der SPD bieten — insbesondere unter Berücksichtigung der nicht einfachen Aufgabe der Soldaten und Militärseelsorger vor dem Hintergrund einer Militärstrategie der Abschreckung, die sich auch nuklearer Potentiale bedient.“

Diskussionsbeiträge lieferten an diesem Tag denn auch Militärggeistliche, Politiker, Soldaten und Journalisten. Fachleute wie der Hamburger Professor Dr. Dr. Ernst Josef Nagel vom Institut für Theologie und Frieden äußerten sich zu den ethischen Prinzipien der Abschreckung, die ganze Spannweite der Thematik markierten mit ihren Gesprächsbeiträgen Brigadegeneral Adalbert von der Recke (Kommandeur des Koblenzer Zentrums Innere Führung) und Andreas Zumach von der „Aktion Sühnezeichen“, Berlin.

Beschert das Spannungsfeld nuklearer Abschreckung, in dem der Soldat als Christ und der Christ in Uniform leben müssen, der Militärseelsorge eine besonders schwierige Zwangslage? Befinden sich Militärseelsorge und Militärseelsorger in einem Dilemma angesichts des entscheidenden Dilemmas unseres automaren Zeitalters?

Heinrich Hecker und sein evangelischer Amtskollege Helge Adolphsen sind sich einig: „Auch wenn Grüne und andere die Auflösung des geltenden Militärseelsorgevertrags fordern und so das ‚Lamm Militärseelsorge‘ zum Wolf stempeln, die Struktur der Militärseelsorge prügeln wollen, Militärseelsorge und Militärseelsorgevertrag sind kein Dilemma!“ Die Vorwürfe, mal Staatsbüttel, mal verlängerter Arm der Friedensbewegung, mal Vertreter der fünften Kolonne des Verteidigungsministers und mal Religionsoffizier zu sein, können beide Seelsorger nach eigenem Bekunden wegstecken.

Was sie beschäftigt und worin sie ihre Hauptaufgabe sehen, beschrieb Wehrbereichsdekan Adolphsen den Teilnehmern am SPD-Werkstattgespräch so: „Die Spannungen und Konflikte unserer soldatischen Gemeindemitglieder — und zwar die persönlichen, die glaubensmäßigen und die dienstlichen Spannungen und Konflikte — mitzutragen, mitzubear-

beiten, mitzuerleiden, dazu verstehen wir uns als Seelsorger.“ Wie dies in der militär-seelsorgerischen Praxis geschieht, machten Adolphsen und Hecker anschließend deutlich.

Konsens in Politik und beiden großen Kirchen ist ihrer Meinung nach, daß mehr und mehr Menschen die derzeitige sicherheitspolitische und militärtechnologische Entwicklung als Schritt ins Desaster empfinden. Die Angst vor der apokalyptischen Schwelle hin zu einer seelenlosen Entwicklung, die mit den Mitteln der heutigen Politik nicht mehr steuerbar sein wird, geht um. „So kann es nicht mehr weitergehen“, lautet vereinfacht der Konsens, der besteht, und beide Seelsorger nennen die Übel beim Namen: „Bereits jetzt trägt die Politik der waffentechnischen Entwicklung die Schleppe nach, nicht umgekehrt. Wir müssen fragen, ob die Zukunft nur die technokratische Potenzierung von Gegenwart sein wird und wie der fortschrittsgläubige Mensch zur Demut der Grenze zurückfinden kann. Wir müssen anmahnen, daß eine angemessenere Verbindung von Wissenschaft und Ethik, von Politik und Ethik nötig ist angesichts der Ambivalenz von Wissen und Macht.“

Nein, die Militärseelsorge ist kein Dilemma! Dilemmata sind, was Hecker und Adolphsen als „Haben“ im Sündenregister gesellschaftlicher Entwicklung markierten: Die tiefer gewordene ideologische Spaltung der Welt, der unverantwortliche Umgang mit Natur und Kernenergie, Genemanipulation und Sterbehilfe, und schließlich die Tatsache, daß immer mehr Waffen die Sicherheit nicht sicherer gemacht haben, ja, die Entspannungspolitik der waffentechnischen Debatte in den letzten Jahren eine enorme Schubkraft verliehen hat. Diese Dilemmata gilt es nach Ansicht beider Militärseelsorger mit den Mitteln der Theologie und der Verkündigung zunächst zu deuten.

Adolphsen dazu: „Wir möchten dem widerstehen, daß der Umgang mit dem Dilemma der gegenwärtigen Sicherheitspolitik auf das Erregen von Angst und auf das Anklagen anderer reduziert wird. Wir wollen die Verantwortung aller — und damit auch der Soldaten — unter diesen Vorgaben schärfen, falsche Polarisierung vermeiden, Solidarität vertiefen und das Bewußtsein stärken, daß wir hier alle in einer Haftungs- und Schicksalsgemeinschaft stehen.“

Eine große Chance zur Bewältigung der genannten Aufgaben bietet sich nach Ansicht von Adolphsen und Hecker für alle Militärseelsorger im tagtäglichen Umgang mit den Soldaten. Die Nähe zu ihnen ermöglicht den in der Militärseelsorge tätigen Pfarrern, die komplexen Probleme der Sicherheitspolitik und der militärischen Strategien kennenzulernen. Militärseelsorger sind demnach gefordert, sich als kundige Gesprächspartner auszuweisen, sind genötigt, aus der Ethik einen „politischen Macher“ werden zu lassen, der Schritt für Schritt Frieden als einen politischen Prozeß betreibt. Sind die Seelsorger aber kundige Gesprächspartner der Soldaten, sind sie kenntnisreiche Experten in Sachen „Sicherheitspolitik und atomare Abschreckung“ geworden, so offenbart sich ihnen auch die Kluft zwischen Gottes Geboten (als klare und vernünftige Anweisungen zum Leben und zum Frieden) und einer Wirklichkeit, die halt so nicht ist.

Für Hecker, Adolphsen und die Militärseelsorge gilt: „Die Militärseelsorge hat die Spannung zwischen dem eindeutigen Wort Gottes und der komplexen, immer vieldeutigen Wirklichkeit zu wahren.“

Die Spannung wahren, das gilt für die Militärseelsorge auch da, wo die Paradoxien des Abschreckungssystems dem Gewissen eindeutige und rasche Entscheidungen abnötigen, Entscheidungen, die leider nur allzuoft Gewissenskonflikte bleiben. Die von seiten der Kriegsdienstverweigerer formulierte Absage an die geltende Abschreckungsdoktrin und die daraus resultierende Betonung der Verweigerung als „einziges deutliches Zeichen des Glaubens und der politischen Vernunft“ hat die Militärseelsorge jedenfalls nicht ins Dilemma geführt.

Auch hier muß die Frage „Militärseelsorge in der Zwangslage?“ verneint werden. Zu klar und fest ist die Position, die beide Kirchen eingenommen haben, wenn es um die Entscheidung „pro und contra Militärdienst“ geht. Militärdekan Hecker verdeutlichte wie sein Kollege Helge Adolphsen im Rahmen dieses Bonner Werkstattgesprächs noch einmal den militärseelsorgerischen Standpunkt: „Waffenverzicht und Kriegsdienst, gegensätzliche und scheinbar widersprüchliche Gewissensentscheidungen, haben ihre theologische Berechtigung.“

Und der Evangelische Wehrbereichsdekan betonte: „Die Kirche hat den Befürwortern des atomaren Abschreckungssystems immer die ethischen Bedingungen an die Hand gegeben, unter denen dieser Dienst noch anerkannt werden kann. Sie hat nie dieses System theologisch gerechtfertigt, um dem Gewissen der Befürworter Ruhe zu verschaffen. Und sie hat nie den Verweigerern bescheinigt, daß sie mit ihrer Entscheidung schon aus dem Prozeß der politischen Friedenssicherung entlassen sind.“

Militärseelsorge befindet sich, bewertet vor dem Hintergrund des gegenwärtig geltenden Abschreckungssystems, nicht in einem Dilemma. Militärseelsorger tragen nicht den Rock des „Religionsoffiziers als Diener der Mächtigen“ und nicht den des „Friedensbewegten“. Auch wenn Andreas Zumach an diesem Tag im Namen der „Aktion Sühnezeichen“ erneut die Auflösung des geltenden Militärseelsorgevertrages forderte und einer Einbindung der Soldaten in die Ortsgemeinden das Wort redete, auch der Militärseelsorgetrag ist kein Dilemma. Dilemma sei der Widerspruch, so argumentierten beide Kirchenvertreter im Erich-Ollenhauer-Haus, daß der, der Friedenspolitik betreibt, gleichzeitig mit der Möglichkeit von gewaltsamen Konflikten rechnen müsse.

Hecker wie Adolphsen erwarten für die Zukunft denn auch einen Leistungsprozeß ohne Ende, einen Prozeß, bei dem man weiterhin mit Massenvernichtungswaffen leben müssen, gegen die es aber politisch überzeugender zu handeln gilt.

Der Beurteilung des Kieler Wehrbereichsdekans konnte sich der Katholische Militärdekan am Ende der Betrachtungen über Zustand, Situation, Perspektiven, Aufgaben und Möglichkeiten der Militärseelsorge anschließen: „Die Militärseelsorge sieht noch politische Ermessensräume und deshalb auch ethische Ermessensräume. Deshalb kann sie Kriegsdienst

und Kriegsdienstverweigerung als zwei einander bedingende Gewissensentscheidungen anerkennen.“

Denen, die in jüngster Vergangenheit Soldaten in Uniform den Segen für den Bund der Ehe verweigerten, dürfte damit eine klare Antwort gegeben worden sein. Eine Antwort zudem, die von einer intakten, zwangsfreien Militärseelsorge mit festen Positionen formuliert worden ist.

Sozialdemokratie und Bundeswehr

Gedanken zu den verteidigungspolitischen Überlegungen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Karl-Wilhelm Becker

Gleich dreimal setzte sich die SPD in den Monaten Mai und Juni mit der Bundeswehr auseinander. Am 13. Mai 1986 fand am Sitz des Parteivorstandes in Bonn ein Werkstattgespräch zum Thema „Soldat und Christ im Spannungsfeld nuklearer Abschreckung“ statt, und in der letzten Maiwoche führte die Friedrich-Ebert-Stiftung im Rahmen ihres Gesprächskreises „Sicherheit und Abrüstung“ eine Europäisch-Amerikanische Konferenz — ebenfalls in Bonn — durch. Am 9. Juni veranstaltete am selben Ort die Friedrich-Ebert-Stiftung eine sicherheitspolitische Konferenz mit der Bundeswehr, an der führende Vertreter der Generalität und des Generalstabes teilnahmen.

In den letzten Monaten versuchen lautstarke Minderheiten — auch innerhalb der SPD — eine neue Panik- und Verunsicherungskampagne anzuzetteln, um daraus eigenes politisches Kapital zu schlagen. Sie setzen Angst gegen die Rationalität, negative Utopien gegen mögliche Problemlösungen und die Mobilisierung von Gefühlen gegen die Mobilisierung von Wissen und Fähigkeiten. Den sich hieraus ergebenden Spannungen ist die SPD ganz besonders im Rahmen ihrer militärpolitischen Vorstellungen ausgesetzt. Deshalb waren diese Veranstaltungen von grundsätzlicher Bedeutung für den aufmerksamen und interessierten Beobachter und fanden entsprechende Beachtung.

Im Mittelpunkt des Werkstattgesprächs standen die Vorträge der beiden Militärseelsorger, des Dekans Helge Adolphsen — Evangelischer Wehrbereichsdekan in Kiel — und von Dekan Heinrich Hecker — Katholisches Militärbischofsamt in Bonn. Eine SPD-Bundesregierung will nach einer erfolgreichen Bundestagswahl zu Beginn des Jahres 1987 erreichen, daß Pershing II und Cruise Missiles wieder von deutschem Boden, ja aus ganz Europa verschwinden. Das gleiche fordert sie für die entsprechenden sowjetischen Waffen. Eine von Johannes Rau geführte Bundesregierung will alle Maßnahmen ergreifen, die hierfür Erfolg versprechen. Die SPD möchte nicht in ihrer Abrüstungspolitik darauf warten, was die anderen europäischen Regierungen tun. Sie will mit einer eigenen abrüstungspolitischen In-

itiative die schrittweise Befreiung Europas von atomaren Mittelstreckenwaffen und auch von Waffen kürzerer Reichweite erreichen. Auch sie sollen in die laufenden Abrüstungsverhandlungen einbezogen werden. Ein wesentlicher Schritt auf dem Wege zur Befreiung Europas von den atomaren Waffen ist nach Johannes Rau ein atomwaffenfreier Korridor entlang der Bündnisgrenze — entsprechend dem Vorschlag der Palme-Kommission. Hierbei betont er jedoch immer wieder, daß die Bundesrepublik Deutschland zum westlichen Bündnis — also zur NATO — stehen werde. Oskar Lafontaine, der saarländische Ministerpräsident, ist aber gerade in diesem Punkt völlig anderer Meinung. Er will heraus aus der NATO — und das auf jeden Fall. So kompliziert und divergierend sind in unseren Tagen die Meinungen führender sozialdemokratischer Politiker. Bundeskanzler Helmut Schmidt forderte während seiner Amtszeit aus guten, stichhaltigen Gründen die Stationierung atomarer Mittelstreckenwaffen in Westeuropa; seine Partei hat heute eine völlig andere Meinung und lehnt diese von ihr mitgetragene Entscheidung rundweg ab.

Bei dem Werkstattgespräch „Soldat und Christ im Spannungsfeld nuklearer Abschreckung“ konnte man feststellen, daß die beiden Militärdokane Hecker und Adolphsen und auch der vortragende Professor Dr. Ernst Joseph Nagel, Institut für Theologie und Frieden in Hamburg, von den Turbulenzen in den eigenen Kirchen über die Fragen der Verteidigung zwar nicht verunsichert, jedoch nachdenklich, waren. Hans Koschnick, der als Mitglied des SPD-Präsidiums das Einführungsreferat hielt, konnte ihnen wenig helfen. Er geht davon aus, daß vielen nach Tschernobyl erst jetzt wieder ins Bewußtsein gelangt ist, daß wir nicht so weiterleben können wie bisher. Einhalt, Besinnung und Umkehr sei geboten. Wir müßten uns ernsthaft mit dem Problem beschäftigen, ob überhaupt die Drohung mit der „nuklearen Abschreckung“ eine generell politisch-humanitäre und eine christliche Antwort in einer, zugegeben unbefriedigten, gewalttätigen, sündigen Welt sein könne.

Eigentlich sollte man davon ausgehen können, daß Christen, die sich ihres Glaubens sicher sind, nicht Pessimismus oder gar Angst ausbreiten, sondern im Gegenteil, Vertrauen, ja Fröhlichkeit. Nichts wirkt für den Menschen deprimierender als ein christlicher Sprecher, der immer nur jammert und den Zuhörer völlig ratlos und verängstigt zurückläßt. „Die irdischen Zukunftshoffnungen schwinden dahin“, sagte ein prominenter Vertreter der evangelischen Kirche in Deutschland vor einigen Jahren. Bei dieser Feststellung, deren Richtigkeit man ganz erheblich anzweifeln kann, dürfen wir alle keinesfalls stehenbleiben. Wenn wir unseren Glauben ernst nehmen, darf uns kein Unglück aus der Fassung bringen, auch kein Unglück, dessen Eintritt wir in Zukunft befürchten. „Denn ich bin gewiß“, sagt Paulus, „daß weder Tod noch Leben, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur kann uns trennen von der Liebe Gottes.“ (Römer 8) „Und ob ich gleich wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab tröstet mich.“ (Psalm 23) „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ (Römer 12) Und am 1. Thessalonicher Kapitel 5 heißt es: „Seid allezeit fröhlich.“ Wir sollten nie vergessen, daß Christen eine fro-

he Botschaft zu verkündigen haben, und das sollte man ihnen jederzeit anmerken, ob sie nun als Politiker oder Pastor im Leben stehen. Auch hier tut sich die SPD sehr schwer.

Die Europäisch-Amerikanische Konferenz des Gesprächskreises „Sicherheit und Abrüstung“ der Friedrich-Ebert-Stiftung zeigte eindeutig, daß die SPD auf Distanz zu Washington geht. Am Ende dieser Debatte fällt der Befund jedes Jahr beunruhigender aus, seit sich diese Konferenz im Laufe der Zeit zu einem Dialog zwischen der Führungsmacht des NATO-Bündnisses und der deutschen Opposition entwickelt hat. Von der britischen Labour Party einmal abgesehen, unterscheiden sich die bundesdeutschen Sozialdemokraten in ihrer Analyse der militärpolitischen Situation in Europa und den daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen immer mehr von den vorherrschenden Grundauffassungen der westeuropäischen Regierungen. Die SPD ist eindeutig zum Gegenpol der auf militärische Stärke bedachten Amerikaner geworden. Noch vermochte Kanzlerkandidat Johannes Rau bei seinem Vortrag das Vertrauen in die wiederkehrende Bekundung der SPD zu stärken, sie halte an der Mitgliedschaft im Bündnis fest. Aber ausgerechnet Rau, obwohl nicht auf eine Verschärfung der Gegensätze bedacht, gab den Anstoß zu einem harten Disput mit dem Bonner US-Botschafter Burt. Rau nahm den Luftangriff auf Libyen zum Anlaß, um entschieden der Auffassung zu widersprechen, Amerika könne militärische Verteidigungseinrichtungen der NATO in Europa nutzen, um seinen „Weltmachtinteressen Nachdruck zu verleihen“ und Operationen auszuführen, die sich „nicht unmittelbar aus dem NATO-Verteidigungsauftrag ergeben“. Natürlich wies Botschafter Burt — nach meiner Auffassung zu Recht — diese Einengungen der amerikanischen Handlungsfreiheit zurück. So sehr er sich auch gegen einen Truppenabzug aus Europa wehre, erwiderte Burt, so bleibe letztlich Amerika bei der Einhaltung eines derartigen Standpunktes keine andere Wahl, als seine Streitkräfte dorthin zu verlegen, von wo aus sie flexibel eingesetzt werden könnten. Die Ursache aller dieser Meinungsverschiedenheiten liegt — nach meiner Meinung — darin, daß in den sicherheitspolitischen Vorstellungen der SPD die Bedeutung der militärischen Verteidigungserfordernisse weit zurückgetreten sind hinter einer enormen Ballung von emotionalen Gedanken und Ideen zur Abrüstung und Rüstungskontrolle. Sie haben inzwischen eine überragende Position in den militärpolitischen Überlegungen der Partei eingenommen. Dies gilt für die Skizzierung einer europäischen Friedensordnung, für das Plädoyer zugunsten einer neuen Entspannungspolitik und auch für das Konzept einer strukturellen Nichtangriffsfähigkeit der Streitkräfte mit dem Ziel einer westöstlichen Sicherheitspartnerschaft. Hier ist die Kluft zwischen den USA und den Sozialdemokraten ganz besonders tief. Das gleiche gilt für die Einschätzung der sowjetischen Bedrohung. Es bleibt wirklich fragwürdig, ob die SPD als Regierungspartei die UdSSR für eine Preisgabe des heute geltenden Systems der wechselseitigen Abschreckung gewinnen kann. Die Momentaufnahme auf der Bonner Konferenz ergab unvermeidbarerweise eine äußerst dramatische Zunahme der Distanz der SPD zu Washington. Auch blieb die Ungewißheit zurück, wie lange das parteiamtliche Verteidigungskonzept, das ja lediglich als Kompromiß der widerstrebenden Gruppen innerhalb der Partei zustande kam, in der politischen Wirklichkeit überhaupt noch konsens- und überlebensfähig ist. Rüstungskontrolle als das

alles andere überragende Leitmotiv der Sicherheitspolitik und der Rückzug der SPD von Helmut Schmidts einstigem Prinzip des Kräftegleichgewichts liefern bis heute keine Substanz für eine sicherheitspolitische Gesamtkonzeption.

Auf einer sicherheitspolitischen Konferenz mit der Bundeswehr der Friedrich-Ebert-Stiftung am 9. Juni 1986 in Bonn forderte der Kanzlerkandidat der SPD, Ministerpräsident Johannes Rau, angesichts ständig wachsender Waffenarsenale in Ost und West ein „politisches Krisenbewältigungssystem“ der NATO. Mit seinem Plädoyer für eine „Strategie der Kriegsverhütung“ verband er grundsätzliche Kritik am Konzept der nuklearen Abschreckung, die uns allen immerhin 40 Jahre lang in Europa den Frieden gesichert hat.

Eine der bedeutendsten Forderungen der SPD an die Bündnisstrategie und die Streitkräftestrukturen der NATO lautet, daß sie nur eine glaubwürdige Vorverteidigung zulassen. Weder Militärstrategie noch Struktur, Gliederung und Bewaffnung der NATO-Streitkräfte dürfen eine militärische Option für grenzüberschreitende, raumgreifende Angriffe ermöglichen. Der Kanzlerkandidat der SPD kann weder aus militärstrategischen noch aus sicherheitspolitischen Gründen und schon gar nicht aus nationalen Erwägungen heraus einen Sinn in derartigen Planungen erkennen. Im Sinne der Vorverteidigung lehnt die SPD deshalb die Veränderungen der Bündnisstrategie in Richtung auf solche Konzepte wie „Airland Battle“, „Airland Battle 2000“ und „deep strike“ konsequent ab. Die deutschen Sozialdemokraten sind auch gegen das Konzept der Abschreckung mit nuklearen Waffen. Nach Meinung der SPD sollte die NATO den Einsatz von Atomraketen als Kern der Abschreckung in Zukunft strikt ablehnen. Bei dieser Aussage wird jedoch die Überlegenheit des Warschauer Paktes an konventionellen Streitkräften völlig übersehen und negiert.

Diese militär- und sicherheitspolitische Wende der SPD ist von einem aufmerksamen Beobachter bei der derzeitigen strategischen Lage in Europa außerordentlich schwer zu verstehen. Man muß schon auf Alexis de Tocqueville — 1805 bis 1859 — zurückgreifen, um die heutige militärpolitische Problematik der SPD zu verstehen und beurteilen zu können. Dieser Theoretiker unserer heutigen Demokratie hat bereits vor 150 Jahren in seiner Vision und Prognose der Entwicklung der modernen Demokratie zum egalitären Wohlfahrtsstaat auf dessen permanente Selbstgefährdung aufmerksam gemacht. Das Streben nach Gleichheit und, damit eng verbunden, die „Sucht nach dem Wohlstand“ seien „ungleich leidenschaftlicher und anhaltender als für die Freiheit“. Der Grund dafür ist nicht schwer zu finden: Freiheit kann nur unter Opfern und Anstrengungen erworben und gesichert werden, die Freuden der Gleichheit und materieller Güter scheinen sich dagegen von selbst anzubieten. Um des Wohlstandes willen seien die Menschen — sagt Tocqueville — auch bereit, Knechtschaft und Despotismus hinzunehmen, dessen moderne Form er visionär so beschreibt: „Ich sehe eine zahllose Menge ähnlicher und gleicher Menschen, die sich ohne Unterlaß um sich selbst bewegen, um sich kleine und vulgäre Freuden zu verschaffen, die ihre Seele ausfüllen. Über ihnen allen erhebt sich eine ungeheure Vormundchaftsgewalt, die sich allein damit befaßt, ihnen Annehmlichkeiten zu sichern und

über ihr Ergehen zu wachen. Sie sieht es gern, wenn die Bürger es sich gut gehen lassen, vorausgesetzt, daß sie an nichts anderes denken. Sie sorgt für ihre Sicherheit, sieht ihre Bedürfnisse voraus und sichert sie, fördert ihr Vergnügen, leitet ihre Arbeit, regelt ihre Nachfolge, verteilt ihre Erbschaft; könnte sie ihnen nicht völlig die Last zu denken und die Mühe zu leben abnehmen?“

Nach Tocquevilles Überzeugung beruht unsere wohlfahrtsstaatliche Demokratie auf falschen, selbstzerstörerischen Prämissen, der Unfähigkeit oder Nichtbereitschaft, die politische Freiheit und ihre sittlichen, gemeinwohlorientierten Voraussetzungen als das Fundament aller gesellschaftlichen Sicherheit zu erkennen und anzuerkennen — im Inneren wie nach außen: „Menschen, deren Sinnen und Trachten sich auf materielle Genüsse richtet, finden gewöhnlich, daß die Unruhe der Freiheit den Wohlstand stört, bevor sie sich bewußt werden, wie sehr die Freiheit dazu verhilft, sich Wohlstand zu erwerben.“ Das Unvermögen, die zentrifugalen Kräfte bloßen Wohlstandstrebens und Anspruchsdenkens durch ein am Gemeinwohl orientiertes erleuchtetes Selbstinteresse zu bändigen, diese „natürlichen Mängel“ wohlfahrtsstaatlich-demokratischer Gesellschaft sieht Tocqueville auch und besonders in den auswärtigen Angelegenheiten, in ihrem Verhalten im internationalen Konfliktfeld wirksam. Hier sind sie nur schwer in der Lage, „die Einzelheiten eines großen Unternehmens in Einklang zu bringen, an einem Plan festzuhalten und ihn dann hartnäckig durch alle Fährnisse hindurch fortzuführen“. Gerade auch die Außenpolitik der Demokratien werde statt dessen „mehr von Gefühlen als von Vernunftgründen“ geleitet, und die Masse des Volkes schwanke hier stets hin und her zwischen Unwissenheit und dem „Rausch unbedachter Leidenschaften“.

Heute greift mehr denn je die selbstkritische Frage nach der Fähigkeit unserer demokratischen Wohlfahrtsstaaten zu außen- und sicherheitspolitischer Selbstbehauptung an den Kern ihrer politischen Existenz in Freiheit in Gegenwart und Zukunft. Gerade in der sogenannten „Wohlstandszone“ zu beiden Seiten des nördlichen Atlantik, besonders aber in Westeuropa, stoßen wir auf Struktur­mängel der Demokratien, an denen sie geschichtlich scheitern könnten: zu geringes Verständnis und Interesse der Mehrheit der Bürger für außen- und sicherheitspolitische Probleme; die Neigung von Regierenden und Regierten, dieses fehlende Verständnis durch emotionales Engagement zu ersetzen — wie wir es gegenwärtig wieder einmal an der Friedensbewegung wahrnehmen; die Reduktion der Politik fast völlig auf den Bereich der innergesellschaftlichen Interessen und Verteilungskämpfe, das heißt auf kurzfristige Vorteile des Tages und des Marktes auf Kosten langfristigen, die Stabilität des Gemeinwesens sichernden Denkens und Handelns. So begeht die Demokratie immer wieder die Todsünde, außen- und sicherheitspolitische Existenzfragen für den innenpolitischen Machtkampf zu instrumentalisieren. Und die Medien tun das Ihre, die Komplexität dieser Probleme der Öffentlichkeit mundgerecht zu machen, was in Wahrheit meist auf zusätzliche Simplifizierung, Emotionalisierung und Ideologisierung hinausläuft. Daß eine solche geistig-moralische, politisch-strukturelle und mediale Verfassung aller westlichen Demokratien einen idealen Boden für die Desinformation und Pro-

paganda der totalitären Gegner darstellt, braucht eigentlich nicht besonders betont zu werden. Sie ermöglicht der sowjetischen Parteidiktatur immer wieder große Erfolge in den ideologischen Auseinandersetzungen. Schon die grundsätzlichen Daten und Fakten westlicher Sicherheitspolitik liefern den eindrücklichen Beweis einer großen Schwäche der westeuropäischen Wohlfahrtsdemokratien. Seit über vierzig Jahren lassen sich 300 Millionen Westeuropäer — trotz aller eigenen Anstrengungen — von 240 Millionen US-Amerikanern gegen 270 Millionen Sowjetbürger verteidigen. Ein in der gesamten Geschichte bisher einmaliger Vorgang — wobei wir noch nicht einmal die Absurdität eines derartigen Geschehens richtig erkennen. Natürlich spielen geopolitische und rüstungstechnische Faktoren in diesem Zusammenhang ihre Rolle. Trotzdem muß die Frage erlaubt sein, warum dieses Westeuropa, dessen Staaten vor noch wenigen Jahrzehnten zu den mächtigsten der Welt gehörten und dessen wirtschaftliche Kraft auch heute wieder die stärkste nach den Vereinigten Staaten ist, sich von der amerikanischen Schutzmacht noch immer verteidigen läßt.

In Westeuropa sieht man offensichtlich in dem umgekehrt proportionalen Verhältnis ökonomischer Kapazität und militärischer Inkapazität eine dauerhafte Naturtatsache. Dies gilt auch für die Bereitschaft der Vereinigten Staaten, den Druck des Sowjetimperiums auf Mittel- und Westeuropa abzuwehren. Die USA sollen darüber hinaus aber ebenso die Erdölversorgung der Westeuropäer aus dem Mittleren Osten ohne einen eigenen militärischen Beitrag der europäischen Verbündeten sichern. Dies kann man sogar noch mit dem NATO-Vertrag rechtfertigen. Er begrenzt das Bündnisgebiet auf den Raum nördlich des Wendekreises des Krebses. Man tut einfach so, als ob bündnis- und sicherheitspolitische Vorkehrungen sich nicht nach den sich verändernden weltstrategischen Gegebenheiten zu richten hätten. Eine solche Entwicklung ist eine aufschlußreiche Illustration für einen offensichtlich in Wohlfahrtsdemokratien aufkeimenden Wunderglauben, daß Sicherheit der eigenen internationalen Interesse auch ohne ausreichende eigene Anstrengungen möglich ist.

Bei der Frage nach den Ursachen dieses Zustandes wird man zunächst einmal darauf hingewiesen, daß die auf Wählerstimmen bedachten Politiker es selten wagen, der Bevölkerung etwa auf Kosten des Wohlstandes Rüstungsanstrengungen zuzumuten. Aber diese verbreitete Haltung politisch Verantwortlicher ist selbst nur Symptom einer außen- und sicherheitspolitischen Handlungsschwäche von Wohlstandsdemokratien. Eigentliche Ursache dieser Entwicklung ist ein offensichtlich tiefgreifender Wandel des Sozialverhaltens unter wohlfahrtsstaatlichen Rahmenbedingungen. Gerade ein ökonomisch erfolgreicher und hochproduktiver Kapitalismus kann im Zuge seiner wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung zur Ursache seines Scheiterns werden — eine Dialektik, die Karl Marx am allerwenigsten vorausgesehen hat. Wohlstand wird hier zum Danaergeschenk, weil er Pflichten überflüssig zu machen scheint. Freiheit ohne die Gegengewichte überindividueller Bindungen wird dann zu einer „Playboy-Demokratie“ und das „soziale Netz“ zum Schutz der Bedürftigen und Schwachen zu einer bequemen Hängematte und einem Selbstbedienungsladen für viele Bürger.

Hieraus ergibt sich eine zwiespältige Haltung in der wohlfahrtsstaatlichen Demokratie der Bundesrepublik Deutschland gegenüber Streitkräften und dem NATO-Bündnis. Zwar wird die NATO nach wie vor von einem hohen Prozentsatz der Bevölkerung der Bundesrepublik für unverzichtbar gehalten; gleiches gilt auch für die Bundeswehr. Beides wird aber offensichtlich als eine Art Prämie für Schutz und Sicherheit angesehen. Die nunmehr dreißigjährige Zugehörigkeit zum Nordatlantischen Bündnis hat zu einer ähnlichen Gewöhnung an seinen Nutzen geführt wie an den wohlfahrtsstaatlichen Überfluß. Mehr und mehr könnte das Bündnis für die Menschen in der Bundesrepublik eine Funktion bekommen wie einst die Maginot-Linie für die Franzosen; ein Schutzwall hinter dem man seine Ruhe haben und den Wohlstand genießen will. Wir wissen aber alle aus der jüngsten Geschichte, daß eine solche Haltung direkt in die Katastrophe führen kann, der man entgehen möchte.

Auch in der Frage der „Integration“ von Militär und Zivilgesellschaft stoßen der vorhandene wohlfahrtsstaatliche Innenaspekt und der sicherheitspolitische Außenaspekt unmitteibar und sehr heftig zusammen. „Introvertierte“ Wohlfahrtsgesellschaften neigen zu einer fast einseitigen Betonung des „societal imperative“ auf Kosten des „functional imperative“ der Streitkräfte. Schon die Existenz unserer Bundeswehr erinnert die zivile Gesellschaft des Staates an die Grenzen der Normalität, an die Möglichkeit der Gefährdung unseres Gemeinwesens — unseres Staates — von außen, durch andere Staaten.

Dieses Problem unserer Gesellschaft — bei dem auch die Parteien und ganz besonders die SPD gefragt sind — kann kaum besser zusammengefaßt werden als in den Bemerkungen, die der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages schon im Jahresbericht von 1970 hierzu formulierte. Er betont, daß das Staatsverständnis der jungen Wehrpflichtigen in einer weitgehend entpolitisierten Wohlstandsgesellschaft wie in der Bundesrepublik Deutschland sich allzuoft auf die staatlichen Funktionen einer Verteilerapparatur für soziale und finanzielle Leistungen beschränke. Die jungen Soldaten „vermögen häufig nicht einzusehen, warum sie in dem verwirrend anmutenden und für sie häufig unüberschaubaren System die Wehrpflicht als eine allgemeine staatsbürgerliche Pflicht gegenüber der Gesellschaft abzuleisten haben“. In ihr dominiert — nach ihrer Auffassung — ja doch nur der ökonomische Individualismus. Bis heute hat sich in den vergangenen 16 Jahren an dieser Aussage trotz unserer wirtschaftlichen und politischen Weiterentwicklung und einer verstärkten Politisierung der Öffentlichkeit nur wenig geändert.

Wenn man diese Entwicklung eingehend analysiert, gelangt man zu der Feststellung, daß sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands mit ihren verteidigungspolitischen Forderungen und Überlegungen voll und ganz in der vorstehend aufgezeigten Tendenz bewegt. Sie nimmt dabei Rücksicht auf bestimmte Strömungen in der Gesellschaft, ohne auf eine mögliche Bedrohung näher einzugehen. Dies zeigte sich auch ganz deutlich auf dem Parteitag der Berliner SPD am 22./23. Juni 1986. Ausgerechnet in der alten Reichshauptstadt leistet sich eine Parteimehrheit „Denkanstöße“ in der Sicherheitspolitik — ein-

schließlich der Verteidigungspolitik — und für eine Politik über Deutschland, die laut und unüberhörbar von neutralistischer und antiamerikanischer Rhetorik durchsetzt ist.

Eine gewisse Aussteigermentalität in der Sicherheits- und Bündnisfrage ist aber nicht nur in Berlin vorhanden, sondern hat sich auch in manchen SPD-Quartieren zwischen Flensburg, Saarbrücken und München eingenistet. Und nicht alles, was in der Bonner SPD-Zentrale formuliert wird, hat die Qualität der Passagen über die Friedenspolitik im jetzt verabschiedeten Entwurf für ein neues Grundsatzprogramm der SPD. Wenn die Berliner SPD-Programmstrategen für eine „zweite Phase der Entspannungspolitik“ notfalls den Konflikt im Bündnis, also mit Amerika, einplanen, von der Regierung die „deutlichere“ Respektierung der DDR-Staatsbürgerschaft fordern und eine Revision der alliierten Rechte in West-Berlin für erforderlich und notwendig halten, dann befinden sie sich auch mit führenden SPD-Mandatsträgern im Westen Deutschlands in Übereinstimmung.

Bei einer sachlichen Diskussion dieser Gesamtproblematik der SPD darf in der bundesdeutschen Öffentlichkeit jedoch nie übersehen werden, daß die NATO-Strategie der Flexiblen Reaktion — Kriegsverhinderung durch Abschreckung — bisher sehr erfolgreich verlaufen ist. Während es weltweit mehr als 140 militärische Konflikte mit 35 Millionen Toten gab, hat das militärische Konzept der NATO Mitteleuropa seit mehr als drei Jahrzehnten vor einem Krieg bewahrt. Für die Wirksamkeit dieser Abschreckung vor einem Angriff sind jedoch Fähigkeit und Bereitschaft zur Verteidigung ganz entscheidende Voraussetzungen. Daran müssen sich auch die verteidigungspolitischen Überlegungen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands messen lassen.

Quellen:

Alexis de Tocqueville: Über die Demokratie in Amerika. Dünndruck-Ausgabe dtv-Bibliothek. Aufgrund der französischen historisch-kritischen Ausgabe hrsg. von Jacob P. Mayer in Gemeinschaft mit Theodor Eschenburg und Hans Zbinden, München 1976.

Heinzgeorg Neumann: Das Leiden der Demokratie an der Außenpolitik, in: Herderbücherei INITIATIVE Bd. 7, Freiburg 1975.

John K. Galbraith: Gesellschaft im Überfluß, deutsche Ausgabe, München/Zürich 1958.

Günter Schmölders: Der Wohlfahrtsstaat am Ende, München 1983.

Soldat im Widerstreit

Betrifft: Befehl, Gehorsam, Gewissen und Verantwortung von Lothar Groppe, SJ in Auftrag 153/154, Seite 38ff.

Karl-Wilhelm Becker

Diesen Bericht habe ich mit großem Interesse gelesen und viele der hier vorgebrachten Aussagen entsprechen auch meinem Verständnis über diese Problematik. Leider verkennt der Autor in einigen Fällen die damals auch in Deutschland herrschende Lage. Die Allmacht der Partei in Staat und Gesellschaft wurde abgestützt durch die Arbeit der Geheimen Staatspolizei und den Sicherheitsdienst — kurz SD genannt. Bei jedwedem offenen Widerstand der Generalität wären die beteiligten Offiziere verhaftet worden und zumindestens in einem Konzentrationslager verschwunden. Aber es gab auch im militärischen Bereich sehr subtile Methoden, die mit großem Erfolg in der Lage waren, verbrecherische Führerbefehle zu sabotieren und damit zu verhindern.

Vor etwa 200 versammelten Offiziere vertrat Hitler in einer Rede in seiner Reichskanzlei am 30. März 1941 seine Auffassung, die feindlichen Kommissare der Roten Armee stünden außerhalb der für die Behandlung von Kriegsgefangenen gültigen völkerrechtlichen Regeln. Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch, der damalige Oberbefehlshaber des Heeres, protestierte hierzu noch in der Reichskanzlei (Protokoll der Sitzung MGFA). Trotzdem wurde Hitlers Anweisung zur Liquidierung der russischen Kommissare — der sogenannte Kommissarbefehl — im OKW und nicht im OKH am 31. 3. 1941 entworfen und am 12. Mai 1941 als Führerbefehl erlassen. Dieser Befehl wurde umgehend durch einen „Disziplinerlaß“ der Oberkommando des Heeres ganz bewußt konterkariert. Er bewirkte dann auch, daß der „Kommissarbefehl“ Hitlers, die gefangenen Sowjetkommissare samt und sonders zu ermorden, weithin ignoriert wurde. Die zentrale Stelle zur Durchsetzung dieses Disziplinerlasses für das Heer, war der Chef des Generalstabes, Generaloberst Halder, und die Generalstabschefs der Heeresgruppen — Brennecke, Heeresgruppe Nord — von Greiffenberg, Heeresgruppe Mitte und von Sodenstern, Heeresgruppe Süd. Generaloberst Hoepner machte dann eine grundsätzliche Falschmeldung — wie aus den Akten ersichtlich und Zeugen bekundet wurde.

Um Ruhe nach oben zu bekommen, meldete der Oberbefehlshaber der Panzergruppe 4 über 172 erschossene Kommissare, die jedoch alle lebten. Sowohl der Heeresgruppenbefehlshaber, Generalfeldmarschall Ritter von Leeb, als auch der Panzergruppenbefehlshaber, Generaloberst Hoepner, waren sich einig darin: „Wir machen dies eben nicht.“ Dies wurde Ende Juli 1941 eindeutig festgelegt.

Der damalige Kommandierende General des 56. Panzer-Korps, Erich von Manstein, tat etwas, was eigentlich einer Befehlsverweigerung gleichkam. Er meldete dem OB der Heeresgruppe bei einem Treffen, daß er diesen Befehl nicht ausführen würde. Ritter von Leeb billigte diesen Entschluß. Von Manstein vertrat die Auffassung, daß es jedem soldatischen Empfinden widerspreche, die Kommissare nach ihrer Gefangennahme im Kampf einfach

zu erschießen. Ein Befehl wie der Kommissarbefehl sei unsoldatisch von Grund aus. Seine Ausführung würde nicht nur die Ehre der Truppe, sondern auch ihre Moral gefährdet haben. Man kann nach den vorhandenen Unterlagen davon ausgehen, daß im Befehlsbereich des Generals und späteren Feldmarschalls von Manstein der Kommissarbefehl nie ausgeführt worden ist. Auch andere führende Oberbefehlshaber handelten in diesem Sinne und konnten sich dabei auf ihre Truppenkommandeure verlassen, die diesen Befehl ebenfalls ablehnten und nicht durchführten. Diese Auffassung ist im Heer — nach den vorliegenden Unterlagen — durchweg geteilt worden. Als von Manstein den Oberbefehl über die 11. Armee übernahm, lag auch dort bereits der Befehl vor, diesen Kommissarbefehl nicht durchzuführen (MGFA, Tagebücher Ritter von Leeb und Brennecke).

Der Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Nord — der spätere General der Infanterie Brennecke — gab eine Weisung heraus, den bereits empfangenen Befehl zu vernichten: „denn ein nicht vorhandener schriftlicher Befehl braucht nicht mehr“ — so Brennecke — „ausgeführt zu werden“. Um ganz sicher zu gehen, ordnete Brennecke für den Bereich der Heeresgruppe an, „daß nicht dort, wo Gefangene bereits zu Arbeitsabteilungen zusammengestellt sind, die Truppe nachträglich durch Erschießen eingreift“. Genau so hielt es auch Generaloberst Reinhardt.

Auch Generalfeldmarschall von Reichenau war gegen diesen Kommissarbefehl. Man erkennt auch heute noch seine Rolle im Dritten Reich. Seine Schwägerin war Maria Izabel Helene Gräfin Maltzan — im Freundeskreis allgemein Maruska genannt — eine der elegantesten Frauen des damaligen Berlins. Sie studierte Naturwissenschaften und Tiermedizin in München und Berlin, promovierte zum Dr.rer.nat. und schloß sich der Widerstandsgruppe um den Jesuitenpater Friedrich Muckermann an. Als attraktive Tochter aus gutem Hause ging sie in der Berliner Gesellschaft aus und ein und erfuhr so sehr viele für den Widerstand wichtige Dinge, in den sie inzwischen fest integriert worden war. Sie sprengte auch persönlich mit Handgranaten — für sie besonders gefertigt — Lastwagen der SS in die Luft, um so Transporte von politischen Gefangenen und jüdischen Mitbürgern zu sabotieren. Weit über 90 jüdische Flüchtlinge, die von der Gestapo gesucht wurden, konnte sie mit neuen Papieren ausrüsten und ihnen so zur Flucht aus Deutschland verhelfen — und dies auch noch mitten im 2. Weltkrieg. Es ist bekannt, daß Generalfeldmarschall von Reichenau über ihre Tätigkeit seine schützende Hand hielt und so oft er konnte, sie in Berlin besuchte. Sein Wagen mit dem Stander des Generalfeldmarschalls hat mehr als einmal die Gestapo und den SD erheblich beeindruckt, was wahrscheinlich auch seine Absicht war.

Wenn es darüber hinaus auch andere Befehle gab, wie Lothar Groppe in seinem Bericht ausführt, so kann man dies nur im Zusammenhang mit der hier geschilderten Entwicklung sehen, die quellenhistorisch gesichert ist. Man muß die Zusammenhänge sehen und die damalige Zeit verstehen, um ein sachgerechtes Urteil zu fällen. Leider ist die deutsche Geschichtsschreibung in derartigen Fällen oft weit von der Objektivität entfernt. Das ist sehr zu bedauern, da auch die Zeitgeschichte nur objektiv richtig erfaßt und betrachtet werden kann.

Presse

Kirche und Presse

Elke A. Fettweis

Aus Anlaß des 20. Welttages der Sozialen Kommunikationsmittel hatte der Erzbischof von Köln, Kardinal Joseph Höffner, Journalisten am 29.4.86 in die Diözesan- und Dombibliothek des Kölner Maternushauses gebeten. Nach einer kuzen Begrüßung durch die Pressereferentin des Bistums Gertrud Zellekens, hielt der Kardinal an die recht zahlreich erschienenen Publizisten eine Ansprache, in deren Mittelpunkt das vom Papst für diesen Tag gewählte Thema „Soziale Kommunikationsmittel und christliche Bildung der öffentlichen Meinung“ stand.

Kardinal Höffner dankte zu Beginn seiner Rede den anwesenden Journalisten für ihr Interesse und Wohlwollen, mit dem sie über Ereignisse sowohl in der Welt- als auch in der Kölner Kirche berichtet hätten. Er sei sich der Mühe und Sorgfalt bewußt, die diese Berichterstattung erfordere, hoffe aber, daß sie gleichzeitig auch berufliche Freude gebracht habe.

Kardinal Joseph Höffner warf die Frage auf, ob es in der deutschen Gesellschaft überhaupt eine gemeinsame, kollektive öffentliche Meinung gebe oder ob man nicht vielmehr auf allen Gebieten eine Vielfalt öffentlicher Meinungen vorfinde.

Mensch und Welt stünden in all ihren Dimensionen unter dem Gesetz der Vielfalt in der Einheit, wobei die Vielfalt teils als dynamische Spannung, teils aber auch als nicht integrierte Gegensätzlichkeit erscheine. „Der Pluralismus der öffentlichen Meinungen, wie er in unserer Gesellschaft herrscht, ist etwas wesentlich anderes, nämlich die verwirrende Gegensätzlichkeit letzter Sinndeutungen des Menschen und der Welt. Auf dem Markt der Lebensdeutungen herrscht ein unüberschaubares Sammelsurium von Angeboten und ein noch schnellerer Verschleiß.“

In diesem Zusammenhang hob Kardinal Höffner die Chance der modernen Kommunikationsmittel hervor, die — und hier zitiert er Papst Johannes Paul II. — „ständig wachsenden Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen“, gleichzeitig aber auch „eine moderne, wirksame Form der Kanzel“ darstellten.

In seiner Botschaft zum diesjährigen Welttag der Sozialen Kommunikation weise der Papst darauf hin, daß der Einfluß der öffentlichen Meinung besonders groß bei denen sei, die wegen ihres jugendlichen Alters oder aus Bildungsmangel unfähig zu einem kritischen Urteil seien und sich deshalb dem Druck der öffentlichen Meinung nicht entziehen könnten. Aus diesem Grund appelliere der Papst an die Verantwortung all jener, die beruflich auf dem Gebiet der Sozialen Kommunikation tätig sind. Sie müßten sich verpflichtet fühlen, eine öffentliche Meinung zu bilden und zu verbreiten, die der Wahrheit und dem Guten entspreche. Dabei gehe es dem Papst in der Hauptsache um folgende Aspekte: Um

eine öffentliche Meinung, die feinfühlig sei gegenüber dem absoluten Wert des menschlichen Lebens von der Empfängnis bis zum Tod; um die Bildung einer öffentlichen Meinung über Ehe und Familie, die dem wahren Wohl der Menschheit entspreche; um die Verwirklichung einer öffentlichen Meinung für den Frieden und für alles, was ihn aufbaue und erhalte, wobei zunächst die geistige Abrüstung in den Herzen und dann die der Vernehmungswaffen erwirkt werden müsse.

Als besonders dringlich erachte der Papst außerdem die Bildung einer öffentlichen Meinung, auf sittlichem und religiösem Gebiet, denn der Verlust der im tiefsten Sinn menschlichen, sittlichen und religiösen Werte, der zum Nihilismus führe, liege als ernste Bedrohung über der Menschheit.

Und als letztes dieser Anliegen bitte der Papst alle publizistisch Tätigen, eine korrekte öffentliche Meinung über Wesen, Sendung und Wirken der Kirche zu bilden. Mit dieser Botschaft wende sich der Papst besonders an die Christen unter den Publizisten, denn ihre Aufgabe sei es, einen Beitrag zur christlichen Bildung der öffentlichen Meinung zu leisten. „In den Dienst des Evangeliums gestellt, vermöchten die Kommunikationsmittel den Bereich der Vernehmbarkeit des Wortes Gottes fast unbegrenzt auszuweiten“, zitiert Kardinal Joseph Höffner Papst Johannes Paul II. Weiterhin betone der Papst, daß der Beruf des Publizisten Mut und Konsequenz erfordere und ein Dienst an der Wahrheit und an der Freiheit sei. Deshalb — so der Kardinal zum Abschluß seiner Ansprache — leiste derjenige einen Beitrag für die Freiheit, der für die Bildung einer öffentlichen Meinung arbeite, die der Wahrheit entspreche.

Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V. in Würzburg

Wilhelm Lehmkämpfer

Zur 37. Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V. trafen sich vom 24. bis 26. Juni 1986 in Würzburg über zweihundert Journalisten und Verlagsvertreter, um sich unter anderem vornehmlich mit der Thematik „Machart und Inhalt der katholischen Presse“ zu befassen.

Kompetente Referenten lieferten im Kontext dazu entsprechende Beiträge. Als besonders informativ und wertvoll erwies sich das Referat von Dr. Eva-Maria Hess, Frankfurt: „Trends und Verhaltensweisen bei den Lesern der katholischen Presse — Ergebnisse von Copy-Tests der letzten Jahre“. Frau Dr. Hess berichtete über die Mediennutzung in der Bevölkerung, vermittelte Einblicke in Strukturdaten und Leserstrukturen sowie Einstellung von Lesern zur katholischen Presse.

In letzterem Bereich genießt vor allem die Bistumspresse Ansehen, sie gilt als zuverlässige Zeitung, die wahrheitsgetreu berichtet, interessante Beiträge liefert und ansprechend aufgemacht ist.

Dr. Peter Düsterfeld, Leiter der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, gab mit seinem Referat: „Wie sieht die katholische Kirche ihre Presse?“ mehr oder weniger die Meinung der deutschen Bischöfe zur o. a. Thematik wieder. Dr. Düsterfelds Äußerungen waren teilweise brisant und gelegentlich provokativ; sie stießen auf kritische Distanz. Eine objektive Wertung und Würdigung dieses Referates wird allerdings erst dann möglich sein, wenn es in schriftlicher Fassung vorliegt.

Über die Möglichkeiten der katholischen Presse auf dem heutigen Pressemarkt entwickelte Heiko Klinge, Sprecher der Verleger der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V., eine Fülle von Vorstellungen in seinem Referat: „Wie wecke ich den schlafenden Riesen?“

Auch dieses Referat bedarf der kritischen Wertung; wird allerdings auch erst bei Vorlage der schriftlichen Fassung geschehen können.

Wie bei allen Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V. hatte auch die 37. Jahresversammlung in Würzburg ihre religiösen und kulturellen Aspekte.

Am Anfang standen die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten der Fürstbischöflichen Residenz, die Eucharistiefeyer in der Neumünsterkirche: Zelebrant und Prediger Bischof Dr. Paul-Werner Scheele. In seiner Predigt wies der Bischof darauf hin, daß der Publizist die Aufgabe habe, das rechte Wort am rechten Ort zur rechten Zeit zu bringen, um das Miteinander von Sendung und Mission für das Heil und Wohl der Menschen zu finden.

Ein Fränkischer Abend im Bürgerspital Würzburg und eine Fahrt durch das Fränkische Weinland bereicherten die ansonsten strenge Jahresversammlung mit kulinarischen Köstlichkeiten einer Spezies, die anderen Ortes so wohl kaum geboten werden kann.

In Verbindung mit der 37. Jahresversammlung hatten alle Teilnehmer auch Gelegenheit, der Verleihung des katholischen Journalistenpreises beizuwohnen.

Der von der Deutschen Bischofskonferenz gestiftete Preis wird seit 1975 jährlich von der Gesellschaft katholischer Publizisten und der Arbeitsgemeinschaft katholische Presse „für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der katholischen Publizistik“ verliehen.

In diesem Jahr hatte Bischof Dr. Paul-Werner Scheele den mit insgesamt DM 15 000,— dotierten Preis, zu dem 73 Autoren aus Presse, Funk und Fernsehen benannt waren, zu verleihen. Der Preis, der erstmalig von der Jury in einen Preis für elektronische Medien und in einen Preis für Printmedien aufgeteilt worden war, wurde wie folgt vergeben: Den Hauptpreis für elektronische Medien erhält Günther Geisler für seinen Film „Die dritte Generation“, der von der kirchlichen Filmgesellschaft IFAGE, Wiesbaden, produziert und vom Zweiten Deutschen Fernsehen als „Reportage am Montag“ ausgestrahlt wurde.

Diethild Treffert, Redakteurin der Katholischen Nachrichtenagentur, erhält den Hauptpreis für Printmedien für ihren Bericht „Der umgepflügte Acker“. Der für junge Autoren bestimmte Teil des Preises geht an Eva Großkinsky, Volontärin bei der katholischen Jugendzeitschrift „Junge Zeit“, für ihren Artikel zum Thema „Sonntag“ sowie an Bernd

Schoch für seinen Beitrag „Nicht übrig und nichts frei“, der in der Wochenzeitung „Die Zeit“ über das Schicksal einer Familie aus Eritrea in der Bundesrepublik berichtete.

Insgesamt war diese Veranstaltung beeindruckend und informativ. Dennoch sollte man überlegen, ob man in Zukunft nicht wieder zwei getrennte Veranstaltungen durchführt. Es waren einfach zu viele Ansprechpartner, mit denen man sich auch einmal auf längere Zeit hätte unterhalten müssen.

Aus GKS und PGR

Rom, Rom, immer wieder Rom

So werden manche Leser denken, wenn wir in diesem Heft wiederum die Schilderung einer Rom-Wallfahrt abdrucken. Warum immer wieder Rom?

Man könnte meinen, auftrag wäre für eine Rom-Lobby tätig. So einfach ist es jedoch nicht. In „Reisebürokreisen“ ist man von den „Rom-Fans“ enttäuscht, das Geschäft läßt nach, exotische Gebiete sind gefragter.

Und dort liegt bereits ein Fehler im Denkansatz. Vor Jahren schrieben wir, daß man aus vielerlei Gründen nach Rom fahren könne. Rom ist eine geschichtsträchtige Stadt. Rom ist eine Stadt mit einem besonderen Flair. Rom ist eine Weltstadt. Rom ist . . .

Aber auf Paris, Madrid, Lissabon, London, Warschau, Berlin, Moskau, vor allem aber Athen treffen die gleichen Beschreibungen zu. Ja, in manchen „Sparten“ bieten diese Städte sogar mehr.

Rom ist und bleibt für den Christen die *Heilige Stadt*. Sie ist nicht Jerusalem, eine Stadt, die mit dem Wirken und Leben unseres Erlösers Jesus Christus verbunden ist, Rom ist die Zentrale, von der der christliche Glaube den Zug durch die Welt angetreten hat.

Vielleicht wurde im Heilsplan Gottes nicht Jerusalem ausgesucht, weil die irdische Existenz Christi hinter der universalen, der Erlösungstat aus der Allmacht Gottes zurückstehen soll. Da der Mensch aber, an Raum und Zeit gebunden, Symbole braucht, wurde für den christlichen Glauben die Stadt, in der Petrus, der von Gott gesetzte „Fels“ und Paulus, der von Gott zum Zeugen der überlieferten Tatsache des Kreuzestodes Christi und Seiner Auferstehung berufene, gelebt und gelehrt haben, auserwählt. Diese Stadt wurde mit dem Blute der beiden Kronzeugen der göttlichen Erlösung geheiligt. Sie ist nicht Sinnbild des himmlischen Jerusalem, sondern sie ist Hort und Heimstatt der Kirche, solange diese auf dieser Welt als sichtbares Zeichen der Erlösung Christi, als Heilssakrament um der Menschen willen nötig — not — wendig — ist.

Daher sind alle die, die ein „tolles Rom“, eine faszinierende Stadt — „Pope inclusiv“ — wie amerikanische Reisebüros versicherten —, suchten, nach einem Besuch als Rom-Besucher „abzubuchen“. Rom ist und bleibt nur dann eine Stadt zur ständigen Wiederkehr, wenn man nach dem Glaubenskern sucht. Man muß das heilige Rom — die „urbs sacra“ — suchen. Wer aber die heilige Stadt gefunden hat, der *muß* wiederkommen. Denn hier findet er, was er sucht:

- die Zeugen der verfolgten Kirche der ersten Anfänge;
- den Weg aus der Verfolgung zur Macht mit allen Gefahren für den Glauben;
- die triumphierende Kirche mit den Zeichen der Niederlage und Verfolgung;
- die diskutierende Kirche mit den Geistesströmungen der Zeit;
- die sündhafte Kirche, getragen von den Menschen der Jahrhunderte;

- die Weltkirche in der Weltverantwortung;
- die Zentrale der Ortskirchen.

Kurzum die Kirche, die von Christus den Menschen auferlegt ist als heiliges Zeichen und doch getragen von Menschen, die der Sünde noch nicht entronnen sind. Immer wieder werden diejenigen, die den geschichtlichen Weg unserer Mutter Kirche verfolgen, daran gemahnt, daß wir sündhafte Menschen sind und daher der Erlösung — der immer wieder von Gott geschenkten Gnade — bedürfen.

Sieht man Rom unter diesen Gesichtspunkten, dann wird ein neues Verständnis für die Kirche wach. Dann kann man immer wieder nach Rom fahren, weil man weiß, man schaut immer wieder neue Seiten dieser Kirche. Sie stehen in einem menschlichen Umfeld besonderer Art. Eine Stadt, die Millionen Menschen Obdach gibt — aber nicht immer Arbeit; eine Stadt, die in und aus der Tradition lebt — aber mit ihr oft schändlich umgeht; eine Stadt, die oft mehr unchristlich erscheint als manch andere Metropole; eine Stadt, die in ihren Mauern dem Nachfolger des Heiligen Petrus Heimat gibt.

Und wenn Sie nun unter diesen Gesichtspunkten die jeweiligen Abhandlungen lesen, dann werden sie feststellen — gleichgültig ob der Artikel elegant oder einfach geschrieben ist — hier haben sich Kameraden bemüht, dem Geheimnis der Stadt — aber auch dem Geheimnis der Kirche — näher zu kommen.

Bedenken wir die Anfänge. Als 1968 das erste „Rom-Seminar“ durchgeführt wurde, da wußte noch niemand und konnte es auch nicht ahnen, daß hier eine neue Form der Begegnung mit der Geschichte der Kirche konzipiert wurde. Und Laien griffen diese Idee auf und entwickelten daraus die Rom-Seminare. Rom-Wallfahrten mit Informationsteil — oder wie man es nennen will — ergänzten das Programm. Man sollte heute nicht herauszufinden versuchen, ob der damalige Militärgeneralvikar Dr. Martin Gritz der Initiator war oder einer der Geistlichen um ihn. Er hat damals „laut gedacht“, und seine Gedanken fielen auf guten Boden. Und eigentlich sind diese Aufenthalte in Rom — bitte lesen Sie die Berichte — der Beweis, das Klerus und Laien Kirche sind. Denn solche Veranstaltungen sind ohne ein enges Miteinander nicht denkbar. Und es ist eigentlich ein Beispiel für gelebte Kirche, wenn Pfarrer und Gemeinden nach Rom pilgern. Die Laien können in so vielfältiger Weise ihre Seelsorger unterstützen. In der Militärkirchengemeinde St. Michael, Flensburg-Mürwik, Kelenstr. 14, 2390 Flensburg-Mürwik hat man (Günter und Hiltrud Thy) sich die Mühe gemacht und einen Leitfaden für eine Rom-Wallfahrt erstellt. Ein solcher Leitfaden — er kann angefordert werden — erspart viel Arbeit. Aber auch über den Inhalt für solche Fahrten kann inzwischen genügend Material angeboten werden (Rom-Seminare, Kirche im Wandel der Zeit).

Nimmt man das nun alles und vergleicht dazu die Berichte, dann erkennt man, in welcher ungeahnten Weise der Gedanke, zu den Quellen unserer Kirche (ad fontes) vorzudringen, sich verwirklicht hat.

Freuen Sie sich mit uns, daß unsere Kirche Anziehungspunkt und Mitte für viele ist — auch in der heutigen Zeit. Aber vergessen Sie auch nicht, daß Kirche lebendig sein muß in den Gemeinden.

H.F.

Murnau

Die Rom-Reise

Horst Künzel

Wußten Sie schon, daß es in Rom zahlreiche Obelisken gibt, von denen drei nicht echt sind und noch dazu an den drei schönsten Plätzen Roms stehen, nämlich auf der Piazza Navona, vor dem Pantheon und an der Spanischen Treppe?

Können Sie mit den Zahlen 753-321-0-321-754 etwas anfangen?

Oder wußten Sie, daß die Aurelianische Mauer 18 km lang und 8 m hoch ist, 18 Tore und 380 Türme besitzt?

Oder haben Sie auch schon die Erfahrung gemacht, daß „die Alten“ oft mehr aushalten als „die Jungen“?

Oder daß es im April in Rom noch sehr kühl sein kann?

Die 54 Rom-Pilger der Katholischen Militärpfarrei Starnberg-Murnau, die am Freitag, den 18. April 1986 gegen 19.45 Uhr müde aber glücklich aus Rom zurückkehrten, konnten sich jedenfalls um diese Kenntnisse und Erfahrungen bereichert fühlen.

Aber wir wollen das Pferd nicht vom Schwanz her aufzäumen.

Losgegangen war es eine Woche früher, am Freitag, dem 11. April. Nach der Zusammenführung des Nord- und des Südabschnittes ging es um 4 Uhr früh bei naßkaltem Wetter, aber guter Stimmung, auf die große Reise. Einer Minderheit war vielleicht der Bus der Fa. Klein, Murnau, nicht komfortabel genug, die große Masse gab sich aber mit der reichbestückten Bordbar zufrieden, die von unserem Reiseleiter, dem Kufner Benedikt, kurz „Bene“ genannt und unserem Fahrer, dem Chef des Unternehmens Klein, kurz „Rainer“ genannt, bestens verwaltet wurde.

Über diese beiden sollte man gleich zu Anfang ein paar Worte verlieren:

Der Bene, Gehirn und Motor der Reise, hätte ja beinahe wegen einer schweren Erkrankung gar nicht mitfahren können. Dem Herrn sei Dank, und das ist wirklich nicht bloß so dahingeschrieben, daß sich sein Gesundheitszustand bis zum Reisettermin so weit stabilisiert hatte, daß er nicht nur dabei sein, sondern die Reise, sich oft aufopfernd für die Gemeinschaft, aktiv gestalten konnte. Dabei hatte er in monatelanger Arbeit alle Verhandlungen geführt und alle die Vorbereitungen getroffen, die zum letztendlich vorzüglichen Gelingen der Reise maßgeblich beitrugen. Von Vorteil war dabei natürlich, daß er als Pensionär ja auch nichts anderes zu tun hatte.

Und der Rainer: Ein wahrer Glücksgriff! Nicht nur als Fahrer des Riesen-Autos, mit dem er uns nach kürzester Zeit durch den Wahnsinnsverkehr der Millionenstadt jonglierte, als wenn er dort geboren wäre und seit seiner Kindheit nichts anderes getan hätte, auch als Alleinunterhalter bei unseren Abenden, die ohne ihn bestimmt nicht so gemütlich und lustig verlaufen wären und als kenntnisreicher Fremdenführer in Assisi. Da sieht man, was eine gute Vorbildung wert ist: Fahrlehrer bei der Bundeswehr und Hochzeitslader.

Und weil wir gerade beim Personal sind, muß hier natürlich auch unser Herr Militärpfarrer Dr. Röder genannt werden, der diese Reise mit Zuschüssen der Katholischen Mili-

tärseelsorge ermöglicht hat und dem für die geistliche Betreuung von uns Pilgern und die Gottesdienste in St. Peter, im Campo Teutonico und in den Domitilla-Katakomben schon hier unser Dank gesagt sei.

Übrigens war für unseren Militärpfarrer die Romfahrt schon am Samstag Abend ein voller Erfolg: Durch ein Telefonat mit der Heimat hatte unsere Sporer Annelies in Erfahrung gebracht, daß die Münchener Bayern und vor allem sein geliebter „Club“ aus Nürnberg in der Bundesliga gewonnen hatten. Damit war die Welt in Ordnung.

Und noch etwas über das Personal, nämlich den Sankt Petrus: Er als Verantwortlicher für das Wetter nahm uns offensichtlich übel, daß wir nicht die ganze Zeit über in Rom blieben, sondern am Sonntag einen Ausflug nach Monte Cassino und am Dienstag eine Fahrt nach Assisi unternahmen. Während er uns für die übrigen Tage in Rom schönes, wenn auch etwas kühles Wetter bescherte, öffnete er an den Ausflugstagen die Himmelsschleusen, womit ich die Berichterstattung über Monte Cassino bereits hier abschließen möchte.

(Für nachfolgende Pilgergruppen sei hier ein Hinweis erlaubt: Monte Cassino macht von 12.00 bis 15.30 Uhr Mittagspause und ist in dieser Zeit hermetisch abgeschlossen. Trotz zweimaliger schriftlicher Anmeldung unseres Besuches wurde keine Antwort gegeben.)

Auf Assisi soll aber doch näher eingegangen werden:

Dieses blitzsaubere Städtchen, das sich seinen mittelalterlichen Charakter voll bewahrt hat, hat uns tief beeindruckt. Auch Pilger, die schon öfter dort weilten, zieht die Heimatstadt des Hl. Franz von Assisi immer wieder in ihren Bann, „denn es atmet von seinem Geist, denn jener bereitwillige, jener glühende Geist, der in seinem Inneren wohnte, wollte überall den Samen Gottes austreuen“.

In einer Führung durch die Basilika San Francesco am Vormittag durch einen Pater der Franziskanerermönche wurde uns das Leben und Wirken des Heiligen nahe gebracht.

Leider hatten wir einen Ausflugstag der italienischen Schulen erwischt, so daß die Grabkapelle des Heiligen, bei vielen von uns in bester Erinnerung wegen der unter die Haut gehenden Gottesdienste, die wir dort bei früheren Reisen erleben durften, von Kindereschrei erfüllt war, das weder Besinnung noch ein stilles Gebet ermöglichte.

Am Nachmittag erbot sich unser Rainer, wie schon erwähnt, uns die übrigen Sehenswürdigkeiten über das Leben des Hl. Franziskus zu zeigen, die Basilika Sta. Chiara, in der die Heilige Klara, das weibliche Pendant zum Hl. Franziskus gewirkt hat und begraben ist; der Dom, der dem Hl. Rufino geweiht ist und das Geburtshaus des Hl. Franziskus, das er als Sohn reicher Eltern verließ, um in Armut zu leben und Gott allein zu dienen.

Leider war die in ganz Italien sehr reichliche Mittagspause, die vor allem bei den Sehenswürdigkeiten eingelegt wird, wie schon in Monte Cassino, ein Hinderungsgrund, das kleine Kloster St. Damian zu besuchen, den Ort der ersten Kommunität der Klarissinen, dessen Kirche der Heilige mit eigenen Händen wieder aufbaute und wo er seinen Sonnengesang dichtete.

Am Nachmittag ging es über Rivortorto, ein kleiner Ort, an dem die meisten Pilger vorbeifahren, weil sie nicht wissen, daß dort in der Kirche eine kleine Steinhütte zu sehen ist, der „Schuppen“, der dem Hl. Franziskus mit seinen Brüdern als erste Unterkunft diente, „da

man von einer Hütte aus leichter in den Himmel steigt, als von einem Palast“, nach Sta. Maria degli Angeli mit der Sterbezelle in dem kleinen Kloster, dem Rosengarten und der Portiunkula-Kapelle, eine heilige Stätte, „die der Heilige mehr liebte, als alle anderen Orte der Welt“ und in der er Ende des Monats September 1226 wünschte, seine Seele in die Hände Gottes zurückgeben zu dürfen.

So war es mit den vielen Eindrücken und Neuerlebtem trotz des gegen Mittag einsetzenden Regens ein erlebnisreicher Tag.

Ich muß zum „Personal“ zurückkommen:

Da war da noch ein reizender, liebenswerter junger Student an der Gregoriana, ein Schwabe, der sein Herz an Rom verschenkt hat, ein Fan von Michelangelo und Ignatius von Loyola, unser Siegwart Schindele, kurz „Siggi“ genannt.

Er führte uns zweieinhalb Tage durch die ewige Stadt, teils mit dem Bus, meistens zu Fuß und stellte uns die Sehenswürdigkeiten und die Legenden und Geschichten, die sich um sie ranken, in einer Art und Weise vor, die jeden mitriß. Seine gänzlich unkonventionelle Führung ließ einem den Geist, das Fluidum dieser Stadt mit vollem Herzen atmen. Soll ich nun auf die vielen Einzelheiten, die wir zu sehen und zu hören bekamen, eingehen? Ich meine, genaueres über Pantheon und Spanische Treppe, über die vier Patriarchal-Kirchen mit der Heiligen Pforte, über die Altertümer, über die man im Forum und Kolosseum und auch sonst bei jedem Schritt und Tritt stolpert, über den Obelisk auf dem Elefanten auf der Piazza Minerva, über Bernini, Borromini und Michelangelo, über die Piazza Navona und die „Schreibmaschine“, über das Kapitol, den Aventin und die Katakomben kann jeder in den reichlich gekauften Reiseführern und sonstigen Büchern selbst nachlesen.

Wichtig ist in der Erinnerung das „Erlebnis“ dieser Stadt, das sich immer wieder Vergewärtigen des einmaligen Fluidums, das einen umspült, wenn man in ihren Mauern weilt.

Auf zwei Dinge möchte ich aber doch kurz eingehen:

Am Samstag durften wir im Rahmen der Stadtbesichtigung die Ausgrabungen rund um das Grab des Hl. Petrus unter dem Petersdom besichtigen. Ehrfurcht ergreift einen, wenn man durch die lange Reihe von Mausoleen aus dem 2. und 3. Jahrhundert schreitet, in denen heidnische aber auch schon christliche Begräbnisstätten für Erd- und Feuerbestattungen gefunden wurden und an deren Ende das historisch nachgewiesene Grab, das „Tro-paion“ Petri freigelegt wurde; Erstaunen auch über die gewaltigen Erdbewegungen, die in der damaligen Zeit schon vorgenommen wurden, als zunächst Kaiser Konstantin über dem Grab eine Basilika errichten ließ, deren Überreste noch aufgefunden wurden und auf deren Fundamenten die gewaltige Kuppel des heutigen Petersdoms ruht.

Von ganz besonderem Reiz war unsere abendliche Brunnenfahrt, die sich nach kurzer Busfahrt, manche stöhnten, ich sage glücklicherweise in einen Brunnen-Spaziergang verwandelte. Das nächtliche Rom, uns vor allem durch unseren Siggi in einem Blick vom Pincio vorgeführt, übersteigt an Eindrücken alles, was man sonst erleben kann. Die hell erleuchteten, von pulsierendem Leben erfüllten Hauptstraßen und Plätze, die mit fast überirdischem Licht angestrahlten Monumente, die stillen kleinen Gäßchen, die Ristorante

und Bars, all das, ist das nicht das unbeschreibliche Fluidum, dem man sich nicht entziehen kann, das einen in seinen Bann schlägt, wenn man sich ihm hingibt?

Wenn auch einige Brunnen wegen der frühen Jahreszeit noch nicht in Betrieb oder nicht beleuchtet waren, so konnte man sich doch an den von hervorragenden Künstlern geschaffenen Kunstwerken, angefangen vom Schildkrötenbrunnen bis hin zum berühmten Fontana di Trevi ergötzen. Für diese Führung sei dem Siggì nochmals besonderer Dank gesagt.

Doch bleiben wir beim Personal:

Da waren da noch die guten Geister, die uns in unserer Unterkunft, der Casa Tra Noi auf dem Monte del Gallo betreuten. Für die Sauberkeit der Zimmer und die hervorragende Verpflegung sei auch ihnen unser Dank gesagt. Und der Castelli-Wein, den es zu kaufen gab, war auch nicht zu verachten. Dieses Pilgerheim kann man weiterempfehlen!

Und wenn wir schon beim „Personal“ sind, last but not least, unser Heiliger Vater, Se. Heiligkeit, Papst Johannes Paul II.:

Am Mittwoch war es so weit, wir durften zur großen Audienz auf den Petersplatz. Sehr früh, aber doch nicht früh genug waren wir von der Unterkunft aufgebrochen, um einen möglichst guten Platz in dem uns zugewiesenen Geviert zu ergattern. Leider war schon eine Pilgergruppe vor uns da, so daß uns nur die zweite Reihe blieb. Nun hieß es warten. Erfreulicherweise schien die Sonne und das bunte Leben und Treiben auf dem Platz, die herbeiströmenden, platzsuchenden Pilgergruppen, die Ordnungskräfte, die jede Tasche inspizierten und jeden mit einem Suchgerät nach Waffen abtasteten, die Schweizer Gardisten in ihren malerischen Uniformen, alles das zog uns in seinen Bann und öffnete unsere Sinne für das bevorstehende Ereignis.

Endlich, um 11 Uhr war es so weit. Umjubelt fuhr der Heilige Vater, in seinem weißen Geländewagen stehend, durch die zwischen den einzelnen Gevierten freigehaltenen Wege, segnend und liebevoll seine Hände über die Menschen gleiten lassend. Ich weiß nicht, wie es anderen geht; mich ergreift in der Nähe dieser großen Persönlichkeit immer ein eigenartiger Schauer, ein Gefühl, als ob die Ausstrahlung dieses Menschen körperlich greifbar über mich hinwegstreicht. Und wenn ich in Rom bin, möchte ich diesen Augenblick nicht missen.

Nach der Ansprache des Papstes in vielen Sprachen und der Vorstellung der Pilgergruppen aus allen Teilen der Welt entließ uns der Heilige Vater mit seinem Päpstlichen Segen für uns und unsere Familien zu Hause.

Nachdem ich nun ausschließlich über das Personal berichtet habe, sollte ich eigentlich auch einige Worte über uns, die Pilger, sagen:

Wir waren eine fröhliche Schar. Auch Unzulänglichkeiten, Pech und gelegentliche Reibereien, die bei so vielen und vielfältigen eigenständigen Persönlichkeiten nicht ausbleiben können, konnten uns insgesamt unseren Frohmut nicht rauben. Und wir waren begierig auf Rom. Auch an den Tagen mit „Freilauf“ liefen wir uns die Füße wund und schnüffelten überall herum, wo uns der Siggì nicht hingebracht hatte oder wo wir das Gefühl hatten, nochmal nachbereiten zu müssen. Einige genossen auch ein abendliches Mahl in einer der berühmten Tavernen des Trastevere.

Zusammenfassend darf ich feststellen, daß die Hauptwünsche unseres Militärpfarrers, zu Beginn der Reise geäußert, in Erfüllung gegangen sind:

Wir hatten und waren Gemeinschaft, was sich schon dadurch ausdrückte, daß wir, obwohl 54 selbständige Individuen, fast immer zusammen waren, aufeinander Rücksicht nahmen und einander unterstützten, wo immer das erforderlich war.

Und jeder ließ sich auf seine Weise vom Fluidum Roms einfangen. Ich habe keinen gesprochen, der behauptet hätte, Rom hätte es nicht geschafft, ihn zu bezaubern.

Ganz im Vertrauen: So manche und manchen habe ich beobachtet, wie sie oder er heimlich leise eine Münze mit der linken Hand über die rechte Schulter in die Fontana di Trevi warf, was ja wohl bedeutet, daß sie oder er gerne wieder nach Rom zurückkehren wollen.

PS: Die meisten wissen es ja wohl; aber für die, die eventuell nicht so gut aufgepaßt haben: Die Zahlen in der Frage des zweiten Absatzes bedeuten:

753 v. Chr. = Sagenhafte Gründung Roms

319 v. Chr. = Bau der Via Appia Antika

0 v. Chr. = Christi Geburt in der Regierungszeit des Kaisers Augustus

312 n. Chr. = Ende der Christenverfolgung unter Kaiser Konstantin

754 n. Chr. = Gründung des Kirchenstaates

Bonn

Vortrag „Ökumene“ und Neuwahlen

Christian Dewitz

Wenn einer ein schwieriges Thema allgemeinverständlich und locker vortragen, die Zuhörer fast drei Stunden fesseln und dann das Kompliment mitnehmen kann: „Sie haben uns heute wahrlich eine Nachhilfe in Religionsfragen erteilt“, — dann war die Veranstaltung ein Erfolg. Die Veranstaltung: Im April hatte die GKS-Bonn ihre Mitglieder ins Haus des Katholischen Militärbischofs zur Diskussion eingeladen. Das Thema der Veranstaltung: „Entwicklung und Zukunftsperspektiven der ökumenischen Bewegung und die besondere Rolle der Militärseelsorge in diesem Prozeß“. Der Vortragende: Niemand war an diesem Abend berufener, über die Ökumene allgemein und die ökumenische Bewegung innerhalb der Bundeswehr zu sprechen als Militärdekan Hermann Josef Kusen. Er kennt aus eigenem Erleben die Probleme der beiden großen Konfessionen im Umgang miteinander und er weiß als militär-seelsorgerischer Praktiker, wie es an der „Nahtstelle“ beider Konfessionen, in der Bundeswehr, aussieht. Kusen, Dekan im Wehrbereich II, führte die Zuhörer an diesem Abend zunächst einmal zwanzig Jahre zurück. Es war die Zeit, da selbst ein Papst den Anbruch eines „ökumenischen Frühlings“ erwartete und bald darauf das Vatikanum II der Ökumene Wege ebnete. Damals rief Papst Johannes XXIII. die Gläubigen auf: „Betet, daß der Heilige Geist uns Wege zeigen möge, die zur einen Kirche Jesu Christi führen!“ Und das II. Vatikanische Konzil sandte die Gläubigen aus, die evangelischen Brüder auf diesem Weg zur „einen Kirche“ zu begleiten. Die ökumenische Bewegung war geboren worden, Aufbruchstimmung in beiden großen Kirchen kennzeichnete die Situation damals in den sechziger Jahren. Bald schon markierten Meilensteine wie „Das ge-

meinsame Vaterunser“, „Das gemeinsame Glaubensbekenntnis“, „Initiativen zur gemeinsamen Bibelübersetzung“, welchen Weg Katholische und Evangelische bereits miteinander und zueinanderhin zurückgelegt hatten.

Mittlerweile aber scheint dieser „ökumenische Frühling“ kälteren Einflüssen gewichen zu sein. Dekan Kusen nannte in Bonn den Grund für die Stagnation des ökumenischen Prozesses: „Wo Aufbruch ist, da ist auch Wildwuchs. So auch bei der Ökumene.“ Wildwuchs nannte Dekan Kusen das, was den Bischöfen mit zunehmender Hitzigkeit im Ökumene-Frühling Sorge bereiten mußte. Da drohte der gemeinsame Wortgottesdienst die Oberhand über die Eucharistiefeier zu gewinnen, es wuchs die Gefahr eines nivellierenden Interkonfessionalismus, der Trend favorisierte zunehmend nicht die Katholische oder die Evangelische, sondern „eine neue christliche Kirche“. Unruhe und Verunsicherung unter Gläubigen und Seelsorgern quittieren das ganze Ausmaß dieses „Wildwuchses“. Bedenkliche Entwicklungen waren nach Auskunft von Dekan Kusen auch im Bereich der Militärseelsorge, im Seelsorgebereich „Bundeswehr“ zu registrieren. Dort, wo die Ökumene bei den jungen evangelischen und katholischen Soldaten verständlicherweise auf ungeteilte, zum Teil unreflektierte, Zustimmung stieß (denn: Wer zusammen die Freiheit verteidigen soll, will auch im Gebet die Kameradschaft erleben), hatten es die Militärgeistlichen nicht leicht. Allzuoft schlug und schlägt ihnen immer noch Unverständnis entgegen, wenn sie den Gläubigen in Uniform die Grenzen der Ökumene aufzeigen müssen. Militärdekan Kusen verteidigte das Verhalten seiner Amtsbrüder: „Wir wissen, daß die Eucharistiefeier nun einmal die Einheit im Glauben voraussetzt. Ohne diese Übereinstimmung ist eine gemeinsame Feier einfach nicht möglich!“ Auch die Bischöfe in der Katholischen Kirche argumentieren so. Ihre Richtlinien für die Zusammenarbeit der evangelischen und katholischen Militärseelsorge (basierend auf der 1976 veröffentlichten Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz bezüglich ökumenischer Gottesdienste) sprechen eine deutliche Sprache: Zusammenarbeit ohne Verfälschung des kirchlichen Bekenntnisses, — ja! Übereinstimmung dort vortäuschen, wo sie nicht besteht (oder noch nicht bestehen kann) — nein! Aber diese Richtlinien sind kein kirchenpolitischer Knebel, um der Ökumene jegliche Luft abzuschneiden. Sie sind auch nach Ansicht von Militärdekan Hermann Josef Kusen in erster Linie Orientierungshilfe für Priester und Gläubige, für Verfechter der Ökumene darüber hinaus verbrieft Hoffnung, daß der Weg „zur einen Kirche Jesu Christi“ nicht in der Sackgasse endet. Den Mitgliedern der Bonner GKS gab Dekan Kusen am Schluß seines Vortrags auch etwas mit auf den Weg. Er riet: „Lernen Sie den eigenen Glauben und den Glauben der Anderen kennen! Suchen Sie dann nach gemeinsamen Wahrheiten und lernen Sie voneinander! Lassen Sie schließlich nicht nach im Gebet, daß uns der Heilige Geist Wege zeigen möge, die zur einen Kirche Jesu Christi führen!“.

Um künftige Wege ging es auch beim zweiten Programmpunkt der Bonner GKS, galt es doch einen neuen Sprecher und den Sprecherrat zu wählen. Franz Thiele, Oberstleutnant i. G. und bisheriger Sprecher der GKS-Bonn, war vor kurzem auf einen neuen Dienstposten innerhalb der Bundeswehr versetzt worden. Dies hatte eine Neuwahl notwendig gemacht. Ohne Gegenstimmen beriefen an diesem Abend die Bonner Oberst Walter Szelag an ihre Spitze. Der neue GKS-Sprecher, verheiratet und Vater dreier Kinder, ist seit 28 Jahren Bundeswehrsoldat. Derzeit arbeitet er im Bundesverteidigungsministerium. Szelag, der sich bei den Anwesenden für das entgegengebrachte Vertrauen bedankte, erinnerte an das unermüdliche Engagement seines Vorgängers für die Belange der GKS.

Walter Szelag wird bei seiner Arbeit in Zukunft von folgendem Sprecherrat unterstützt: Annette Koch, Cäcilia und Norbert Schütz, Rolf Bartscher und Manfred Laumann.

Hammelburg

Eva Albert

Seit vielen Jahren veranstaltet der GKS — Kreis HAB — in der Fastenzeit eine Bildungsfahrt für seine Mitglieder und Freunde. Am 23.3.1986 fuhren die ca. 50 Teilnehmer mit dem Bus in den Raum Rhön-Grabfeld.

Erstes Ziel der Fahrt war Münnernstadt. Dort besichtigte man die Stadtpfarrkirche Maria Magdalena. Herausragender Blickpunkt der Kirche ist der renovierte Magdalenenaltar von Riemenschneider, wobei allerdings nicht alle Figuren und Tafeln original von Riemenschneider sind, da sich einzelne Teile in verschiedenen Museen befinden und Kopien davon den Altar schmücken.

Hervorragend sind auch die Glasfenster hinter dem Hochaltar. Den Teilnehmern wurde auch noch die Möglichkeit geboten, die Klosterkirche zu besuchen oder, allerdings bei Regen, einen Bummel über den Ostermarkt in der Altstadt zu unternehmen. Weiter ging die Fahrt nach Saal a. d. Saale, wo sich auf einer Anhöhe über dem Dorf die Wallfahrtskirche Maria Saal vom Findelberg erhebt. Dort erwartete der Pfarreer von Saal die Gruppe, der eine Einführung in die Geschichte der Wallfahrtskirche hielt. Hierauf schloß sich eine kurze Andacht zu Ehren der Gottesmutter an.

Da wegen der schlechten Witterung die Wanderung nach Wülfershausen ausfallen mußte, fuhr man mit dem Bus dorthin. Hier fand dann eine Kaffeepause statt.

Nach weiterer kurzer Busfahrt wurde Mellrichstadt erreicht, wo im Soldatenheim „Haus Thüringen“ schon das Abendessen gerichtet war. In froher Runde wurde der Abend beschlossen, bevor man sich um 20.00 Uhr auf die Heimfahrt machte. Der Dank gilt allen, die diese Fahrt so gut vorbereitet haben!

Wehrbereich II

Emil Kladiwa

Nachdem im vergangenen Jahr der Soldatengottesdienst anlässlich des Weltfriedenstages 1985 im Hildesheimer Dom großen Anklang und Zuspruch gefunden hatte, feierte die Katholische Militärseelsorge und die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) im Wehrbereich II, auch in diesem Jahr den Weltfriedenstag.

Rund 800 katholische Soldaten aus dem Umkreis von Hildesheim, Braunschweig und Hannover, der Bundeswehrverwaltung sowie der Polizei und des Bundesgrenzschutzes, versammelten sich aus diesem Anlaß im Dom zu Hildesheim.

Der Soldatengottesdienst stand unter dem Thema, das den Frieden auf der ganzen Welt als einen Wert ohne Grenzen beschreibt:

„Nord — Süd, Ost — West: ein einziger Friede“.

Der Bischof des Bistums Hildesheim, Dr. Josef Homeyer sagte in seinen Begrüßungsworten u. a. „ . . . zum zweiten Mal feiern wir nun einen Friedensgottesdienst im Kreis der Soldaten. Ich hoffe und wünsche — das möchte ich mit allem Nachdruck sagen — daß damit der Anfang einer guten Tradition gemacht ist.“

Mit dem Bischof von Hildesheim feierten diesen eindrucksvollen Soldatengottesdienst als Konzelebranten:

- Prälat Dr. Eduard Quiter, Katholischer Wehrbereichsdekan II, Hannover,
- Militärdekan Paul Burger, Katholischer Standortpfarrer in Hildesheim,
- Pater Kurt Dehne SJ, Landespolizeidekan in Niedersachsen,
- Oberpfarrer im Bundesgrenzschutz Johannes Seves, Hannover,
- Stadtdechant Carl-Heinz Schulz, Hildesheim,
- Militärpfarrer JCD Cook, britischer Militärpfarrer beim Royal Tank Regiment in Hildesheim.

Bischof Dr. Josef Homeyer baute seine engagiert gehaltene Predigt auf einen kürzlich durchgeführten Besuch bei der Kampftruppenschule 2 in Munster auf.

Bei den dort stattgefundenen Gesprächen mit Soldaten aller Dienstgrade, antwortete ihm ein Soldat auf die Frage, warum er eigentlich Soldat sei, sehr spontan: „Friedliches Zusammenleben der Menschen und der Völker kann mit militärischen Mitteln allein nicht gesichert werden, dazu bedarf es mehr.“

Der Bischof sagte dazu in seiner Predigt: „Was ist dieses mehr? Ob es der französische Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry nicht ganz genau trifft, wenn er sagt: ‚Wenn Du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht die Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten endlosen Meer.‘ Könnten wir uns vielleicht einigen, es so zu formulieren: Wenn wir Frieden bauen wollen, sollen wir uns zunächst nicht um Absicherungen und Sicherheit kümmern, sondern zuerst unsere Sehnsucht nach Frieden entdecken und sie schüren — und zwar in unserem Alltag und damit auch im Alltag der Völker. Denn der Friede ist ein Wert ohne Grenzen, wie der Papst das Leitwort des Weltfriedenstages 1986 formuliert hat.“

Der Gottesdienst wurde mitgestaltet vom Pfarrgemeinderat und dem GKS-Kreis in Hildesheim.

Am Schluß des Gottesdienstes dankte Dr. Josef Homeyer im Namen des Bistums Hildesheim und auch im Namen der Deutschen Bischofskonferenz den Soldaten sehr herzlich für ihren Dienst in der Bundeswehr. „ . . . ich weiß, daß Sie einen schweren Dienst tun, einen Dienst, der nicht unbedingt von allen eingesehen wird.“

Nach dem Soldatengottesdienst nahmen alle Teilnehmer an einem Empfang im Bischöflichen Generalvikariat teil, zu dem der Katholische Wehrbereichsdekan II und der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich II eingeladen hatte.

Wehrbereichsdekan Dr. Quiter konnte hierzu viele prominente Gäste aus Hildesheim und dem Wehrbereich II begrüßen. In seinen Begrüßungsworten dankte er auch dem Bischof des Bistums Hildesheim für seine Bereitschaft, den Soldatengottesdienst anlässlich des Weltfriedenstages 1986 zelebriert zu haben.

Oberst Istwan Csoboth, Kommandeur der Panzergrenadierbrigade 1 in Hildesheim, dankte u. a. dem Bischof für die Verbundenheit den Soldaten gegenüber und für den eindrucksvollen Gottesdienst.

Oberstleutnant Paul Schulz, der Vorsitzende der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) im Wehrbereich II, richtete nachstehende Ansprache an Bischof Dr. Josef Homeyer:

„Sehr verehrter Herr Bischof!

Als vor einem Jahr am 12. Februar wir Soldaten Sie baten, die Feier des Soldatengottesdienstes zum Weltfriedenstag zu einer friedensstiftenden Tradition werden zu lassen, antworteten Sie mit den Worten, ‚in diesem Sinne — auf Wiedersehen‘.

Für alle in den Pfarrgemeinderäten und der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) organisierten Laien danke ich Ihnen von Herzen, daß Sie uns in diesem Jahr wieder gerufen haben, mit Ihnen gemeinsam um Frieden zu beten. Wenn wir auch nur ein wenig Vertrauen in die Aussage des Apostels Paulus haben, daß ‚Christus unser Friede ist‘ (Eph. 2.14), was liegt dann näher, als um den Frieden im hl. Meßopfer zu bitten.

Wir Soldaten betrachten uns entsprechend der Aussage des Konzils ‚als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker‘.

So wie Papst Johannes Paul II. zur Feier des Weltfriedenstages 1986 ‚Frieden als Wert ohne Grenze‘ bezeichnete, der zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd realisiert werden muß, verstehen wir Soldaten Frieden als gruppen- und völkerinteressenüberschreitendes gemeinsames Gut der Menschheit.

Die mehr als 150 Kriege nach 1945 zeigen, dieses Gut muß sorgsam gehegt und gepflegt werden.

Wir verstehen uns nicht als Soldaten für den Krieg, die bedingungslos und auf jeden Befehl hin gehorchen. Wir sind Soldaten für den Frieden.

Unser Auftrag und Gelöbniß lauten, Recht und Freiheit zu sichern und tapfer zu verteidigen.

In der Sicherheit, die wir Soldaten des Atomzeitalters geben, sollen sich die Kräfte entwickeln können, die den Frieden fördern und gestalten.

Für die Auslösung eines Krieges ist oft der Wille nur eines einzelnen nötig. Um Frieden zu erlangen, ist die Mitarbeit vieler Menschen erforderlich.

Jeder von uns trägt seine Verantwortung für den Frieden gemäß den ihm anvertrauten Talenten. Aggression, Gewalt, Ungerechtigkeit und Verletzung der Menschenwürde stören den Frieden der Völker wie des einzelnen Menschen:

‚Wesentliche Voraussetzung für die Förderung des Friedens sind das Verstehenwollen des Mitmenschen‘ und die ‚Achtung des Andersdenkenden‘ (Standortbestimmung 1982 der

GKS Ziff. 30). Dem Frieden so zu dienen, ist Aufgabe aller Menschen, gleich ob in Uniform oder in Zivil. ‚Erziehung zum Frieden fängt bei uns selber an; sie beschränkt sich nicht nur auf unsere nächste Umgebung, sondern muß auch im Alltag und in allen Bereichen unseres Lebens Platz greifen. Im militärischen Alltag dient Innere Führung diesem Ziel‘ (StO Bestimmung Ziff. 29).

Daß die Bundeswehr mit diesem Prinzip den richtigen Weg eingeschlagen hat, haben Sie, Herr Bischof, bei Ihrem Besuch der Kampftruppenschule 2 am 13. Januar 1986 in Munster bestätigt. Sie sprachen von der ‚ungeheuren Leistung bei der theoretischen und praktischen Verwirklichung des Leitbildes vom Bürger in Uniform‘.

Wir Soldaten danken Ihnen und allen deutschen Bischöfen dafür, daß Sie keine Berührungängste gegenüber den Streitkräften haben und die Pflicht des Staates, Recht und Freiheit zu schützen wie auch den sich aus dieser Pflicht ergebenden Dienst des Soldaten als ethisch gerechtfertigt anerkennen.

Hochw. Herr Bischof, erlauben Sie mir bitte, daß ich zum Schluß denen danke, die zum Gelingen des heutigen Tages vor oder hinter den Kulissen beigetragen haben:

Wehrbereichsdekan Dr. Quiter, Standortpfarrer in Hildesheim Militärdekan Paul Burger mit seinem Pfarrhelfer und den Mitgliedern des Pfarrgemeinderates und des GKS-Kreises, Oberstleutnant Zipf mit den Soldaten des SanBat 1 und allen, die im Dom und in diesem Hause durch ihren Dienst geholfen haben. Ein herzliches Vergelts Gott und hoffentlich auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr.“

Beim anschließenden Erbseneintopf, von den Köchen des Sanitätsbataillons 1 in vorzüglicher Weise zubereitet, gab es noch viele gute Gespräche zwischen Soldaten und Gästen.

Bruchsal

Georg Strobl

In der Geborgenheit und heimatlichen Atmosphäre von Heilig Kreuztal fand vom 11. bis 13. April die 16. Arbeitskonferenz beim Katholischen Wehrbereichsdekan V statt. Insgesamt 68 Teilnehmer/Teilnehmerinnen aus den Militärpfarrgemeinden und Kreisen der GKS waren der Einladung gefolgt. Der besondere Willkommensgruß galt den neugewählten Pfarrgemeinderäten/Vorsitzenden von GKS-Kreisen.

Am 12. April begann mit der Eucharistiefeyer ein ausgefüllter Arbeitstag:

- Zum Thema „Machtlos gegen Videogewalt?“ sprach ein Vertreter der Arbeitsgemeinschaft für Gefährdetenilfe und Jugendschutz der Erzdiözese Freiburg. Ausschnitte aus Videofilmen und Erfahrungen des Referenten verfehlten nicht ihre Wirkung. „Was sind das für Menschen, die solche Filme herstellen?“ Diese Frage stellten sich die Zuhörer betroffen zu dem noch wenig erforschten Problemkreis.
- Ein kurzer Ausflug zur nahegelegenen, neurenovierten Kirche in Zwiefalten bot einen kunsthistorischen/religiösen Genuß. Die Führerin verstand es, in ganz persönlich überzeugender Weise, den spätbarocken Baustil als Ausdruck einer hoffnungsfrohen

Glaubenseinstellung zu erklären, wofür sich Dekan Lechner mit charmant formulierten Worten für alle bedankte.

- Major Köpflinger, Vorsitzender der GKS im WB V, berichtete zur Lage und gab Erläuterungen zum neuen Konzept „Ziele und Wege der GKS“. OStFw Murgas stellte das Programm der 26. Woche der Begegnung vor.
- StFw Köhler aus Walldürn gab auf besonderen Wunsch einen kurzen Bericht zu dem von ihm und Olt Hambacher getragenen Entwicklungsprojekt in Tansania. Es ist an der Zeit, die stille, aufopfernde und erfolgreiche Tätigkeit unserer Kameraden und ihrer Familien in einem Sonderbericht als beispielgebend zu würdigen, stellte Dekan Lechner mit Zustimmung aller fest.

Das Opfer von 621,— DM beim Abschlußgottesdienst wurde für die Unterstützung des Projektes an StFw Köhler übergeben.

- Mit dem bereits traditionellen Rosenkranz im Kreuzgang wurde der Arbeitstag beendet.

Nach der Eucharistiefeyer fuhren am 13. April die Teilnehmer, aneregt für die kommenden Aufgaben, an ihre Standorte zurück, in der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen bei der Herbsttagung vom 17. bis 19. Oktober.

Bad Neuenahr

Passion im Ahrtal

Ernst Prager

Es war ein regnerischer Abend, als sich der GKS Kreis Bad Neuenahr-Ahrweiler in Mayschoß traf, um mit dem Standortpfarrer im Nebenamt Herrn Dechant Josef Molzberger die Passionsspiele in Schuld zu besuchen. Nach kurzer Fahrt wurde das Ziel erreicht, und voller Erwartung saßen wir dann in der Kirche St. Gertrud in Schuld.

Der Ortspfarrer Gerold Rosenthal erläuterte zunächst in einführenden Worten die Passionsspiele. Er bezeichnete sie als eine Predigt; als ein Glaubensbekenntnis; eine Verkündigung der Heilsbotschaft. Doch diese Verkündigung sei von eigener Art. Die Botschaft wird nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der Gebärde, der dramatischen Aktion verkündet. Es ist in der Tat Dienst am Wort Gottes und an der Wahrheit. Manche Passionsspiele sind bekannt durch ihre lange Spieldauer und einem spielerischen Gang ins Detail und ins Nebensächliche. Hier jedoch wird die Leidensgeschichte im wesentlichen durch Nüchternheit und Straffheit dargestellt. Der Autor wollte weg vom Detail und hin zum zentralen Heilsereignis.

Bereits in den ersten Szenen wird gezeigt, wie sich die Katastrophe anbahnt. Hier ist besonders Judas herauszustellen, der nicht wie allgemein üblich, als naiver Bösewicht dargestellt wird, sondern als ein innerlich zerrissener Mensch, der um Wahrheit und Erkenntnis ringt; der nicht die Absicht hat, seinen Meister zu verraten. Er stellt sich immer wieder die Frage: Ist dieser Jesus wirklich der Messias? Weiter wirft er all die Fragen und Probleme auf, die auf die anderen Apostel ebenfalls zutreffen und die wir Menschen auch heute noch haben. Nämlich, wenn es soviel Ungerechtigkeit, Elend, Not und Terror auf der

Welt gibt und wenn Gott dies alles zuläßt, kann dieser Gott dann Liebe sein? Judas scheidet an Jesus, weil er in ihm nicht den Messias erkennt. Er zerbricht, weil er den Weg und die Mission Jesu nicht begreift.

Jesus selbst wußte um seinen Tod. Das wird hier immer wieder klar und deutlich herausgestellt. Er hat es nicht nur wiederholt gesagt, daß er leiden werde, sondern auch, daß sein Leiden ihm von seinem Vater als ein bestimmtes „Muß“ aufgetragen wird. Denn dieses Leiden müssen gehört zu seiner Sendung als Messias. Er lebt in dem Bewußtsein, der Gottesknecht von Isai zu sein, der stellvertretend sein Leben als Lösegeld für alle hingibt.

Die Jünger, die hier dargestellt werden, sind Menschen wie Du und ich. Sie haben wenig Verständnis für die Person und Lehre ihres Meisters. Dies wird deutlich, als die beiden Apostel Petrus und Johannes das Abendmahl vorbereiten.

Petrus wird besonders herausgestellt, jedoch keineswegs immer im günstigen Licht. Jesus sagt ihm ja auch — eh der Hahn dreimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.

Jesus ist der große Beter, der sich ganz im Auftrag und in der Sendung des Vaters weiß. Er ist der große Lehrer, der seinen Jüngern das neue Gebot der Liebe gibt. Er weist sich als Erfüller des alten Bundes und als Begründer des neuen Bundes aus. Dann kommt die Szene des letzten Abendmahles. Es ist überschattet von der Gewißheit des unmittelbar bevorstehenden Todes Jesu. Die Einsetzung der Eucharistie ist sehr ergreifend, schlicht und einfach.

Daß im hohen Rat nicht immer nur eine Meinung herrscht, sondern in der Tat auch diskutiert wird, zeigt sich in der Haltung des Nikodemus und des Josef von Arimathäa. Nikodemus, ein heimlicher Jünger Jesu, hatte diesen nachts aufgesucht und ein sehr langes und ausgiebiges Gespräch mit ihm geführt. Josef von Arimathäa, ein Vertreter des alten Bundes, deutet die Passion eher im Licht der alttestamentlichen Weissagung. Er erkennt in Jesus den leidenden Gottesknecht, das Lamm Gottes, das zur Schlachtbank geführt wird. Die Frauen Maria Magdalena und Veronika, die Jesus begleiten, leiden besonders. Man hört: „Oh entsetzlicher Tag, der so Furchtbares bringt.“ Und Maria weiter: „Er ist ein Zeichen, dem man widersprechen wird — und auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Später reicht Veronika ihm das Schweiß Tuch, in dem er dann seinen Gesichtsabdruck hinterläßt.

Zu den weinenden Frauen sagt Jesus: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder.“

Hierauf folgt die Kreuzigungsszene. Die Kleider Jesu werden verteilt, und sein Gewand verlost. Die beiden Verbrecher, die mit Jesus gekreuzigt werden, sprechen mit ihm. Der eine fragt: „Warum hilfst du dir denn nicht selbst, wenn du der Messias bist?“ Darauf antwortet der andere: „Laß ihn in Ruhe, fürchtest du Gott nicht, selbst nicht in deiner Todesstunde?“ Dieser wird dann von Jesus mit den Worten getröstet: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ All dies wirkt sehr echt und wird sehr überzeugend gespielt.

Nach dem Tode Jesu wird der Leichnam vom Kreuz genommen, danach Maria in den Schoß gelegt. Kurz darauf weggetragen. Das Passionsspiel geht zu Ende. Die letzten Worte des Johannes sind zu hören: „Er ist das Licht der Welt. Die Welt ist durch ihn geworden. Er kam in diese Welt — doch die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum —

aber die seinen nahmen ihn nicht auf. Alle aber, die ihn aufnahmen, werden zu Kindern Gottes.“ Damit endet das Passionsspiel von Schuld an der Ahr. Erst nach einer Weile der Stille brauste der Applaus als Dankeschön für die Darsteller auf. Sie haben ihr Bestes gegeben.

Nach diesem eindrucksvollen Passionsspiel konnte niemand sofort nach Hause fahren. Deshalb setzten wir uns noch einmal zusammen, um das Geschehen in Ruhe auf uns einwirken zu lassen.

Erst später traten wir den Heimweg an, in dem Bewußtsein, wirklich das Wort Gottes gehört zu haben.

Passau – Freyung – Pocking

Maiandacht in Heiligenbrunn

Eduard Kufner

Am 4. Mai 1986 um 13.30 Uhr traf sich die katholische Militärkirchengemeinde im Jurisdiktionsbereich des katholischen Standortpfarrers Passau und die Gemeinschaft Katholischer Soldaten der Standorte Passau, Freyung und Pocking zur alljährlichen Maiandacht in der Wallfahrtskirche Heiligenbrunn/Jägerwirth. Es war ein kleines Jubiläum. Seit zehn Jahren wird diese Maiandacht in der Wallfahrtskirche Heiligenbrunn mit Soldaten, Zivilangestellten der Bundeswehr und deren Familien sowie zivilen Gästen durchgeführt.

Bei schönem Maiwetter hielt Militärpfarrer Alfred Hable die Andacht. In seiner Ansprache, die unter dem Leitgedanken „Maria, Königin des Friedens“ stand, gab er einen kirchengeschichtlichen Einblick in die Marienverehrung. In seinen Ausführungen betonte er, wie für den modernen Menschen, der in einer hochkomplizierten Gesellschaft nach Orientierungshilfen und Lebenssinn sucht, der Glaube und damit auch die Wallfahrt wieder größere Bedeutung gewinnen. Wallfahrtsstätten sind wieder attraktiver geworden, weil Menschen hier Glauben in einer ganz besonderen Weise erfahren können.

Musikalisch wurde die Andacht durch die „Schönberger Sängerinnen“ unter der Leitung von Frau Elisabeth Hilmer und der Bläsergruppe des Gebirgspanzeraufklärungsbataillons 8 Freyung unter der Leitung von Hauptfeldwebel Grünzinger umrahmt.

Anschließend traf man sich in der Ritter-von-Scheuring-Kaserne Passau zum Pfarrfest. Nach der Begrüßung durch GSK-Sprecher Hauptfeldwebel Kufner wurde für das leibliche Wohl gesorgt. Für die Kinder waren Spiele aufgebaut, bei denen hart und zäh um Punkte gerungen wurde. Mit großer Spannung warteten die „Kleinen“ auf die Siegerehrung, die durch Militärpfarrer Alfred Hable und den Pfarrgemeinderatsvorsitzenden Major Weber vorgenommen wurde.

Geschichte des Marienwallfahrtsorts Heiligenbrunn

Josef Müller

In der Akte des Hofstiftes Passau erscheint Heiligenbrunn schon um das Jahr 1600 als Wallfahrtsort. In Urbar der Grafschaft Neuburg/Inn vom Jahr 1674 wird der „seit alters

wissliche heil- und miraculose-Brunnen“ erwähnt. Die Entstehung der Wallfahrt wurde in einer Akte des Kreisarchivs Landshut geschildert:

Die Tochter eines Bauern aus der Griesbacher Gegend wurde durch den Genuß des Wassers von der „fallenden Sucht“ geheilt. Der dankbare Vater ließ eine hölzerne Mariensäule errichten. Da sich der Gutsbesitzer Bamesreiter durch das ständige Zertreten der Wiese geschädigt fühlte, entfernte er heimlich das Gnadenbild und schüttete den Brunnen zu. Nachdem ihm aber in der folgenden Nacht „Sein Guett samt Viech abgebrunnen ist“ hat er den Brunnen wieder hergestellt und eine Kapelle aus Holz bauen lassen.

Im 18. Jahrhundert war Heiligenbrunn ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Anfang des 19. Jahrhunderts, in der Zeit der Säkularisation, verbot man die Wallfahrt. Am 01.05.1803 wurde die Kapelle abgebrochen und der Brunnen abgelassen. 288 Motivtafeln, 200 Wachsopfer, 48 Buchbinden, 5 Krücken und 5 hölzerne Lungen, Leber und Herzen wurden sichergestellt. Trotz der Verbote steigerte sich die Zahl der Pilger.

Am Maria-Heimsuchungstag 1803 wurden 2000 Wallfahrer gezählt. Viele Heilungen von Blinden, Krüppeln, Epileptikern und andere Gebetserhörungen wurden verzeichnet. Am 06.07.1803 sollte Militär aus Passau der Wallfahrt ein Ende machen. Es ist nur zum Teil gelungen. Später wurde die Kapelle wieder aus Holz aufgebaut und der kleine Weiher wieder hergestellt. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde es still um Heiligenbrunn. Erst nach dem 2. Weltkrieg führten die Nachbarpfarreien wieder Gruppenwallfahrten durch. Da die Kapelle und der Brunnen in sehr schlechtem Zustand waren, gründeten Heiligenbrunnfreunde am 07.02.1964 einen Kapellenbauverein mit dem Ziel, die Quelle würdig zu fassen, einen Marienbrunnen aus Granit zu errichten und eine neue, größere Kapelle zu erbauen. Nach dem Entwurf des Architekten A. Hiendl, Passau, wurde im Juli 1964 der Marienbrunnen von der Fa. Schwate, Birnbach, erstellt und im August 1964 der Kapellenbau durch Baumeister Brunner, Fürstenzell, vollendet. Die gärtnerische Gestaltung besorgte Oberinspektor Straßer, Neustift und die Gärtnerei Niederhofer, Greil. Grundeigentümer J.H. Danninger, Straß, Kreisheimatpfleger G. Schäffer, Passau, haben beraten. Um das „Neue Heiligenbrunn“ hat sich Frau A. Öttinger, Rehschaln und H.L. Niederhofer, Jägerwirth, besonders verdient gemacht. Allen Spendern ein herzliches Vergelts Gott.

Bonn – Rheinbach

„Mach uns bereit“ – Ökumenischer Gottesdienst an der Tomburg – Pfingsten 1986

Wilhelm Lehmkämpfer

Am 17. November 1980 sagte Landesbischof D. Eduard Lohse, Vorsitzender des Rates der EKD, in seiner Ansprache bei der Begegnung von Mitgliedern des Rates der EKD mit Papst Johannes Paul II. im Dommuseum in Mainz u.a. folgendes: „...Weil die Kirche Jesu Christi nicht ihre eigenen Gedanken zu verkündigen, sondern den Auftrag ihres Herrn zu erfüllen hat, darum heißen wir in unseren Gottesdiensten jedermann willkommen, und weisen wir auch Christen anderer Konfessionen nicht vom Tisch des Herrn zurück, wenn sie im Vertrauen auf seine Verheißung an der Feier der Eucharistie teilnehmen

möchten. Uns ist schmerzlich bewußt, daß wir mit den Brüdern und Schwestern der römisch-katholischen Kirche im Verständnis der Eucharistie bisher keine volle Übereinstimmung haben gewinnen können. Aber wir sprechen die zuversichtliche Erwartung aus, daß wir einander darin näherkommen möchten, die gnädige Zuwendung unseres Herrn, in der er — nicht wir — zur Feier seines Mahles einlädt, besser und tiefer zu begreifen. Und wir warten mit geduldiger Hoffnung darauf, daß auch von seiten Ihrer Kirche die offene Einladung ausgesprochen werden möchte, daß wir als Gäste und Freunde bei der Feier der Eucharistie willkommen sind, ohne deshalb die eigene kirchliche Zugehörigkeit preiszugeben.

Zwischen römisch-katholischen und evangelischen Christen in unserem Land ist in den beiden letzten Generationen ein Maß an Gemeinsamkeit gewachsen, das in früheren Zeiten unbekannt war. Wir lesen gemeinsam die Heilige Schrift, fragen einander nach ihrer rechten Auslegung und Anwendung, beten und loben Gott mit einer Zunge. Darum sollten wir diese Gemeinsamkeit stärken und im gemeinsamen Gottesdienst Gestalt finden lassen. Es kann weder uns noch gar einer größeren Öffentlichkeit verständlich werden, warum ökumenische Gottesdienste zwar an Wochentagen, nicht aber an den Vormittagen der Sonn- und Festtage kirchenrechtlich gestattet sein sollen. . . .“

Wenn dennoch alljährlich, übrigens seit mehr als zwölf Jahren ein ökumenischer Gottesdienst im Schatten der Tomburg, unweit Rheinbach im Kottenforst auf basaltischem Höhenkegel gelegen, gefeiert wird, ist das sicherlich kein Verstoß gegen das geltende Kirchenrecht, sondern eher eine Festigung des Fundamentes der kleinen Schritte und längst bewährter Tradition, die die Evangelische Kirchengemeinde und die katholische Soldatengemeinde Rheinbach, sorgsam hegen und pflegen.

Bei diesem gemeinsamen Gottesdienst werden die Grenzen nicht verschoben, die amtierenden Pfarrer entfalten die Liturgie zwar an einem Altar, nennen aber beim Namen, was noch immer trennt; dementsprechend verfahren sie auch. Die um den Altar versammelte Gemeinde weiß dies zu würdigen. Mit um so mehr Andacht folgt sie dem Geschehen am Altar und lauscht aufmerksam den Worten beider Prediger. Die Stille der Wandlung berührt alle Teilnehmer gleich tief; das Vater unser, gemeinsam gesprochen, stärkt und verbindet; sie wissen, daß der Herr unter ihnen ist, der Herr, dessen Leib und Blut sie beim eucharistischen Mahl empfangen werden. Zu diesem Empfang geht man, leider, getrennte Wege, doch sehen sich alle bei diesem Gang vereint in Christus unter der schützenden Wölbung des hohen Buchendomes.

Die Feier des ökumenischen Gottesdienstes am 2. Pfingsttag im Kottenforst hat Tradition und findet jährlich große Zustimmung. Zur Feier dieses gemeinsam gestalteten Pfingstgottesdienstes versammeln sich alt und jung, sie kommen zu Fuß — wandern oft mehr als eine Stunde dorthin —, zu Pferd und, wie wäre es anders denkbar, motorisiert. Etliche sind von Anfang an, und noch immer dabei. Die Kinder von damals machen heute als Erwachsene mit, fühlen sich dem gemeinsamen Anliegen verbunden und verpflichtet. Die Kinder, die jetzt, ob klein oder schon größer, dabei sind, spüren die Bedeutung des Augenblicks, ahnen oder erfassen schon den Sinn des Geschehens, sind Träger der Hoffnung, das Trennende bald einmal zu überbrücken.

Wenn sich heute in der Regel um die dreihundert oder auch mehr Gläubige um den Altar im Schatten der alten Tomburg versammeln und nach dem geistlichen Mahl sich auch

leiblich an deftiger Erbsensuppe laben und dabei Gemeinsamkeit beweisen, so ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß solche Begegnungen Kreise ziehen und die ökumenischen Bemühungen fördern und stärken. „Miteinander“, sprach Johannes Paul II. an jenem oben erwähnten 17. November 1980, als er den Vertretern des Rates der EKD antwortete, „sind wir gerufen, im Dialog der Wahrheit und der Liebe die volle Einheit im Glauben anzustreben. Erst die volle Einheit gibt uns die Möglichkeit, uns eines Sinnes und eines Glaubens an dem einen Tisch des Herrn zu versammeln...“

Daß bis dahin noch viele — auch die Mühen kleinster — Schritte getan werden müssen, darf niemanden erschrecken.

Das Pfingstgeschehen zwischen evangelischer Kirchen- und katholischer Soldatengemeinde Rheinbach zählt gewiß zu den kleinen Schritten, aber zu denen, die weitergegangen werden müssen.

Was Militärdekan Martin Patzek in seiner Zeit als Standortpfarrer von Bonn, ebenso wie seine Vorgänger, in diesem Zusammenhang tat, verdient Respekt. Wenn er am 24. Juni 1986 nach achtjähriger Tätigkeit aus der Militärseelsorge ausscheidet, sollte er es nicht versäumen, die Rheinbacher Tradition auch seinem Nachfolger zur weiteren Pflege zu empfehlen, denn diese Tradition verpflichtet.

Munster

Emil Kladiwa

Wir leben in einer Epoche der Jubiläen.

Und so ist es dann in der 2000jährigen Geschichte der katholischen Kirche sicherlich nichts besonderes, wenn eine Pfarrgemeinde ihr 25jähriges Kirchweihfest feiert. Oder doch?

Für die betroffene Pfarrgemeinde bedeutet jedoch die Weihe ihrer Kirche bestimmt einen Tag (oder auch mehrere) der Freude, des Erinnerns, des Nachdenkens und der Dankbarkeit.

So geschehen auch im Standort Munster.

Von der Mitternachtsmesse im Jahre 1945 in der völlig überfüllten Lagerkirche, in der heutigen Hindenburg-Kaserne, dauerte es noch 15 Jahre, bis die katholische Gemeinde von Munster am 11. Dezember 1960 in ihre neuerbaute Kirche einziehen konnte. Zuvor wurde am 18. Juli 1959 durch den Hildesheimer Diözesan-Bischof Heinrich Maria Janssen und Militärgeneralvikar Georg Wertmann der Grundstein für das neue Gotteshaus gelegt. Es war aber auch der Grundstein für die Gemeinsamkeit der Zivilgemeinde St. Michael und zweier Militärseelsorgebezirke im Standort Munster.

Viele Militärpfarrer haben seitdem im Standort Munster gewirkt und in der St. Michael-Kirche das Wort Gottes gepredigt. Und so war es ein eindrucksvolles Bild, viele ehemalige Militärpfarrer am Weihetag der Kirche beim Festgottesdienst zu erleben.

Waren es bis zum Jahre 1973 noch ein Zivilpfarrer und zwei Militärpfarrer, die unter dem Kirchturm von St. Michael in Munster wirkten, sind es heute nur noch ein Militärpfarrer, z.Z. Militärpfarrer Wolfgang Damm. Ihm zur Seite stehen ein Pastoralreferent und zwei Pfarrhelfer.

Zivile Angehörige der Pfarrgemeinde St. Michael und Soldaten sowie deren Angehörige, waren in all den Jahren bereit, das Gemeindeleben gemeinsam und aktiv mitzutragen und sich in vielfältiger Weise in den Räten, Verbänden und Einrichtungen zu betätigen.

Die Erkenntnis, daß die Zivilgemeinde und die beiden Militärseelsorgebezirke Munster I und II eine untrennbare Einheit sind, führte bei allen Gremien usw. dazu, daß Angehörige bzw. Vertreter aller drei „Gemeinden“ zusammenarbeiten.

Nachstehend soll die Fülle gemeinsam organisierter Laienarbeit im Standort Munster skizziert werden.

- Kirchenvorstand St. Michael;
- Pfarrgemeinderat St. Michael sowie der Seelsorgebezirke Munster I und II.
Die Vorsitzenden der drei Pfarrgemeinderäte übernehmen für jeweils ein Jahr im Wechsel den Vorsitz;
- Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands — Kfd —;
- Katholischer Männerverein St. Michael;
- Katholische Jugend
 - + Mädchen-Kindergruppe
 - + gemischte Jugendlichengruppe
 - + Ministrantengruppe
 - + gemischter Kinderchor
- Mutter- und Kindkreis;
- Familienkreis I, II und III;
in den einzelnen Kreisen sind besonders viel junge Soldatenfamilien vertreten.
Geleitet werden die Kreise von PastRef Klaus Freckmann;
- Seniorenkreis,
der sich alle 14 Tage trifft;
- Natzner-Kreis,
der sich aus dem Erleben einer Senioren-Freizeit in Natz/Südtirol gebildet hat und sich seitdem monatlich trifft;
- Kirchenchor St. Michael,
in dem besonders viele Soldaten und deren Angehörige der Seelsorgebezirke Munster I und II mitwirken. Erst im Jahr 1982 wurde dieser Chor von der Ehefrau eines Soldaten neu gegründet und zu beachtlichen Erfolgen geführt;
- Kinderchor St. Michael,
dessen Leiterin die Ehefrau des PastRef Klaus Freckmann ist;
- Katholisches Erwachsenen-Bildungswerk in Munster;
- Caritas-Helferkreis,
in dem sich ebenfalls auch Soldaten a.D. engagieren;
- Kindergarten St. Michael,
mit etwa 120 Kindern aller Konfessionen, davon die überwiegende Zahl Kinder aus Soldatenfamilien;

- Lederwerkkreis,
in dem Soldaten und deren Angehörige das Herstellen von Geschenken aus Leder erlernen können.
Leiterin dieses Kreises ist die Ehefrau eines Pfarrhelfers;
- Pfarrbücherei.

In der Reihe der Räte, Verbände, Gruppen und Einrichtungen soll jedoch der GKS-Kreis Munster nicht vergessen werden.

Im März 1960 wurde in Königstein/Ts. der „Königsteiner Offizierkreis — KOK —“ gegründet. Von den Königsteiner Impulsen ausgehend, beginnen sich in den einzelnen Wehrbereichen „Königsteiner Offizier-Kreise“ zu konstituieren bzw. geistig und organisatorisch zu festigen.

Auf Einladung des katholischen Standortpfarrers trafen sich seit 1965 monatlich einmal katholische Offiziere des Standortes zu einem Kurzvortrag mit gemütlichem Beisammensein.

Am 4. April 1966 war es dann so weit, daß offiziell der „Königsteiner Offizier-Kreis-Munster“ im Standortoffizierheim gegründet wurde. Anwesend waren 23 katholische Offiziere, darunter der damalige Truppenübungsplatzkommandant und Standortälteste von Munster, Oberst Dübbers. Als Sprecher des KOK-Kreises wurde der damalige Hauptmann Kladiwa gewählt und Militärpfarrer Pater Stein übernahm das Amt des Geistlichen Beirates. Gut besuchte monatliche Zusammenkünfte zeugten von einer außerordentlich regen Aktivität.

Als 1970 die Gründung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) erfolgte, öffnete sich auch im Standort Munster der KOK-Kreis für alle Dienstgradgruppen.

In den Jahren 1971 bis 1975 leistete der GKS-Kreis Munster wertvolle Beiträge und Zuarbeit an das Synodalbüro der katholischen Militärseelsorge, für die Sachkommissionen „Entwicklung und Frieden“ sowie „Ehe und Familie“ in der gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland.

Der GKS-Kreis Munster lädt in regelmäßigen Abständen zu Veranstaltungen religiöser und gesellschaftlicher Art ein und nimmt aktiv am Leben der Pfarrgemeinde St. Michael teil.

Sprecher des KOK- bzw. GKS-Kreises Munster:

- 1966—1982 Emil Kladiwa
- 1982—heute Wolfgang Mooch

Geistlicher Beirat:

Militärpfarrer Wolfgang Damm.

Das 20jährige Bestehen des GKS-Kreises Munster war deshalb Anlaß, daß der GKS-Sprecher, Stabsfeldwebel Mooch, alle Mitglieder und Freunde der GKS zu einem gut besuchten Beisammensein eingeladen hatte. Noch einmal ließen die Teilnehmer die 20 Jahre KOK/GKS-Geschehen in Munster vorüberziehen. Begonnen wurde aber mit einer von Militärpfarrer Damm gehaltenen und von Mitgliedern des GKS-Kreises mitgestalteten Maiandacht.

Darüber hinaus gäbe es noch viele Aktivitäten zu verzeichnen, an denen sich katholische Soldaten und deren Angehörige mit Rat und Tat beteiligen. So sind Lektoren und Kommunikationshelfer eine Selbstverständlichkeit, und es ist nichts außergewöhnliches mehr, wenn ein Soldat a.D. Wortgottesdienste mit Kommunionfeier hält. Auch die Organisation von Pfarrfesten, Faschingsveranstaltungen, Ministrantenausflügen u.v.a.m. ist bei den Soldaten der Seelsorgebezirke von Munster I und II für die gesamte Pfarrgemeinde St. Michael in besten Händen.

Damit nun das Geschehen in der Pfarrgemeinde St. Michael, unter dessen Kirchturm Zivil- und Militärgemeinden vereint sind, bekannt wird, aber auch Fernstehende und Kranke erreicht und informiert werden, erscheint bereits im 15. Jahr ein Pfarrbrief, der monatlich durch ehrenamtliche Verteiler in alle katholischen Haushalte gebracht wird.

Parallel zum Pfarrbrief erscheint ein Aushang „Informationen der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) und der katholischen Militärseelsorge im Standort Munster“, der ebenfalls in allen Dienststellen, Verbänden und Einheiten auf dem Plakat „GKS informiert“ zum Aushang kommt.

Mit diesen Ausführungen sollte deutlich werden, wie aus der Situation, den räumlichen und personellen Gegebenheiten, ein gemeinsames und fruchtbares Miteinander von Zivil und Militär in einem Standort möglich ist.

Fürstenfeldbruck

Frauenexerzitien in Leitershofen vom 25. 5.—27. 5. 86

Ute Daumann

23 Jahre Exerzitienhaus in Leitershofen bei Augsburg — 22 Jahre Exerzitien für Frauen und Kinder in St. Paulus. 12 Frauen und einige Kinder bereiteten den Anfang, der diesmal mit 50 Frauen und ebensoviel Kindern die Höchstgrenze erreichte.

P. Dr. Paul Imhof SJ, der religiöse Leiter, führte uns zunächst in das Leben Ignatius von Loyola anhand von Bildern im Ignatius-Saal — gestaltet von Schwester Anamita, OSF, Dillingen — ein.

Was ist relevant für uns aus dem Leben Ignatius: ein Krankheitsbild, eine Entscheidung, Stimmen in uns, welche ist die richtige — wo führt Er uns hin.

Am Nachmittag bestimmten die Frauen die Themen selbst:

- Wo finden wir Gott heute — unser Bild — unser Gottesverständnis
- was ist das Wesen des Christentums
- beten heute
- Bibel lesen, aber wie
- wie können wir die Jugendlichen in der Kirche halten
- und immer wieder beichten — haben althergebrachte Riten noch einen Sinn oder können, müssen wir uns auf neue Wege einlassen.

Liebevoll brüderlich spannte P. Imhof auf seine ihm eigene Art seine Bögen. Hier nur einige Punkte davon.

Gott

Gott, der scheinbar schweigsame, dessen Stimme ich nicht mehr höre vor lauter Stimmen in mir. Der dennoch Aufträge erteilt z.B. wie im Alten Testament dem Mose, hebr. Moseh, der aus dem (Wasser) herausgezogene, wobei das hebr. Zeichen für Wasser nochmal Wellen sind — so ist Mose der, der auf den Wellen — der Zeit — daherkommt. Er ist der Mensch, der die Menschen aus Ägypten — hebr. Mizrajim — dem Sklavenhaus herausführt, nach Gottes Anruf, der sie führt ins Ungewisse in die Wüste, hinweg aus dem Land, das nur den Toten dient (Pharaonengrabbau), in dem zwar Milch und Honig fließen, wo aber der Mensch in seiner Sehnsucht nach Freiheit stark eingeschränkt ist. Als Moses vom Berg Sinai herabsteigt, findet er die Seinen sogleich wieder beim Tanz um das goldene Kalb, er wird wild, zerschmettert die Tafeln und bringt durch seinen Zorn das Volk wieder auf den richtigen Weg. 40 Jahre Wüste — eine lange Zeit — um die Unfreiheit zu überwinden, sich freizumachen von Fixierungen, sich einzustellen auf die Stimme Gottes. Denn Gott ist besorgt um uns, er will daß wir freie Menschen sind, nicht in einem Sklavenhaus wohnen, er führt uns in Wüsten, wo wir wieder lernen Seine Stimme zu hören, uns neu auf ihn einlassen zu jeder Zeit. So ist die Geschichte von Mose nicht nur eine Geschichte von vor grauer Vorzeit — sondern noch heute von immenser Gültigkeit, wo der Mensch sich so gern immer wieder aufs neue versklaven läßt.

Jugend

Die Sorge der Mütter, die den Kindern gilt, für die rituelle Messe Abschreckung statt Anziehung sein kann, so daß sich die Kinder weigern, die Kirche auch nur zu betreten. Hier konnten einige Anregungen gegeben werden. P. Imhof wies auf kleine Gruppengottesdienste hin, mit wechselnder Thematik, die auch weltbezogen sein kann. Man bedenke hier auch die Anziehungskraft der charismatischen Gruppen, in denen der Hl. Geist wieder lebendig werden kann. Auch unsere Militärpfarrer haben hier gute Chancen, junge Menschen um sich zu versammeln, das Wort Gottes lebendig werden zu lassen. Die Bibel kann auch wieder den Stellenwert bekommen, der ihr zusteht. Sie ist zwar das meist gekaufteste, aber auch das am meisten mißverstandene Buch. Sie ist geschrieben für die Menschen aller Zeit.

Wie die Bibel lesen

Eine Frage, die fest im Raum stand. Mit dem Herzen sollen wir sie lesen, denn sie ist für unsere Herzen geschrieben. Texte, die einen ärgern, sollen wir immer wieder neu bedenken, bis sich uns der Sinn auftut. Schriftstellen, die uns nichts sagen, sollen wir zunächst beiseite lassen — vielleicht kommt das „Aha“-Erlebnis erst nach langer Zeit. Manche Stellen sprechen uns sofort an, wenn wir an ähnliche Situationen in unserem Leben denken oder daran erinnert werden. Wir denken an die Geschichte von Marta und Maria und dazu gehörend die Auferweckung des Lazarus, wo Marta diejenige ist, die die Worte des Herrn sehr wohl verstanden hat und zu ihm sagt: Auch wenn er (Lazarus) gestorben ist, so lebt er dennoch in Ewigkeit — weil es Dich gibt.

Hinweise und Hilfen für Bibellesung:

Verlag BKG (Bibel, Kirche, Gemeinde), Biblische Namen (erklärt), die kleine Konkordanz (zur Wiederfindung von Schrifttexten), das Biblische Lexikon. Die Preise liegen bei 15,— DM pro Buch.

Nach dem Abendessen trafen wir uns zu einer Abendmeditation. P. Imhof hatte für jeden von uns eine Kiefernadel gepflückt. Er verwies auf die japanische Kultur, wo die Kiefer ein heiliger Baum ist. Trauungen werden z. B. immer unter einer Kiefer vollzogen. Die auseinandergezogene Nadel ist das japanische Schriftzeichen für Mensch. Zwei sehr eigenständige Nadeln, verschieden auch noch, jedoch gehalten in einem Ursprung. Man kann sie weit auseinanderbiegen, Freiräume lassen, man kann sie eng aneinanderpressen, sie sind immer eine Einheit in ihrer Verschiedenheit. Reißt man sie jedoch auseinander, zerstört man den Ursprung (die Lebensmitte), fallen sie auseinander.

Als Pendant dazu eine Meditation über die Taube. Jona. Auch Jona wollte nicht immer dahin wo er sollte — dennoch ist er das hebr. Wort für Taube. P. Imhof wies auf die Eigenschaften der Taube hin, die Friedensstifterin, die Heimkehrende. Ideologien, die keinesfalls immer friedfertig sind, rechtfertigen das Symbol der Taube auf ihrem „Banner“ nicht.

Den Abend beendete eine gemütliche Runde. Mit den „Miteinander“-Frauen aus den verschiedensten Standorten — hatten wir schon lange keine Schwierigkeiten mehr, bedingt durch die Offenheit der Fragen und Gespräche. Freiräume — das war das erste Thema des neuen Morgens. Können wir ein Nein zu einem Zuviel der Pflichten sagen: Ein Nein das ein neues Ja wird zu den Aufgaben, die uns wieder neu erwarten. Oder bindet uns das ewige Ja durch ein falsch verstandenes Mutterbild — die ewig Daseiende — oder ein falsch verstandenes Christentum?

Christentum leben — diese Frage stand auch noch im Raum — das bedeutet sich stets daran zu erinnern, wie mitmenschlich Christus mit den Menschen um sich herum umgegangen ist.

Da einige Frauen strickten — folgte ein praktischer Exkurs über das Stricken — das Anfertigen eines Textils. Welche Gedanken weben wir in das Muster? Aus was besteht unser Muster? Es ist ein Text, aus Maschen und Freiräumen, ein Gitter, ein Netz. Ein Netz wie das Netz Petrus, des Fischers, der Menschen damit fangen will. So besteht unser Textil aus Maschen und Freiräumen — aus geschriebenen und freigelassenen Stellen.

Finden wir Fehlerquellen im Textil unseres Werkes (unseres Lebens), so müssen wir die Mühsal des Auftrennens auf uns nehmen. Masche für Masche — bis wir an den Fehler kommen. Fehler können zwar ein Zeichen der Originalität sein, meist jedoch fixieren sie unseren Blick, verstellen ihn auf Positiveres. Das ist eine Erfahrung, die wir immer wieder machen, so daß wir das fehlerhafte Stück überhaupt nicht lieben können, es unter Umständen beiseite legen — oder eben den Fehler wieder ausbügeln, ausbessern, und uns mit unserem Werk versöhnen.

Am Nachmittag versammelten wir uns zu dem Thema Eucharistie-Danksagen. Messfeiern, Meßformen, die Bibel und immer wieder beichten, die positive Form von Annahme und Versöhnung, die so schlecht gesehen wird. Gibt es neue Wege? Es folgte eine Eucharistiefeier — sie war Dank.

Nach dem gemeinsamen Abendessen hatten die Kinder einen Spielabend für sich und ihre Mütter vorbereitet. Die Kinderbetreuung lag wie immer in den bewährten Händen unseres Pfarrhelfers Fritz Kiener — was taten wir ohne ihn — bei Claudia Buck, unserer Jugendführerin und zwei Schülerinnen einer Kindererzieherinnenschule. Am Abend trafen wir uns zu einer Runde, die bis 0.30 Uhr aushielt und wo es wieder einmal um das Thema beichten ging.

Beichten

Dieses Thema wurde am anderen Morgen in der großen Gruppe aufgegriffen. Beichtpraxis in der althergebrachten rituellen Form ist sicher nicht für jeden vollziehbar, kann verfehlte Form des Bußsakramentes sein. Hier empfahl P. Imhof die Möglichkeit, daß sich jeder seine eigene spirituelle Begleitung suchen könnte. Diese kann im partnerschaftlichen Bereich, im Freundeskreis liegen, sie braucht nicht unbedingt mit dem Priestertum gekoppelt zu sein. Das ist ein Wagnis der Offenheit, ein Wagnis, das durchaus lohnt, weil man sich um seiner selbst willen angenommen fühlen kann, mit den Fehlern im Textil. Dieses regelmäßige sich spiegeln im anderen, sich öffnen, kann zusammengenommen in z. B. der Osterbeichte ein neues Gefühl für das Sakrament der Buße aufkommen lassen. Warum sollten wir uns die Chance, sich positiv angenommen zu fühlen; so ungenutzt vorbeigehen lassen?

Ein Kindergottesdienst, der uns alle am Altar zusammenführte, schloß den Kreis dieser Tage.

Die Frauen und Kinder aus den verschiedensten Standorten des Wehrbereiches VI erleben sich nicht nur im Religiösen, sondern auch in einer fröhlichen und angenehmen Atmosphäre. Wir waren eng miteinander verbunden.

Diese Exerzitien sind ein Angebot der Katholischen Militärseelsorge, das nicht zu unterschätzen ist, das zu hüten ist wie ein Schatz. Hier können wir leben und wachsen und sind verbunden in einem Geist.

In den vergangenen Jahren, und wo immer ich in der Bundeswehr hinkomme, finde ich Frauen, die vor langer Zeit einmal an diesen Tagen teilgenommen haben und die sich mit großer Dankbarkeit daran erinnern. Hier und überall und auch diesmal klang unüberhörbar bei allen Gesprächen die tiefe Sehnsucht nach mehr seelsorgerlicher Begleitung durch. Nach mehr spiritueller Betreuung — dieser Wunsch muß kein Traum bleiben — er kann gehört, vernommen und aufgegriffen werden.

Lingen (Ems)

Besinnungswochenende für Soldatenfrauen

Brigitte Mathias

Schon seit 1979 ist es Tradition, für katholische Soldatenfrauen aus dem Seelsorgebezirk Lingen (Ems) im Haus Ohrbeck einmal jährlich, jeweils in der Fastenzeit, ein Besinnungswochenende anzubieten.

Haus Ohrbeck ist eine katholische, staatlich anerkannte Bildungsstätte für Erwachsene, geprägt durch die Verbindung mit dem Franziskanerkloster, gelegen wunderschön am Fuß des „Bobergs“, südlich von Osnabrück.

14 Frauen, darunter auch einige „Erstmalige“, meldeten sich für dieses Wochenende an. Mit dem Bus waren wir in gut einer Stunde Freitag abend am Ziel. Schon vor dem Abendessen trafen wir uns im gemütlichen Kaminzimmer. Unser Referent, Herr Pater Ottokar Mund, begrüßte uns herzlich, und wir freuten uns, ihn gesund zu sehen, denn Pater Ottokar begleitete uns schon bei früheren Besinnungswochenenden. Im vorigen Jahr feierte Pater Ottokar sein goldenes Ordensjubiläum als Franziskanerpater.

Sehr intensiv befaßten wir uns schon am Freitag abend mit dem Thema „Das Vater unser – Macht und Geheimnis“. In dem Gebet, oft sehr schnell und ohne viel Hinterfragen „heruntergeleiert“, steckt eine Fülle von Gedanken, über die es sich nachzudenken lohnt. Es gibt eine Vielzahl von verschiedenen Auslegungen und Anregungen über das „Vater unser“ für alle Lebensabschnitte (Kinder, Jugendliche, Erwachsene). Pater Ottokar verstand es, uns an das Geheimnis des „Vater unser“ heranzuführen.

Am Samstag nachmittag war Gelegenheit zur Osterbeichte, und wir beendeten diesen zweiten Tag mit einem selbst gestalteten Gottesdienst.

Um noch Fragen aufzuarbeiten, fanden wir uns am Sonntag vormittag wieder zusammen, und nach einer Meditation über den Sonnengesang des hl. Franziskus war dieses schöne Wochenende im Haus Ohrbeck zu Ende. Gen Heimat fuhren wir nach dem Mittagessen.

Alllen Teilnehmerinnen hat das Besinnungswochenende wiederum hervorragend gefallen, und es wurden neue Impulse mit nach Hause genommen.

Im nächsten Jahr wollen wir über das „Gegrüßet seist du, Maria“ sprechen.

Köln

St. Gereon! Für die kath. Soldaten des Standortes Köln *nicht* der rechte Heilige?

Hans-Dieter Vogels

Am 10. April 1986 erschien als Leserbrief folgender Beitrag im Kölner Stadtanzeiger:

St. Gereon! Für die Bundeswehr der rechte Heilige?

Mit St. Gereon verehren die Bundeswehrsoldaten einen Heiligen, den sie als lebenden Kameraden wohl kaum akzeptieren würden. Denn nach der Überlieferung war er ein christlicher Soldat und gehörte zu den Außenseitern der Gesellschaft. Der Kirchenvater Tertullian schreibt anschaulich, wie es diesen in den römischen Legionen ergehen konnte, als das Christentum noch nicht Staatskirche war. Sie kamen immer wieder in Konflikte, weil sie sich an heidnischen Kulturen beteiligen sollten oder gegen Mitchristen zu den Waffen greifen mußten. Weil Gereon sich da verweigerte, mußte er den Märtyrertod auf sich nehmen.

Aber wie verhalten sich die Christen in der Bundeswehr, die sich heute zu ihm bekennen? Sie bedrohen ihre Mitchristen in Osteuropa mit Massenvernichtungsmitteln und stellen

sich darauf ein, sie im atomaren Ersteinsatz in Staub und Asche zu verwandeln. Sie verehren die staatliche Macht und möchten keineswegs zu den Randgruppen gehören, sondern fest in die Gemeinschaft integriert sein.

Lebte Gereon heute, gehörte er sicher zu der Minderheit der Soldaten, die eine atomare Abschreckung als unmoralisch ablehnen und die sich für Vorleistungen in der Abrüstung einsetzen. Dafür würde man ihn nicht enthaupten, aber er wäre den üblichen Repressionen ausgesetzt.

(Abschrift der Originalfassung)

Jörg Schulz-Trieglaff
Hauptmann
Köln 90

Am 11. April 1986 habe ich an den Kölner Stadtanzeiger nachstehend aufgeführte Stellungnahme zum o.g. Leserbrief, mit der Bitte um Veröffentlichung als Leserbrief, übersandt.

Es wäre sicherlich wesentlich mehr zu dem o. a. Leserbrief zu sagen, jedoch habe ich die Stellungnahme bewußt kurz gefaßt.

(Veröffentlichung im Kölner Stadtanzeiger am 29./30.5.86)

Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit und Anmaßung der Verfasser des Artikels behauptet, „die Soldaten der Bundeswehr“ würden einen lebenden Kameraden Gereon nicht akzeptieren, weil er ein Außenseiter sei.

Ein Außenseiter war der Hl. Gereon zur damaligen Zeit darum, weil er es aufgrund seines christlichen Glaubens ablehnte, dem „Göttlichen Kaiser“ zu huldigen, sich an „sinnlosen Morden“ — nicht nur gegen Mitchrisen — zu beteiligen und sich öffentlich zu seinem christlichen Glauben bekannte und dafür den Märtyrertod auf sich nahm.

Das Bekenntnis, den Hl. Gereon als Schutzpatron zu verehren und das anzustreben, was er vorgelebt hat, nämlich durch den Glauben an Christus die Kraft zu erhalten, mitten im Leben zu stehen, das offene Bekenntnis zu diesem Glauben und der Gehorsam, der sich in seinem Glauben orientiert, versucht der Verfasser nun den Christen in der Bundeswehr abzusprechen.

Ja, viel schlimmer noch; Herr Hauptmann Schulz-Trieglaff beschuldigt sie, Mitchristen in Osteuropa zu bedrohen und sich darauf einzustellen — ich zitiere —: sie im atomaren Ersteinsatz in Staub und Asche zu verwandeln.

Für die Christen in der Bundeswehr gibt es keine Alternative „Frieden oder Krieg“. Den Frieden mitzuschaffen und zu erhalten und nicht „zu bedrohen“ oder einen „Ersteinsatz“ zu führen, erkennen sie als vordringliche Aufgabe an.

In diesem Sinne sagt auch das II. Vatikanische Konzil: Wer als Soldat im Dienst seines Landes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und der Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.

Als Hauptmann der Bundeswehr sollte Herr Schulz-Trieglaff wissen, daß in der Präambel zum Grundgesetz und in verschiedenen Artikeln des GG festgelegt ist, daß es unsere vor-

dringliche Aufgabe ist, den Frieden mitzuschaffen und zu erhalten. Ebenso lautet der Auftrag der Bundeswehr nicht „anzugreifen“, sondern zu „verteidigen“.

Sicherlich muß auf eine *allseitige* kontrollierte Abrüstung ständig hingearbeitet werden, doch ist es unverantwortlich, die Sicherung des Friedens so hinzustellen, als handle es sich um einen Dienst, der zwangsläufig zum Krieg führt.

Wie die Christen ihren Dienst in der Bundeswehr verstehen, ist oben bereits gesagt. Sicherlich wäre auch der Hl. Gereon als „kluger“ Mann heute einer von „uns“, der wüßte, daß Frieden für „uns“ nicht Konfliktlosigkeit, wohl aber Gewaltlosigkeit ist. Um aber Konflikte ohne Gewalt zu lösen, ist notwendigerweise die Sicherung gegen Gewalt erforderlich. Diese Sicherung ist ein unentbehrlicher Dienst am Frieden.

Ich bitte, wenn möglich, um Veröffentlichung als Leserbrief.

H.-D. Vogels

Mitglied des Pfarrgemeinderates beim Kath. Standortpfarrer Köln
(Abschrift der Originalfassung)

Ich hoffe nur, daß in Zukunft nicht noch einige „unserer“ Heiligen für „bestimmte“ Gruppierungen innerhalb der Bundeswehr als „Zeugen“ angerufen werden.

Freising

Festliche Maiandacht der GKS

Bernd Fröse

Der Mariendom in Freising, das barocke Juwel von den Brüdern Asam so herrlich ausgestattet, war dieses Jahr Treffpunkt der GKS Erding und Freising zu deren traditioneller Maiandacht.

Der Rektor der Domkirche, Päpstlicher Protonotar Dr. Michael Höck, begrüßte die vielen Gäste und erklärte ihnen die Geschichte und den Inhalt des Altarbildes „Maria Himmelfahrt“ von Peter Paul Rubens.

Standortpfarrer Johannes Baum feierte dann mit den vielen GKS-Mitgliedern aus Erding und Freising sowie einer großen Anzahl von Gläubigen die Maiandacht. Die musikalische Gestaltung übernahm der Kirchenchor der Militärkirchengemeinde Erding.

Unter der Leitung von Oberleutnant Miehm wurde der mehrstimmige „Engel des Herrn“, das „Magnificat der Gottesmutter“ und das vierstimmige Kirchenlied „Lobe den Herrn“ gesungen.

Nach der Andacht trafen sich die Soldatenfamilien im Bräustüberl in Weihenstephan und ließen den festlichen Abend gemütlich ausklingen.

Poing

Sinnvolle Planung des Rubestandes

Arthur Schopf

Im Rahmen der „Poinger Männerrunde“ hielt der Poinger Arzt für Allgemeinmedizin Dr. med. Volkmar Hänsel aufgrund seiner nahezu 30jährigen Praxis im kassen- und priva-

tärzlichen Bereich über das nicht nur für alte, auch schon für jüngere Menschen wichtige Thema „Den Ruhestand sinnvoll planen und in Gesundheit alt werden“ einen Dia-Vortrag mit vielen beachtenswerten Anregungen und Hinweisen.

Dank des medizinisch-technischen Fortschritts ist die Lebenserwartung im Steigen begriffen. Während 1984 in der Bundesrepublik 11 Millionen Bundesbürger über 60 Jahre alt wurden, werden es im Jahre 2000 schon 15 Millionen sein. Durch die längere Lebenserwartung und die zunehmend sich verkürzende Lebensarbeitszeit verlängert sich der Ruhestand. Er kann daher keineswegs mehr als ein „Warten auf den Tod“ bezeichnet werden. Das Älterwerden ist auch keine Krankheit, weshalb man die Jahre des Rentendaseins lebenswert planen und mit Qualität ausfüllen soll.

Zunächst ist die Erhaltung der körperlichen Gesundheit wichtig. „Der Mensch ist so alt, wie seine Gefäße“, stellte Prof. Dr. Bürger, einer der führenden Gerontologen (Altersforscher) fest. Sind die Blutgefäße verkalkt und brüchig, ist der ganze Mensch alt; sind sie dagegen elastisch und durchgängig offen, dann ist der Mensch jung, unabhängig von seinen Lebensjahren. Um den sogenannten „Risikofaktoren“, wie die Mediziner die im Alter vorkommenden Krankheiten wie Arterio-Sklerose, Überernährung, hoher Blutdruck, Dauerstress, Zuckerkrankheit usw. bezeichnen, wirksam zu begegnen, gibt Dr. Hänsel folgende Ratschläge:

1. Training des Herz-Kreislaufsystems durch viel Laufen und Wandern, weniger Autofahren, dafür Schwimmen, Radfahren, Skilanglaufen.
2. Durchblutungstraining mittels Trockenbürsten, Bindegewebsmassagen, Wechselduschen und Wasseranwendungen, Sauna.
3. Zweckmäßige Ernährung, kleine Mahlzeiten, über den Tag verteilt, von allem etwas, nie zuviel von einer Sorte, fett- und zuckerarm, viel Eiweiß, Obst, Gemüse, Rohkost, Salate, Salzarm, viel Trinken.
4. Mit möglichst wenig Arzneimitteln auskommen, da diese auch Nebenwirkungen haben; bei Anwendung von Mitteln, die lt. Werbung das Älterwerden verhindern sollen, ist Vorsicht geboten. 1983 wurden in der Bundesrepublik von den Krankenkassen an Kosten für Arzneimittel, Krankenhaus- und Krankenpflegekosten allein 100 Milliarden DM aufgewendet, im gleichen Zeitraum aber wurden jedoch 60 Milliarden DM für Genußmittel ausgegeben.
5. Im Ruhestand ist optimales Wohnen angezeigt. Große Wohnungen oder Häuser können zur Belastung werden. Wichtig ist ein gutes Verkehrsnetz am Wohnort und die Nähe aller zum Leben notwendigen Stellen, wie des Arztes, der Apotheke, von Einkaufsquellen, der Bank usw. Sozialhilfestellen wie die „Caritas“ geben Unterstützung beim täglichen Lebensablauf („Essen auf Rädern“); gegebenenfalls sind auch Altersheime in Erwägung zu ziehen.
6. Sehr wichtig im Ruhestand ist die Erhaltung der geistigen Aktivitäten. Hobbies und Medien allein können oft die Leere, die das Aufgeben der beruflichen Tätigkeit mit sich bringt, nicht ausfüllen. Gut ist es, sich einen neuen Freundeskreis aufzubauen, an Gesprächsrunden, auch mit jüngeren Menschen teilzunehmen, sei es in Vereinen oder

in Gruppen wie z. B. in der „Männerrunde“ oder sich an der Weiterbildung in Kursen zu betätigen.

So soll man möglichst schon vor dem Ende des aktiven Berufslebens energisch gegen eine gewisse seelische Erstarrung ankämpfen, um nicht nur körperlich, sondern auch geistig fit zu bleiben.

Bad Neuenahr-Ahrweiler

Familientag der GKS im Ahrtal

Manfred Britten

Es war an einem regnerischen Sonnabend — im Juni —, als sich die Mitglieder des GKS-Kreises Bad Neuenahr-Ahrweiler in Heimersheim an der Ahr an der St. Mauritius Kirche trafen.

Aber nicht nur die GKS-Mitglieder aus dem Ahrtal, sondern auch Freunde aus Mendig, Mayen, Koblenz, Bonn und sogar Brunssum waren gekommen, um einige nette Stunden hier zu verleben.

Der Tag begann mit einer Besichtigung der St. Mauritius Kirche zu Heimersheim. Der Kirchenpatron Mauritius lebte Anfang der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts als Kommandeur der sogenannten Thebäischen Legion, die im nördlichen Ägypten stationiert war. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde sie im Rhonetal eingesetzt, um die aufständischen Bagauden unweit Octodotum niederzuhalten und in ihre Schranken zu weisen. Römische Kaiser waren in der Zeit Maximian und Diocletian. Im Verlaufe dieser Gefechte war Mauritius mit einem Teil seiner Legion in den Agaunischen Engpässen (etwa um das heutige St. Maurice) eingesetzt.

Zu den Gefechtsvorbereitungen zählte auch der Beweis der Treue zur Staatsreligion, zum Staat und zum Kaiser. Daran kam niemand vorbei. Auch für Mauritius und seinen Verband gab es keine Ausnahme. Sie sollten und mußten den Göttern opfern.

Doch Mauritius war Christ und die meisten seiner Offiziere und Legionäre ebenfalls. Das Christsein im römischen Heer war nicht einfach, denn unter Maximians Oberbefehl wehte den Christen ein schneidender Wind entgegen. Der Kaiser achtete auf römische Sitte und hielt streng am Götzen- und Götterglauben sowie Kaiserkult fest. So sollte die Legion vor dem Gefecht die vorgeschriebenen Opfer bringen. Dies wurde jedoch verweigert.

Der Heimersheimer Kirchenführer (Oberleutnant Günter Weisedel) zitierte den folgenden Brief des Mauritius an seinen Kaiser:

„Wir sind Deine Soldaten, o Kaiser! Doch wir sind auch Soldaten Christi. Wir erhalten von Dir die militärischen Stellen, von ihm aber die Unschuld der Seele. Du bezahlst uns die Mühen des Kriegsdienstes, doch Er gab uns das Geschenk des Lebens. Niemals also, o Kaiser, können wir Dir gehorchen, wenn Er uns zu gehorchen verbietet. Zu allem übrigen sind wir bereit: Zeige uns den Feind und Du wirst uns am Werke sehen usw.“

Der Brief endet mit den Worten „Niemals werden wir den heidnischen Göttern opfern.“

Dieses „Niemals“ nimmt Maximian dann wohl zum Anlaß, Mauritius und seine Kampfgefährten zum Tode zu verdammen. Alle sterben als Märtyrer. Wieviele es wirklich sind, weiß man nicht. Man spricht von 6000 bis 6666.

Diesem Brief war die sogenannte Dezimierung vorangegangen, d.h. jeder zehnte Mann der im Bereitstellungsraum versammelten Teile der Legion wurde hingerichtet. Nach der zweiten Dezimierung, und dies ist besonders bezeichnend für den Geist und die Haltung der Legion und ihres Führers, verfaßte Mauritius den genannten Brief. (Quelle: Kirche im Wandel der Zeit, GKS)

Neben diesen Erläuterungen zum Schutzpatron der Heimersheimer Kirche wurde den GKS-Mitgliedern der Altbau der Pfarrkirche vorgestellt. Es handelt sich um eine dreischiffige, flachgedeckte Pfeilerbasilika mit rechteckigem Querhaus.

Die drei Schiffe sind vierjochig, das Mittelschiff und das südliche Querschiff besitzen ein Holzgewölbe, während Chor, nördliches Querschiff und beide Seitenschiffe sowie die alte Empore ein Steingewölbe haben. Doch das besondere an dieser Kirche ist neben dem sehr gut angefügten Neubau die Glasmalerei.

In den Fensteröffnungen des Chores finden sich guterhaltene Reste spätromanischer Glasmalereien aus dem 3. Viertel des 13. Jahrhunderts. Diese Malereien sind wirkliche Raritäten. Sie zählen zu den ältesten Kirchenfenstern Deutschlands. Vom mittleren Fenster ist die Hälfte im Original erhalten. Der im oberen Teil des rechten Fensters auf der Evangelienseite dargestellte heilige Ritter wird mit dem heiligen Mauritius, dem Schutzpatron der Kirche identifiziert. Unter diesem Bild ist der heilige Ritter Georg und im unteren Sockelfeld des Fensters die heilige Katharina dargestellt. Die rechte Hälfte des mittleren Fensters zeigt im unteren Sockelfeld das Wappen der Grafen der früheren Staufferburg Landskron, die in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Kirche auf einem Berg erbaut war. Weiterhin ist zu sehen: die Verkündigung, die Geburt Christi, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt.

Die wertvollen Kirchenfenster wurden während des letzten Krieges sichergestellt, so daß sie vor Schäden verschont blieben. Interessant ist in dieser Kirche auch noch ein Kreuztragungsalter und eine Grabplatte des Hermann Quart, dem ersten Ehemann jener Katharina von der Leyen, der der Kreuztragungsalter gewidmet ist. Neben vielen interessanten Devotionalien dieser Kirche findet man noch eine interessante Pieta und den ein Meter hohen Taufstein aus dem Jahre 1829 aus Berkumer Basalt.

Nach dem Besuch der St. Mauritius Kirche und der interessanten Führung wanderten alle Teilnehmer zur Heimersheimer Hütte, in der schon das Grillfeuer brannte.

Der Sprecher der GKS Bad Neuenahr-Ahrweiler, Hauptmann Manfred Britten, konnte neben den Freunden aus den genannten Standorten den Vorsitzenden der Zentralen Versammlung, Herrn Oberstleutnant Heinrich Habermann mit seiner Familie, die H. H. Dekan Walter Theis vom katholischen Militärbischofsamt, den Standortpfarrer Helmut Lappas aus Mayen und den Standortpfarrer im Nebenamt für Bad Neuenahr-Ahrweiler, Dechant Josef Molzberger aus Mayschoß begrüßen.

Im Anschluß an die Begrüßung folgte eine Meditation nach Wilhelm Willms.

Nachdem nun soviel für die geistige Erbauung getan worden war, setzte man sich zusammen, stärkte sich bei Grillspezialitäten, gutem Ahrwein oder einem Glas Kölsch, plauderte oder unternahm Exkursionen in den nahegelegenen Heimersheimer Wald.

Gegen 15.30 Uhr wurde das Kuchenbüfett eröffnet. Der Erlös (der Kuchen war von den Frauen des GKS-Kreises gespendet worden) kommt als Spende dem Altenheim Abendfrieden in Bad Neuenahr-Ahrweiler zugute.

Lange saß man dann noch plaudernd beisammen. Der Sonnenschein hatte sich mittlerweile auch eingefunden. Abends gingen dann alle wieder nach Hause in dem Bewußtsein, einige schöne Stunden beim schon traditionellen Familientag der Begegnung der GKS Bad Neuenahr-Ahrweiler verlebt zu haben.

Wehrbereich I

Diaspora-Sternfahrt der GKS im WB I

Dieter Broda

Das Pfarrzentrum von St. Clemens, Itzehoe, war am 1. Juni Ziel der diesjährigen Sternfahrt von fast einhundert GKS-Angehörigen des Wehrbereiches.

Treffen dieser Art sind hier in der Diaspora nie nur reine Aktion. Angesichts der Tatsache, daß die Hälfte aller hauptamtlichen Militärpfarrstellen im Wehrbereich unbesetzt ist, wird der Wunsch vieler Teilnehmer, wenigstens im „Milieu“ der GKS wieder einmal von Militärseelsorge zu hören und sie mit anderen zu erleben, vorrangig. Die jährlich etwa sechs überörtlichen Veranstaltungen der GKS im WB I sind so auch ein Versuch, Lücken zu füllen, die trotz des Einsatzes von nebenamtlichen Militärpfarrern, Pfarrern als „Patenschaftsleihgabe“ südlicher Wehrbereiche und (durch die Diasporasituation überforderten) Ortspfarrern übrigbleiben.

Der Sprecher des GKS-Kreises Itzehoe, Olt Scherlack, der Vorsitzende des PGR beim Standortpfarrer Itzehoe, Hptm Stempfle, und der Präsident des Landkreises Steinburg, Rösler, begrüßten die Gäste. Letzterer bat die Soldaten, denen die Erhaltung des Friedens mehr als Berufsauftrag bedeute, um ein Gebet für den Frieden bei der bevorstehenden Anti-Brockdorf-Demonstration.

Militärpfarrer Sunderdiek begrüßte die Teilnehmer in der schönen Kirche von St. Clemens. In der Sonntagsliturgie nahm er die zweite Lesung des Tages (Beginn des Paulusbriefes an die Galater mit der Warnung vor falschen Evangelen) zum Anlaß, daran zu erinnern, daß es heute Katholiken, zumal in der Diaspora, viel Durchstehvermögen abverlange, nicht in Heilsversprechungen der fast völlig säkularisierten Welt „abzugleiten“. Treffen von engagierten Christen wie dieses wären immer wieder gegenseitiger Anstoß zum Mut.

Für den Nachmittag hatte der GKS-Kreis Itzehoe allen Altersgruppen, Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen ein eigenes Programm vorbereitet. Den Kindern war auf dem Rasen des Pfarrzentrums viel Kurzweiliges geboten und die Jugendlichen erlebten in einer von Maj Stengert vorbereiteten Fußgängerallye Bemerkenswertes der Stadt an der Stör.

Vor den Erwachsenen berichtete der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich I, Oberstlt i. G. Gadow, über Ablauf und Ergebnisse der „Woche der Begegnung“ in Freising. Besonderes Interesse fanden naturgemäß der Sachstand über die „Diskussion“ GKS-BDKJ hinsichtlich des BDKJ-Positionspapiers „Dienste für den Frieden“ aber auch die Tatsache, daß es dem WBI gelungen war, drei Vertreter in den Vorstand der Zentralen Versammlung zu entsenden.

Wehrbereichsdekan Msgr. Stenzaly fand zwischen zwei Terminen Zeit zu einem Besuch. Auch er nahm kurz zur Kontroverse GKS-BDKJ Stellung und hob dabei hervor, daß gerade jüngste päpstliche Worte die Soldaten in ihrer verantwortungsbewußten Einstellung zum Dienst bestärkten, so z.B. die Ansprache an italienische Militärseelsorger am 10. März 1986, in der es u. a. hieß: „Man bringt die Sache des Friedens nicht voran, wenn man die Möglichkeit und die Pflicht, ihn zu verteidigen, leugnet.“

Aus der weiten Welt

Santiago/Chile

Eduardo Cano

Liebe Freunde in Deutschland!

Recht herzliche Ostergrüße aus Chile! Möge der auferstandene Herr Jesus Christus uns allen die Freude der Auferstehung schenken.

Meinen letzten Rundbrief habe ich in der Weihnachtszeit geschrieben. Weihnachten war ein sehr schönes Fest. Die Kinder waren der absolute Mittelpunkt dieser Tage. Alles kreiste um sie. Die verschiedenen Gruppen arbeiteten tüchtig, damit die Kinder eine schöne Feier hätten. Neun Tage vor Weihnachten versammelten sich täglich 300 Kinder, um an der Novene zum Jesuskind teilzunehmen. In den Tagen vor Weihnachten haben wir vom Himmel eine ausgezeichnete Hilfe bekommen. Eine Ordensschwester, die sehr gut mit Kindern arbeiten konnte und aus ihrer Gemeinschaft ausgetreten war, weil sie eine mehr missionarische Gemeinschaft suchte, ist zu uns gekommen. Inzwischen ist sie in der Diözese Iquique als Missionarin tätig. Da sie in der Weihnachtszeit nichts zu tun hatte, weil die Schulen schon in Ferien waren, hat sie sich um unsere Weihnachtsvorbereitungen gekümmert.

In diesem Jahr konnten wir die Feier nicht in der Kirche abhalten. Sie ist uns leider zu klein geworden. So mußten wir im Freien, unter blauem Himmel feiern. Das ist bei uns zu dieser Jahreszeit gar kein Problem. Das Wetter ist warm und trocken.

Wir konnten 1000 Geschenke verteilen und kein Kind, das zu uns gekommen ist, ist ohne ein kleines Geschenk weggegangen. Die Verpackungsarbeit, wie Sie sich vorstellen können, war mit sehr viel Arbeit verbunden. Dies übernahmen Frauengruppen. Die Jugend hatte den Platz hergerichtet und machte ein kleines Theaterstück über die Geburt Christi in unseren Tagen.

Am Silvesterabend hatte ich ein sehr schönes Erlebnis. Ich bin abends um 22.30 Uhr zu einem Krankenhaus gegangen, um dort einen Freund, der operiert worden war, zu besuchen. Mein Freund erzählte mir, daß in der Intensivstation ein Mann aus Deutschland sei. Ich habe ihn besucht. Seine Frau war aus Deutschland gekommen. Wir haben miteinander gesprochen und gebetet. Ich traf einen tiefgläubigen Mann, und es machte mir großen Eindruck, wie er seine Krankheit genommen hatte. Es muß ganz schön schlimm sein, krank zu werden im fremden Land. Ein paar mal habe ich ihn besucht, und beinahe haben wir das Neue Jahr zusammen begrüßt. Ich hoffe, daß es ihm jetzt in Deutschland etwas besser geht. Wir haben uns versprochen, uns gegenseitig zu besuchen, wenn ich wieder mal nach Deutschland kommen sollte.

Am folgenden Tag bin ich mit einem Bus mit 40 Mädchen (zwischen 7 und 12 Jahren) zum Strand gefahren. Ich habe bis Mitte Februar eine Pfarrei übernommen in einem wun-

derschönen Fischerdorf an der Küste. Das Dorf heißt Papudo, und ich verbrachte dort immer als Kind meine Ferien. In einem früheren Rundbrief habe ich auch über dieses Dorf gesprochen.

Eine Woche hatte ich die Mädchen und dann habe ich die Gruppe gewechselt und holte Jungs (auch zwischen 7 und 12 J.). Danach brachte ich Familien. Die Kinder waren aus unserem Speisesaal und viele waren noch nie aus der Stadt weg gewesen. Viele haben keine ordentlichen Familienverhältnisse oder niemals die Möglichkeit gehabt, Ferien zu machen. Die Zeit mit den Kindern habe ich wirklich genossen. Ich bin selber wieder Kind geworden. Für mich war diese Zeit eine wirklich gute Erholung. Die Arbeit in dieser Pfarrei ist ganz anders als hier in der Großstadt. Die Menschen sind sehr freundlich und offen.

Mit unseren Pfadfindergruppen hatten wir auch im Sommer ein Ferienlager. Diesmal im Süden, am Rand eines Flusses. Alle Aktivitäten im Sommer verliefen Gott sei Dank ohne Unfälle.

Anfang März fängt bei uns die Schule an und damit beginnt in der Pfarrei der normale Rhythmus in der Arbeit.

Der März brachte auch einige Überraschungen. Unser Dechanat hat einen Priester zu wenig. Einer ist versetzt worden und keiner wird ihn ersetzen. So mußten wir uns seine Aufgaben teilen. Ich erhielt die Verantwortung, die er hatte für die Solidaritätsarbeit. Es geht darum, alle sozialen Aktionen, die es in der Pfarrei des Dechanats gibt, zu koordinieren, neue zu organisieren und Verbindung mit den Einrichtungen des Erzbistums zu pflegen. Es ist sehr viel Arbeit, aber ich habe nun die Hilfe von einer Sozialarbeiterin, die halbtags arbeitet.

Die Zusammenarbeit mit den örtlichen Behörden der Stadtverwaltung ist nicht immer gut. Sie betrachten uns oft als Konkurrenz. Man könnte viel mehr tun, wenn man zusammenarbeiten würde. Wir beide haben sehr wenig Mittel zur Verfügung. Oft genug mehr Pläne als Tatsachen vorzuweisen. Doch einiges läuft ganz gut. Wir haben zum Beispiel 15 Frauengruppen, die sticken. Sie produzieren ziemlich viel. Das Problem ist nur, die Produktion zu verkaufen. Dadurch versuchen die Frauen etwas Geld für die Familie zu gewinnen. Wenn eine gut ist, kann sie etwa 100 DM im Monat verdienen. Das ist zwar nicht viel, aber wenn man bedenkt, daß dies das Doppelte wie das Gehalt des Mindestbeschäftigungsprogramms ist, dann ist das nicht so schlecht.

Die politische Lage hat sich nicht viel verändert. Viele hofften auf einen Wechsel in diesem Jahr. Die Ereignisse in Haiti und Philippinen sind hier sowohl von Opposition als auch von der Regierung sehr aufmerksam verfolgt worden. Viele haben danach gedacht „jetzt ist die Stunde Chiles gekommen“. Doch bis jetzt ist sie nicht gekommen. Die Opposition stellt noch keine glaubhafte Alternative dar und ist sehr zersplittert. Es fehlt eine Figur wie Eduardo Frei, die alle Parteien der Opposition hätte einigen können.

Die Strategie der Opposition ist jetzt auf eine Stilllegung des Landes durch Generalstreik hin zu arbeiten. Dies sollte in diesem Jahr noch geschehen. Ob das möglich ist? Ich wage

es zu bezweifeln. Die Leute haben Angst und sind nicht bereit, ihre Arbeits auf's Spiel zu setzen. Wahrscheinlich hält sich die Regierung bis 1989, wie sie versprochen haben. Danach sollte gewählt werden. Mal abwarten. . .

In vielen Hinsichten ist die Lage sehr ähnlich mit der letzten Zeit von Allende 1973. Damals sah man auch keine Lösung. Auch jetzt scheint die USA sehr aktiv zu werden. Eins ist ganz klar. Die Regierung kann sich nur so lange halten bis wie USA es wollen.

Nun etwas zur Karwoche. Diesmal ist die Karwoche sehr früh eingetreten. Es gab wenig Zeit zu Vorbereitungen. Palmsonntag ist für uns ein sehr schönes und großes Fest, ein Fest der Freude. Jeder Katholik will an dem Tag unbedingt in die Messe gehen. Am Nachmittag gibt es immer eine Wallfahrt der Jugend vom ganzen Erzbistum mit dem Kardinal zur Immaculata auf dem Berg San Cristobal.

Während der Karwoche sind sehr viele Menschen zur Beichte gekommen. Eine Zeit echter Bekehrungen.

Wir haben Liturgien für Kinder an den Festtagen gehabt. Das war sehr gut, sonst ist die Liturgie für die Kinder zu langweilig und sie stören die anderen.

Die Jugend hat wieder eine lebendige Darstellung des Kreuzweges durch die Straßen ausgeführt, die sehr gut vorbereitet war und tiefen Eindruck machte.

Die Osterfeier war, wie es sich gehört, der absolute Höhepunkt aller Feiern. Ich war von der Begeisterung aller so beeindruckt, daß ich selber noch mehr Schwung in die Feier hineinbrachte. Am Schluß der Feier wollte niemand nach Hause. Wir blieben lange singen.

Nun liebe Freunde, das Blatt und somit der Brief geht zu Ende. Am Schluß möchte ich mich bei allen, die mir geschrieben haben, bedanken und auch gleichzeitig entschuldigen, daß ich auf diese Art nun antworte. Ebenfalls ein herzliches Vergelt's Gott für alle Spenden und Gedenken im Gebet.

Es segnet Sie in der Freude der Auferstehung

P. Eduardo Cano

Im südlichen Afrika verhärten sich die Fronten*

Botha hat nur noch wenige Gesprächspartner

Karl Breyer

Nach der gescheiterten Mission des britischen Außenministers Sir Geoffrey Howe haben sich die Fronten im südlichen Afrika endgültig verhärtet. Den Politikern in Pretoria fehlte bisher die Phantasie, den dramatischen Sprung nach vorne zu wagen. Die Radikalinskis in diesem gequälten Land dagegen glauben, daß am Ende ihr Weizen blühen wird, daß ihre Rechnung aufgeht und daß sie auf den Trümmern einer modernen Industriegesellschaft

*) Zu diesem Thema vergleiche: Informationen von S. 163 u. 165

eine neue Volksrepublik in Afrika mit dem Namen Azania errichten können. Wie hypnotisiert starrt der Westen auf das sich mit raschen Schritten nähernde Ende der Tragödie Südafrikas.

Niemand — weder die USA noch die Europäische Gemeinschaft noch Pretoria selbst — haben sich in diesen unheilvollen Wochen darum bemüht, die wirklichen Gesprächspartner an einen Tisch zu bringen. Die eine Seite hat immer nur gedrängt, den ANC-Führer Nelson Mandelas freizulassen, während die andere dieses Ansinnen ablehnte mit dem Argument, man könne mit Kommunisten und Terroristen nicht verhandeln. Pretoria will, daß die Radikalen des ANC auf Gewalt verzichten, während der Westen von vorneherein diese Bedingung als irrelevant abtut. Niemand hat das Argument des Staatspräsidenten Botha verstehen wollen, daß er nicht bereit ist, Selbstmord zu verüben. Es wurde als lächerlich bezeichnet. Statt dessen wirft man Botha vor, einen rüden Ton an den Tag gelegt zu haben, also ein Mann, den man mit dem Rücken an die Wand gedrängt hat, zunächst noch einmal in Knigges „Der gute Ton“ nachlesen müßte, wie er sich zu verhalten hat. Niemand beachtet und analysiert das hysterische Geschrei der Linken und Radikalen und erkennt wirklich, daß diese in der Tat nichts anderes bezwecken als den Selbstmord der Burenrepublik und möglicherweise sogar den des Westens. Nur wenige haben nach wirklichen Alternativen gesucht und überlegt, welche anderen Möglichkeiten der Republik am Rande des Ruins noch geboten sind. Die Existenz integerer Männer wie Lucas Mangope, Cedric Phatudi oder Mangosuthu Buthelezi wird nicht zur Kenntnis genommen und ihre Rolle als Marionetten Pretorias charakterisiert. Als ob beispielsweise Bischof Desmond Tutu oder ANC-Führer Nelson Mandela nicht auch Instrumente in Händen von Mächten geworden sind, die an einer wirklichen Lösung südafrikanischer Probleme nicht mehr interessiert sind.

Selten war die Welt so einmütig in ihrer Forderung, einen Gefangenen freizulassen, der so umstritten sein dürfte wie der Führer des African National Congress. Von Moskau bis Bonn und von Havanna bis Washington ist man sich einig, daß Nelson Mandela, der 1964 zu lebenslänglicher Haft verurteilte schwarze Nationalist, aus dem Gefängnis in Kapstadt entlassen werden muß. Liberale, Sozialisten, Kommunisten, aber auch Vertreter bürgerlicher Parteien sind der Meinung, daß nur dieser 68 Jahre alte Mann dem Apartheidsstaat den Frieden bringen kann. In Südafrika selbst schlossen sich Friedensnobelpreisträger Bischof Desmond Tutu, Zuluführer Mangosuthu Buthelezi, der ehemalige Präsident der Transkei, Kaiser Matanzima und viele andere Persönlichkeiten dieser Forderung an. Sie gilt heute als „*Conditio sine qua non*“ zur Lösung der verworrenen südafrikanischen Situation.

Nun hat Südafrikas Regierung zwar den Druck der Außenwelt registriert, jedoch ausdrücklich betont, daß der Führer des verbotenen ANC und ein Mitglied der ebenfalls nicht zugelassenen Kommunistischen Partei seiner eigenen Freilassung „im Weg steht“. Am 31. Januar vorigen Jahres hatte Staatspräsident Pieter Wilhelm Botha dem Gefangenen die Freiheit angeboten, falls er bereit sei, der Gewalt in der politischen Auseinandersetzung abzuschwören. Nelson Mandela lehnte das Angebot ab. Auf einer Großkundge-

bung in der schwarzen township Soweto bei Johannesburg verlas seine Tochter Zinsi vor schwarzen Südafrikanern eine entsprechende Erklärung ihres Vaters. In seiner Parlamentsrede in diesem Jahr bot Botha erneut die Freilassung Mandelas aus humanitären Gründen an, und zwar im Tausch für sowjetische Dissidenten, darunter Andrej Sacharow. Gerüchten zufolge sei der Kreml jedoch mehr an der Freilassung des deutschen Spions Gerhardt interessiert, der jahrelang für den KGB in Südafrika arbeitete.

Nelson Mandela wurde 1918 in dem heutigen unabhängigen Homeland der Transkei geboren. Er ist ein Verwandter des dortigen Staatspräsidenten Kaiser Matanzima, der sich zweimal für seine Freilassung einsetzte. In den vierziger Jahren trat Mandela, der von Beruf Rechtsanwalt ist, in die Jugendliga des African National Congress ein. Zusammen mit namhaften Politikern wie Robert Sobukwe (der sich später vom ANC trennte und den Pan African Congress gründete) und Oliver Tambo, der heute den ANC im Exil leitet, begann er den Kampf um die politischen Rechte der Schwarzen in Südafrika. Die weiße nationalistische Regierung stellte ihn wiederholt unter Hausarrest. Ende der fünfziger Jahre geriet der ANC, dessen Führung Mandela inzwischen übernommen hatte, immer mehr in das Fahrwasser der Südafrikanischen Kommunistischen Partei. 1961 startete der militärische Flügel der Organisation, der sich „Umkhonto we Sizwe“ (Speer der Nation) nannte, mit den ersten Terroraktionen und Sabotage-Unternehmen. Auf einer Farm in der Nähe von Johannesburg, die von Kommunisten gemietet worden war, wurde der gewaltsame Umsturz der weißen Regierung im Auftrag Moskaus vorbereitet. Am 11. Juli 1963 schlug die Polizei zu. Sie fand ein von dem KGB-Offizier Joe Slovo, der aus Litauen stammt, eingerichtetes Waffenarsenal und genaue Einzelheiten der geplanten militärischen Operationen. Joe Slovo leitet heute noch die Terroraktionen des ANC von Mocambique aus. Seine Frau Ruth First, ebenfalls eine fanatische Kommunistin, wurde Ende 1982 durch eine Briefbombe in Maputo getötet. Im sogenannten Rivonia-Prozeß, der 1964 stattfand, wurden Nelson Mandela und sieben weitere Verschwörer zu lebenslänglicher Haft verurteilt.

Moskau betreibt bis heute systematisch mit Halbwahrheiten und gezielter Desinformation die Freilassung des Gefangenen. Dazu gehört jetzt auch die Behauptung, Mandela sei durch den amerikanischen CIA verraten worden. In zahlreichen Ländern gab es Aktionen. Der amerikanische Senator Edward Kennedy, der 1985 Südafrika besuchte sowie der SPD-Vorsitzende Willy Brandt und der englische Außenminister Sir Geoffrey Howe bemühten sich um eine Unterredung mit Mandela. Die zweite Frau des ANC-Führers, Winnie Mandela, darf ihren Mann regelmäßig besuchen. Sie gilt heute als radikale Politikerin und die treibende Kraft hinter den Auffassungen ihres Mannes. Ihre Drohung, das Land mit Streichholzschachteln und brennenden Autoreifen zu befreien (eine der barbarischsten Hinrichtungsmethoden in den Auseinandersetzungen zwischen den Schwarzen in Südafrika), wurde auch im Westen scharf kritisiert. Dennoch schenkte ihr die Bundesrepublik einen Volkswagenbus für ihre soziale Tätigkeit.

Geradezu grotesk mutet es an, daß der 55jährige Bischof Desmond Tutu, der sogar von den amerikanischen Medien als „Protest Pop Star“ bezeichnet wird, immer wieder als ernsthafter Verhandlungspartner der Regierung Botha im Gespräch ist. Noch im Oktober

1981 nannte ausgerechnet der „Spiegel“ in Hamburg es ein Pech, daß Tutu bei der Verleihung des Friedensnobelpreises leer ausging, weil er vor einem Gericht in Johannesburg zugeben mußte, damals rund 33 000 Mark für sein Haus in Lesotho aus Kirchenmitteln abgezweigt zu haben. Tutus Kirchenrat konnte Ausgaben von rund einer Million Rand, vorwiegend aus Zuwendungen europäischer Schwesterkirchen, nicht belegen. Bei der Osloer Preisvergabe ging dann auch der anglikanische Bischof laut „Spiegel“ leer aus.

Heute sind diese „Fehlritte“ längst vergessen und auch in der Evangelischen Kirche Deutschlands, die Tutus Kirchenrat zu einem großen Teil finanzierte, mit dem Mantel des Schweigens umhängt worden. Dennoch müßte es zu denken geben, daß dieser christliche Bischof jetzt seine Inthronisation als Erzbischof von Kapstadt wie den Einzug eines neuen Staatspräsidenten vorbereitet. Für den 7. September plant der neu erwählte Erzbischof zwei Gottesdienste für mindestens 15 000 Gläubige, die jeweils drei Stunden dauern sollen. In Zusammenarbeit mit den fast zweihundert Auslandsjournalisten wurde geregelt, daß zwanzig Auslandskorrespondenten in der Kathedrale St. George zugelassen werden. Die übrigen Interessenten können die Veranstaltungen über eigens installierte Fernsehkameras verfolgen. Außerdem dürfen sechs Fotografen und zwei Fernsehteams die Feiern ablichten, die von einer Pressekonferenz durch Tutu und dem anglikanischen Erzbischof von Canterbury, Robert Runcie, beendet werden. Die Frage bleibt, ob der Westen nach dem zu erwartenden Propagandarummel in Kapstadt immer noch glaubt, daß Erzbischof Desmond Tutu der geeignete Mann für die Lösung südafrikanischer Rassenprobleme sein wird.

Was jedenfalls von den sozialen und politischen Auffassungen dieses Kirchenfürsten zu halten ist, beweist schließlich ein vor Gericht und mit Rechtsanwälten ausgetragener Streitfall zwischen Tutu und einem deutschen Geschäftsmann. Es ging dabei um Forderungen in Höhe von einigen tausend Rand. In die Enge getrieben, reagierte der Bischof schließlich mit den Worten: „Meine Schuldner können zur Hölle fahren.“ In der gleichen Weise kommentierte der Nobelpreisträger jetzt die erstaunlich objektive Rede des amerikanischen Staatspräsidenten Ronald Reagan zur Lage in Südafrika und zur Frage der Sanktionen gegen Pretoria. „Der Westen kann in meinen Augen zur Hölle fahren“, sagte Tutu, nachdem er wenige Tage vorher in der gleichen unverantwortlichen Weise angedroht hatte, die Sowjetunion zu Hilfe zu rufen. Man muß sich nur einmal vorstellen, welchen verheerenden Einfluß dieser Mann auf die Geschicke des südlichen Afrika haben könnte, wenn er wirklich an den Schalthebeln der Macht sitzen würde und dem Westen das vermeintliche Unrecht heimzahlen könnte.

Chiefminister Mangusutho Gathsa Buthelezi, Führer des Zulustammes und der Inkatha-Bewegung, erscheint dagegen in der wirren Situation des südlichen Afrikas wie ein Signal der Vernunft. Der heute 58jährige Politiker stammt aus dem Königsgeschlecht der Zulus, das durch eine Reihe berühmter Häuptlinge das Schicksal der schwarzen Nguni-Stämme im südlichen Afrika prägte. Zu ihnen gehörte König Shaka, der als der Gründer der Zulu-Nation gilt und wegen seines militärischen Könnens den Namen „Der schwarze Napoleon“ erhielt. Er wurde von seinem Halbbruder Dingana ermordet, der traurige Berühmt-

heit durch das Massaker an einer Gruppe burischer Vortrekker unter Piet Retief erlangte und schließlich von den Buren beim Blutrivier vernichtend geschlagen werden konnte. Auch Zulukönig Cetewayo ging in die Geschichte ein. Seine Regimenter fügten der englischen imperialen Armee schwere Niederlagen bei, bis er schließlich gefangengenommen und verbannt wurde.

König Salomon ka Dinizulu, der Großvater des heutigen Zuluführers, gründete 1928 eine kulturelle Organisation zur Erneuerung der Zulu-Nation, die sich „Inkatha kaZulu“ nannte. Der Name hat in der Zulusprache die symbolische Bedeutung für Einheit. Im August des gleichen Jahres wurde Gatsha Buthelezi geboren, der 1975 die Führung der Organisation übernahm und sie zu einer disziplinierten kulturellen und schlagkräftigen politischen Bewegung formte, die heute von den Gegnern einer friedlichen Lösung der Probleme in Südafrika gefürchtet wird. Bei den Unruhen in den Inder-Vierteln in Durban waren es Mitglieder der Inkatha, die die Ordnung wiederherstellten und den Schutz der Asiaten gegen schwarze Fanatiker und Terroristen übernahmen. Heute zählt die Bewegung mehr als 1 150 000 Mitglieder. 438 936 davon gehören der Jugendbrigade an. Chief Gatsha Mangosuthu Buthelezi war bis 1950 selbst Mitglied des African National Congress. Danach wurde er zum Chiefminister des Homelands Kwazulu gewählt. Er entschied sich gegen jede Form der Gewalt, eine Auffassung, der er bis heute unter allen Umständen treu geblieben ist. Dennoch sind die Farben der Inkatha-Organisation die gleichen wie die des verbotenen ANC, gold, schwarz und grün. Buthelezi hat wiederholt erklärt, daß er bereit ist, auf die Lösung „One Man, one Vote“ (Ein Mann/Eine Stimme) zu verzichten. Er gilt heute als der wichtigste schwarze Politiker in Südafrika und einer der wenigen Gesprächspartner, die noch mit Pretoria reden wollen.

Bei der Suche nach einer Lösung sollte der Westen sich weitaus mehr um die gesprächsbe-reiten schwarzen Politiker als um die Marktschreier bemühen. Hätte man im Auswärtigen Amt in Bonn mehr auf die gemäßigte Stimme des ermordeten Hereroführers Clemens Kapuuo gehört, dann gäbe es heute wahrscheinlich ein freies Namibia an Stelle eines noch unfreien Südwestafrika. Auch in Südafrika ist noch immer ein enormes Maß an Verständnis, Toleranz und Friedenswillen auf beiden Seiten vorhanden. Neben Buthelezi gibt es Politiker wie Professor Hudson Ntsanwisi, Chiefminister Cedric Phatudi und vor allem Lucas Mangope, den man wohl als den klügsten Schwarzafrikaner bezeichnen darf, die zum Gespräch und zur Verhandlung mit Botha bereit sind.

Es scheint so, als ob man gerade in der Bundesrepublik hypnotisiert die Hoffnungen auf Kaleschnikows und russische Haftminen setzt und resigniert glaubt, daß sie die Lösung der Probleme bringen. Dabei sollte — vor allem Hans-Dietrich Genschers Beraterkreis — an die weisen Worte des großen afrikanischen Staatsmannes Felix Houphouet-Boigny denken, der vor wenigen Wochen in einem Gespräch sagte: „Es ist Moskau, das die Probleme anheizt. Weil es bei der Beseitigung der Apartheid Fortschritte gibt, fördert der Kreml die Explosion. Sanktionen des Westens werden ein taktischer Fehler sein, den in Wirklichkeit niemand will. Die einzige Lösung, um Pretoria unter Druck zu setzen, ist der Dialog...“

Informationsbesuch in Uganda vom 21. bis 25. März 1986

Alfons Mappes

Vorbemerkungen:

1) In der Zeit vom 21. bis 25. März 1986 war ich zu einem kurzen Informationsbesuch in Uganda.

Erzbischof Dr. Karl-Josef Rauber, Apostolischer Pro-Nuntius, hatte selbst ein komprimiertes Programm zusammengestellt, das die Möglichkeit gab, in der kurzen Zeit möglichst viele Eindrücke mitzunehmen:

- von dem großen Leid, das dieses Land in den vergangenen Monaten und Jahren erlitten hat,
- von der tiefen Sehnsucht nach Frieden und Freiheit, die die Menschen dort beseelt, und
- von der unbändigen Hoffnung, daß Gott auch Uganda in seine Hand eingeschlossen hat.

2) Fast 50% der Bevölkerung sind katholisch. Und es ist eine lebendige Kirche, in der der Same der Martyrer von Uganda aufgegangen ist und vielfältige Frucht gebracht hat und noch bringt. Die Begegnung mit dieser wirklich „jungen“ Kirche, ob in den Diözesen Soroti und Moroto oder im Luwero-Gebiet und in Kampala selbst, ist tief beeindruckend. Bischöfe, Priester und die Gläubigen bilden eine feste Gemeinschaft. Immer mehr Menschen fühlen sich angesprochen von der frohen Botschaft des Evangeliums, von der Liebe Gottes zu den Menschen, der ihnen sogar bis in den Tod hinein gleich wurde, der sie nicht verlassen hat.

3) Zu der Zeit des Besuches wurde in Uganda im Nord-Westen um Arua noch gekämpft; in der Zwischenzeit sind auch dort die Kämpfe zu Ende gegangen. Die meisten Menschen sind voller Hoffnung und Tatkraft, eingebunden in den Wunsch, daß nun eine neue Epoche in Uganda beginnen möge.

4) Als Gesprächspartner standen mir zur Verfügung

- Erzbischof Dr. Karl-Josef Rauber, Apostolischer Pro-Nuntius in Uganda, in dessen Haus ich wohnte und der immer dabei war von meiner Ankunft bis zu meinem Abflug;
- Msgr. Elisio Ariotti, Nuntiatur-Sekretär, der ebenfalls immer auch mit dabei war;
- Emmanuel Kardinal Nsubuga, Erzbischof von Kampala, der mit mir zum Besuch zweier Pfarreien und sonstiger beispielhafter Einrichtungen seiner Erzdiözese fuhr;
- Weihbischof Joseph Mukwaya, Kampala;
- Msgr. Henry Szentongo, Sekretär der Bischofskonferenz von Uganda;

- Rev. Emanuel Kibirige, verantwortlich für die sozialen Dienste (einschließlich Medienbereich) im Sekretariat der Ungandischen Bischofskonferenz;
- Bischof Erasmus Desiderius Wandera von Soroti mit fast allen seinen Priestern, mit denen, zusammen mit einer großen Gemeinde, der Apostolische Nuntius die heilige Messe feierte und ich konzelebrieren konnte;
- Herr Vinzent Kyrabo, ehemaliger Industrieminister im Kabinett Tito Okello und Leiter der Katholischen Aktion in Uganda;
- Rev. Albert Bgernhanga, Priester der Diözese Fort Portal, Persönlicher Berater des jetzigen Staatspräsidenten, eng verbunden mit der NRM (National Resistance-Movement);
- Sr. Dr. Miriam Duggan, die Oberin des St. Francis Hospital in Nsambya;
- außerdem eine ganze Reihe von Priestern, Schwestern und Laien bei den verschiedensten Besuchen, z. B. beim Besuch des Heiligtums der ugandischen Martyrer.

1. Kurzer Rückblick

1.1 Seit Oktober 1962 ist Uganda unabhängig von Großbritannien. Neun Jahre später kam *Idi Amin* durch den ersten Militärputsch an die Macht. Es folgten acht grausame und blutige Jahre, gekennzeichnet von Plünderungen, Erschießungen, Tötungen und Stammesfehden. . . Viele Menschen gingen ins Exil, verstreut über die ganze Welt.

1.2. 1979 erfolgte der zweite Putsch durch *Milton Obote*. Uganda sollte endgültig befreit werden von der grausamen Herrschaft und Brutalität des Präsidenten *Idi Amin* und seiner Anhänger. Eine langsame Rekonvaleszenz des heimgesuchten Landes schien möglich, nachdem im April 1979 der Diktator *Idi Amin* von tanzanischen Truppen in die Flucht geschlagen werden konnte. Rund 45000 tanzanische Soldaten, die gemeinsam mit den Guerilla-Einheiten der „Ugandischen Befreiungsfront“ damals die Hauptstadt Kampala eingenommen und das Land befreit hatten, schienen zunächst Sicherheit und Ruhe gewährleisten zu können.

Doch diese Befreiungsaktion änderte leider nichts an der Grausamkeit der Verantwortlichen im Land und an dem Leiden der Bevölkerung. Die Gewehre wurden wie Spielzeuge benutzt, und immer wieder versetzten schlimmste Plünderungen die Menschen in totale Armut. Das Morden und Zerstören nahm kein Ende. Plünderungen, Morde und Schießereien in Kampala und im ganzen Land waren die Regel. Die schlechte Versorgungslage der Soldaten hatte zur Folge, daß der Bevölkerung Tributeleistungen abgezwungen wurden.

Ein Jahr später sollten Wahlen den langersehnten Frieden und die Sicherheit der Bevölkerung bringen. Doch wieder einmal zerschellte die Hoffnung und wieder verloren Tausende und Abertausende ihr Leben. Jeder, der als „Oppositioneller“ verdächtigt und erkannt wurde, mußte mit Schlägen, Folterungen und mit Gefängnis rechnen. So schwieg eben mancher und wechselte sein Lager, was zusätzlich die Angst und das Mißtrauen unterein-

ander nur noch vergrößerte. Ebenso blühte überall die Bestechung aufgrund der schlechten Versorgungslage und der grassierenden Armut.

Die Angst lähmte viele Aktionen und nahm oftmals den Mut; denn ständig stieg die Frage hoch: Wer von uns geht als Nächster? Wann ist mein letzter Tag gekommen? Viele gingen morgens außer Haus und wurden nie mehr gesehen. Deshalb verließen viele Menschen das Land: Lehrer, Ärzte, Minister, Künstler, Wissenschaftler. Allein die Armen blieben zurück. Mit allen erdenklichen Mitteln versuchten sie an Geld zu kommen, um das Notwendigste zum täglichen Leben zu besorgen.

1.3 Der Staatsstreich des Generals *Tito Okello* vom 27. Juli 1985 schuf eine neue Lage. Er suchte Friedensverhandlungen mit der wichtigsten Guerilla-Bewegung, mit der NRM und kam damit dem aktiven Wunsch nach Wiederherstellung von Ordnung und Frieden entgegen. Am 17.12.1985 haben die Regierung von Tito Okello und die Nationale Widerstandsbewegung von *Yoweri Museveni* in der kenianischen Hauptstadt Nairobi ein Friedensabkommen geschlossen. Tito Okello proklamierte: „Nie mehr dürfen wir der Liebe Gottes die Schultern weisen!“

1.4 Doch die Tinte, mit der das Friedensabkommen geschrieben und unterschrieben wurde, war noch nicht trocken, da brachen am 17. Januar 1986 neue Kämpfe aus. Am 24. Januar 1986 war Kampala in den Händen der Truppen von *Yoweri Museveni*. Dieser erklärte die erst vor sechs Monaten durch einen Militärputsch an die Macht gekommene Regierung von General Tito Okello für abgesetzt und proklamierte sich selbst zum neuen in-terimistischen Staatspräsidenten.

2. *Derzeitige politische Situation*

2.1 „Perle Afrikas“, so hatte einst nicht erst Winston Churchill, dem dieser Ausspruch meist zugeschrieben wird, Uganda genannt, sondern bereits der britische Journalist und Entdeckungsreisende Henry M. Stanley (1841–1904) hatte seinen Gefallen an dem Land so formuliert. Fast zynisch heben sich gegen dieses sicher einmal berechnete Attribut die Schlagworte ab, mit denen man seit mehr als fünfzehn Jahren die Situation dieses Landes umreißen kann: Anarchie und Tyrannei, Inflation und Hunger, Korruption und Chaos. Töten und getötet werden gehörten so zum Alltag wie Essen und Trinken.

2.2 Die Gewaltherrschaft Idi Amins und seiner Nachfolger hat mehr als 800 000 Ugander das Leben gekostet. Im sogenannten Lowero-Dreieck nordwestlich von Kampala — ich bin mit dem Nuntius und mit dem Erzbischof von Kampala in dieser Gegend gewesen — bieten sich dem Besucher unglaubliche Bilder. Die Gerippe von 300 000 bis 400 000 Opfern des Milton Obote liegen heute noch dort, nur teilweise überwuchert von der üppigen Vegetation. Die Geier haben sich über die Toten hergemacht, die niemand je zu begraben dachte. Diesen Menschen wurde es zum Verhängnis, mit der NRM von *Yoweri Museveni* in Verbindung gebracht zu werden.

2.3 Als Tito Okello den Präsidenten Milton Obote davonjagte, hörte der planmäßige Völkermord auf, doch geordnete Verhältnisse kehrten nicht ein; vielmehr mußte sich die Bevölkerung weiter gefallen lassen, von den Militärs geplündert und terrorisiert zu werden.

2.4 Auch der neue Staatschef Yoweri Museveni kam mit der Waffe in der Hand. Doch er scheint nicht in der Reihe der Diktatoren zu stehen, die das Land ausbluten lassen. Herr Vinzent Kyрабо, der unter der Regierung Obote wegen seiner Kontakte zur katholischen Kirche ohne Anklage im Gefängnis gesessen und im Kabinett Okello von Juli 1985 bis Januar 1986 Industrieminister war, sagte mir in einem langen Gespräch, das ich mit ihm führen konnte, u. a.: „Museveni ist für uns noch ein großes Fragezeichen. Er hat zwar Wahlen angekündigt und gesagt, daß er Uganda zur Freiheit zurückführen will, aber noch ist nicht klar zu erkennen, ob er eine Politik meint, wie sie die Mehrheit des ugandischen Volkes will. . . Jedenfalls vertrauen viele Ugander zunächst Yoweri Museveni; denn in dem von ihm während des Bürgerkrieges kontrollierten Gebiet habe Disziplin und Ordnung geherrscht. Die Widerstandskämpfer gingen nicht — wie Obotes Truppen — raubend und mordend durch die Dörfer. Sie haben den Leuten geholfen.“

2.5 In den Reihen Musevenis kämpften Tausende von Waisenkindern, deren Eltern den Massakern unter Obote zum Opfer gefallen waren. Die Rebellen-Armee war diesen Kindern in den vergangenen Jahren Heimat gewesen, also kämpften sie auch für diese Armee. Töten und getötet werden ist nach allem, was sie gesehen haben, ein normaler Vorgang.

Das Problem ist nun für die neue Regierung, diesen Kindern und jungen Menschen (Schüler und Studenten) die Waffen wieder aus der Hand zu nehmen und sie in die Schule zu schicken.

3. Die katholische Kirche in Uganda

3.1 Die allgemeine Situation

3.1.1 Nach einem Bericht im „Internationalen Fidesdienst“, Nr. 3497, vom 9. April 1986 stehen *die Katholiken auf Platz eins* in diesem größtenteils christlichen Land. Es heißt dort:

„Uganda ist eines der Länder Schwarzafrikas, die bereits zum größten Teil christlich sind. So weist die ‚World Christian Encyclopedia‘ (D. Barrett) für Uganda einen Christenanteil von 78,3% aus. Die meisten Christen sind Katholiken, welche nach der genannten Quelle 49,6 Bevölkerungsprozent stellen — somit gehört jeder zweite Ugander der katholischen Kirche an. Die restlichen Christen sind meist Anglikaner, insgesamt 26,2 Bevölkerungsprozent. Nur noch 12,6% der Ugander hängen nach der Christlichen Weltenzyklopädie den überkommenen afrikanischen Religionen an. Der Islam kann in diesem Land einen 6,6%-Anteil verbuchen. Eine zahlenmäßige Darstellung des Wirkens der katholischen Kirche in Uganda vermittelt die jüngste Ausgabe des ‚Statistischen Jahrbuches der Kirche‘ mit Angaben zum 31. 12. 1983, das übrigens einen niedrigeren Katholikenanteil, nämlich 40,42%, festhält bzw. 5914000 Katholiken bei einer Gesamtbevölkerung von 14630000.

Uganda zählt 17 Bischöfe, 938 Priester — davon 625 aus dem Diözesanklerus und 313 Ordensgeistliche —, 316 Ordensmänner ohne Priesterweihe, 2028 Ordensschwwestern und 7963 Katechisten. Die katholische Kirche betreibt 13 Kindergärten mit 1510 Kindern, 1939 Volksschulen mit 373414 Schülern und 133 Mittelschulen mit 33697 Schülern. Das soziale Wirken der Kirche in Uganda geschieht in über insgesamt 187 Zentren, darunter 31 Krankenhäuser, 97 Dispensarien, 4 Leprastationen, 13 Zentren für Behinderte, 8 Waisenhäuser und 7 Kinderkrippen.“

Nach dem „Annuario Pontificio 1986“ hat Uganda zur Zeit 14 Bistümer (13 Diözesanbischöfe sind Einheimische) mit 51436 Katholiken.

3.1.2 In der gegenwärtigen schwierigen Situation ist vor allem *die katholische Kirche ein Zeichen der Hoffnung*. Sie hat eigentlich erreicht, was das Zweite Vatikanische Konzil im Missionsdekret „Ad gentes“ über die Phasen der Inkarnation der Kirche in das Leben der Völker hinein sagt: „Die Einpflanzung der Kirche in eine bestimmte Gesellschaft erreicht einen gewissen Abschluß, wenn die Gemeinschaft der Gläubigen im gesellschaftlichen Leben verwurzelt und der örtlichen Kultur angepaßt ist und so Stetigkeit und Festigkeit besitzt. Es steht ihr eine wenn auch noch nicht genügend große Zahl von einheimischen Priestern sowie von Ordensleuten und Laien zur Verfügung und sie ist mit den Ämtern und Einrichtungen ausgestattet, die notwendig sind, um unter der Leitung des Bischofs das Leben des Gottesvolkes zu führen und auszubreiten.“ (Ad gentes, Nr. 19)

Auf meiner Fahrt durch Gebiete, die besonders vom Krieg und von Racheakten heimgesucht worden waren (Luwero-Gebiet), hat man mir oft von Christen erzählt, die Heroisches geleistet haben.

3.1.3 *Die Bischöfe* haben öffentlich und ohne Furcht Stellung zu der menschenunwürdigen Situation, zu den Ungerechtigkeiten wie Raub, Mord, Zerstörung des wenigen Hab und Gutes, Vergewaltigung, Folter und vieles andere mehr genommen. Sie verurteilten aufs Schärfste, was täglich an diesen Menschen geschah, oft wahllos und ohne irgendeine Vorwarnung.

Die Kirche steht auf der Seite des Volkes. Bis jetzt gibt es zwar noch keine offizielle Stellungnahme der Bischöfe zur neuen Regierung in Uganda, aber jedermann weiß, daß sie alles tun werden, um beim Aufbau des neuen Uganda zu helfen.

Die Zentralstelle Weltkirche versucht, die Hirtenworte der ugandischen Bischöfe aus den letzten Jahren zusammenzustellen und wird diese in der vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Reihe „Stimmen der Weltkirche“ in absehbarer Zeit veröffentlichen.

3.1.4 Das schwere Leiden in Not und Elend, in Angst und Tod fordert *die Menschen* in Uganda in ihrem Glauben und ihrer Hoffnung heraus. Ja, sie *glauben und hoffen*. Daraus gewinnen sie ihre Kraft und Stärke. Sie verzagen nicht! Die Menschen glauben fest daran, daß irgendwie und irgendwo in all ihrem Leid und in all ihrer Qual Gott da ist und daß Er kommen wird, sie alle zu retten und zu ihrem Heil zu führen.

So kommen sie zusammen in ihren Kirchen und ihren Häusern; *sie beten für Frieden und Gerechtigkeit* in ihrem Land, daß das Morden endlich ein Ende nehme und das Volk aus dem tiefen Leid erlöst werde. Sie kommen zusammen und stärken einander im Mut und in der Hoffnung, den Alltag zu bestehen und auf die Erlösung zuzugehen. Überall versuchen sie, aus ihrem Glauben heraus das Leben miteinander zu tragen.

3.1.5 In meinem bereits erwähnten Gespräch mit Herrn Vinzent Kyrabo, dem ehemaligen Industrieminister, der zur Zeit Leiter der Katholischen Aktion und Sekretär für das Laienapostolat in der Bischofskonferenz von Uganda ist, sagte dieser mir: „Wir glauben fest, daß Gott denen hilft, die sich selbst helfen. Und so ist es notwendig, das Vergangene zu vergessen und jetzt mit vereinten Kräften in Richtung Zukunft zu arbeiten, so, daß Frieden und Einheit entstehen. Wir glauben fest, daß Gott uns helfen wird, die Zerbrochenheit der Menschen und des Landes wieder zusammenzufügen. Und mit Seinem Geist wird Er unser Land zu neuem Leben und Frieden erwecken.“

Für den Aufbau des Landes und der Kirche ist nach Meinung von Herrn Kyrabo die Stärkung des Laienapostolats, das schon in schwierigen Zeiten unter Idi Amin und Obote, als die Priester bei der Arbeit behindert wurden, eine eigenständige Rolle gespielt habe.

Die Katholische Aktion will eine Bewegung sein, will Impulse geben im kirchlichen und religiösen Leben. Sie gibt es noch nicht in allen, aber in vielen Diözesen; sie gibt es auch in den Diözesen noch nicht in allen Pfarreien. Doch die Bischöfe wünschen eine weitere Ausbreitung.

Dabei darf diese Katholische Aktion nicht der Gefahr verfallen, nur neue Strukturen aufbauen zu wollen, sondern sie muß in die vorhandenen Strukturen hineinwirken. Sie darf nicht neben der Kirche, sondern muß in der Kirche arbeiten. Aus diesem Stehen in der Kirche will sie dann hineinwirken in die Welt, in den politischen und sozialen Bereich. Das ist eine sicher gerade in der augenblicklichen Situation Ugandas notwendige Aufgabe.

3.2 *Die Diözese Moroto als ein Beispiel für die Kirche in Uganda*

Mit einem kleinen Flugzeug flog ich mit dem Apostolischen Nuntius und dem Nuntiaturssekretär über Soroti nach Moroto im Nordosten von Uganda.

3.2.1 *Allgemeine Beschreibung der Diözese*

(1) *Das Gebiet:* Die Diözese Moroto umfaßt zwei Verwaltungsbezirke, Moroto und Kotido. Sie bilden das unter dem Namen Karamoja bekannte Gebiet im nordöstlichen Teil Ugandas. Die Diözese Moroto hat die gleiche Ausdehnung wie die Region Karamoja.

(2) *Menschen und Sprache:* Die geschätzte Bevölkerungszahl von Karamoja liegt zwischen 350000 und 375000. Die Bevölkerung setzt sich aus vielen ethnischen Gruppen zusammen, die größten darunter sind die Dodoths, die Jies und die Karamojongs (die in drei Gruppen unterteilt sind). Im Süden gibt es eine kleinere Gruppe, die Pokots, die auch jenseits der Grenze in Kenia leben.

Es gibt drei Hauptsprachen: Karimojong, Pokot und Luo (im Westen von Karamoja); alle drei werden von der katholischen Kirche in ihrer Liturgie angewendet.

(3) *Physikalische und klimatische Bedingungen:* Es ist größtenteils eine sehr trockene und heiße Region, weitestgehend eine Ebene, mit einigen Bergen an der Ostgrenze zu Kenia und einigen wenigen anderen. Es gibt sehr wenige Wälder, aber Büsche, Dornenbäume und trockene Felder. Im Süden und an wenigen Orten im Norden gibt es einige landwirtschaftliche Ansiedlungen. Die mittlere Region ist eine große Ebene, wo das meiste Vieh zu finden ist.

(4) *Beschäftigung der Menschen:* Die Menschen von Karamoja sind hauptsächlich Viehzüchter, die während der Trockenzeit mit ihrem Vieh auf der Suche nach Weideland umherziehen und häufig das Vieh anderer Clans überfallen. Im Norden und im Süden widmen sich immer mehr Menschen der Landwirtschaft, wo landwirtschaftliche Ansiedlungen möglich sind. Die meisten Nahrungsmittel werden jedoch nur zum eigenen Überleben angepflanzt. Es gibt sehr wenige verkäufliche Landprodukte, ausgenommen im Süden, wo das Ackerland gut ist. Folglich sind die Lebensbedingungen der Menschen sehr ärmlich. Bei einer Dürre herrscht normalerweise eine weitverbreitete Hungersnot.

3.2.2 Die katholische Kirche in Karamoja

A. Ihre Geschichte:

Die katholische Kirche kam vor über fünfzig Jahren nach Karamoja. Eine ernsthafte und systematische Evangelisierungsarbeit begann erst nach der Unabhängigkeit Ugandas im Jahre 1962. Die Diözese wurde 1965 errichtet, als Abtrennung von der Diözese Gulu. Bischof Sisto Mazzoldi von den Comboni-Missionaren wurde zum ersten residierenden Bischof mit Amtssitz in Moroto ernannt.

Die Diözese hat fünfzehn Pfarreien, davon ist eine aus Personalmangel ohne ortsansässigen Priester. Die Pfarreien liegen weit auseinander und sind während der Regenzeit schwer zu erreichen. In den letzten Monaten war es sehr gefährlich, und oft ist es das heute noch, einige Straßen zu benutzen. Die Angreifer (häufig Krieger genannt), die heute nicht nur mit Speeren, sondern auch mit Maschinenpistolen gut bewaffnet sind, überfallen immer noch Autos aus dem Hinterhalt, sogar Missionsfahrzeuge und Krankenwagen — obwohl diese gut bekannt sind —, und schießen auf vorbeifahrende Wagen, um sie auszurauben. Ein Weißer Vater wurde vor kurzem verwundet, als er von seiner Gemeinde nach Moroto fuhr.

Bischof Paul Kalanda aus der Priesterschaft von Masaka, Uganda, wurde am 23. Januar 1981 Nachfolger von Bischof Mazzoldi als zweiter Bischof von Moroto.

B. Das Personal:

Die folgende Statistik vermittelt eine Vorstellung von der zahlenmäßigen Größe des Diözesanpersonals:

– Priester:

Diözesanpriester	9 (zwei weitere kommen in Kürze dazu)
Fidei-Donum-Priester	5
Comboni-Missionare (Verona-Väter)	30
Weiße Väter	3
Jesuiten	3
Apostel Jesu (eine einheimische Kongre- gation)	6
Priester insgesamt	56

– Schwestern:

Comboni-Schwestern	54
Herz-Jesu-Schwestern	6
Töchter von Maria und Josef	3
Evangelisierende Schwestern	einheimische Kongregationen 5
Schwestern insgesamt	68

– Ordensbrüder:

Comboni-Brüder	11
Apostel Jesu	3
Weißer Vater (Scholastiker)	1
Ordensbrüder insgesamt	15

– *Laienbelfer* (Soziale Dienste und Entwicklungsbereich) – 18

– Katecheten – 210

Dieses Diözesanpersonal arbeitet für über 165 000 Katholiken (im Durchschnitt etwa 3 000 pro Priester) bei etwa 250 000 Nichtkatholiken. Sie arbeiten für fünfzehn Pfarreien, für das Kleine Seminar, für die Kongregation der Apostel Jesu (Höhere Schule, Postulat, Noviziat, Philosophicum), für die Verwaltung der Diözese, die sozialen Dienste und den Entwicklungsbereich, die Diözesankurie.

Es besteht ein großer Bedarf an zusätzlichen kirchlichen Mitarbeitern: Priestern, die neue, geplante Pfarreien übernehmen sollen, ausgebildete Ordensbrüder und Schwestern sowie Laien/Freiwillige für die sozialen Dienste und die soziale Kommunikation, für die Erziehung, für den medizinischen Bereich und für verschiedene Entwicklungsprojekte etwa in der Landwirtschaft, im Bauwesen, Maschinenbau usw.

C. *Allgemeine religiöse Situation der Diözese:*

Obwohl etwa 40% der Gesamtbevölkerung von Karamoja getaufte Katholiken sind, muß noch viel getan werden zur Stärkung des Glaubens der Gläubigen. Dabei bleibt die große Aufgabe, die restlichen 60% der Bevölkerung zu evangelisieren, insbesondere die männlichen Jugendlichen und die Erwachsenen.

Die zum Teil nomadenhafte Lebensweise der Menschen macht es sehr schwer, die getauften männlichen Erwachsenen pastoral zu betreuen und die anderen zu evangelisieren.

Die katholische Bevölkerung hat jährlich zugenommen und wir können sagen, daß der christliche Glaube von vielen angenommen wird, außer bei den Männern, die der christlichen Botschaft und Lebensweise häufig gleichgültig gegenüberstehen. Die allgemeine Stellung des Glaubens ist immer noch schwach. Er hat das Leben der Familien und der Männer noch nicht durchdrungen. Die alte Lebensweise, d. h. Überfälle, um mehr Kühe (das ist ihr Reichtum) und mehr materielle Dinge zu bekommen, ist immer noch üblich und stellt ein großes Hindernis für einen dauerhaften Frieden und die Evangelisierung dar.

D. *Personal in der Ausbildung:*

(1) *Die Katecheten* sind zusammen mit den Priestern und Ordensleuten die Säulen der Vorevangelisierung und des Evangelisierungsprogramms der Diözese.

Viele haben eine Ausbildung im Katechetischen Bildungszentrum der Diözese erhalten. Weitere werden zur Zeit in einem Zweijahresprogramm am Katechetischen Bildungszentrum in Kangole ausgebildet.

(2) *Die Seminaristen:* Bischof Mazzoldi, ein Mann von großem Vorausblick, hat das Kleine Seminar und ein Vorbereitungsseminar eröffnet. Obwohl große Hoffnung in das Kleine Seminar gesetzt wird, braucht es lange, bis die Früchte sich zeigen: zehn bis zwölf Jahre Ausbildung. Aber es zeigen sich Früchte: Es gibt heute bereits neun Diözesanpriester aus Karamoja, zwei weitere werden dieses Jahr geweiht. Weitere fünf Seminaristen sind im Großen Seminar. So sieht es mit dem Priester-Nachwuchs aus:

Großes Seminar	— 6 Seminaristen
Kleines Seminar	— 52 Seminaristen
Vorseminar	— 35 Seminaristen
Kandidaten insgesamt	— 93 Seminaristen

- (3) *Ernstere Probleme* stellen sich bei der Förderung von Berufungen bei den Karamojongs:
- der Glaube ist noch jung und nicht tief verwurzelt,
 - das Familienleben ist noch nicht stark christlich, und es gibt erst wenige christliche Basisgemeinschaften,
 - die schulischen Voraussetzungen sind sehr ärmlich in ganz Karamoja, das verglichen mit anderen Teilen Ugandas ein vernachlässigtes Gebiet war: kleiner Lehrkörper, geringes akademisches Niveau, keine höhere katholische Schule für Jungen.

E. *Soziale Dienste und Entwicklung:*

In dem von der Diözesansynode erarbeiteten Pastoralplan heißt es deutlich, „Werke der menschlichen Förderung und Nächstenliebe für die Bedürftigen sind konkreter Ausdruck der Liebe Jesu“ (Nr. 68). Dies ist das Hauptziel der sozialen Dienste und der Entwicklungsarbeit der Diözese. Ihre Arbeit umfaßt die folgenden Bereiche:

(1) *Medizinische Dienste:*

Matany Hospital und seine Krankenpflegeschule,
Leprazentrum in Morulem,
Mobile Ambulanzen und Missionsambulanzen.

(2) *Landwirtschaftliche und verschiedene technische Projekte:*

Landwirtschaftsprojekte,
Projekt zum Einsatz von Traktoren,
Projekt zur Ausbildung am Schmiedeofen und zum Schmied usw.

(3) *Erziehung:*

Ein Bildungsausschuß überwacht die Gewährung finanzieller Hilfe an bedürftige Studenten und Schulen.

(4) *Soziale Kommunikation:*

eine diözesane Druckerei,
eine diözesane Monatsschrift „Etoil York“ in der Landessprache.

F. *Wirtschaftliche Bedingungen:*

Die Diözese ist weit davon entfernt, sich selbst zu tragen, obgleich sie sich darum bemüht, vor allem auf Gemeindeebene. Die Menschen sind sehr arm, und selbst wenn sie heute zur Unterstützung ihrer Gemeindekirche beitragen, ist das, was sie beitragen können, sehr wenig.

4. *Abschließende Bemerkungen*

4.1 Durch alle Gespräche hindurch klingt immer wieder, was Erzbischof Rauber mir schon auf der Fahrt vom Flughafen zur Stadt sagte: „Das Volk, das Land und die Kirche im Lande brauchen: Moralität und Spiritualität.“

4.2 Father Albert Bgernhanga, befragt nach den wichtigsten Aufgaben für Staat und Kirche, meint:

- Alphabetisierung
- Abbau der Jugendlichen in der Armee und Rückführung in die Schulen
- Religionsunterricht in den Schulen
- Stellung von Militärgeistlichen für die reorganisierte Armee
- Ordnung und Frieden als Grundlage des Zusammenlebens
- Schaffung des Bewußtseins von Moralität und Spiritualität

4.3 Was immer wieder beeindruckt, ist die junge Kirche, d. h. die vielen Kinder und Jugendlichen, die aber auch am religiösen und kirchlichen Leben teilnehmen.

Junge einheimische Ordensschwester kümmern sich um behinderte alte Menschen, und das mit einer großen Freude und inneren Bereitschaft.

Trotz der schlimmen zurückliegenden Jahre wachsen die geistlichen Berufe. Es ist eine Freude, in die Gesichter der jungen Seminaristen zu sehen und mit ihnen zu sprechen.

4.4 Es gibt in diesem Land keine Hungersnot. Nahrungsmittel brauchen nicht von außen eingeführt zu werden, die gibt es in Uganda genug.

Was das Land braucht, sind technische Hilfen, aber nur insoweit, als sie damit sich selbst helfen können.

4.5 Auch die Flüchtlingslager, ich habe eines davon besucht, sind nicht mit den üblichen Flüchtlingslagern zu vergleichen. Es sind Lager mit 60 bis 65 Familien. Nahrung ist vorhanden. Die Männer gehen in die Umgebung zum Arbeiten. Ein Priester kommt zum Gottesdienst am Sonntag.

Was fehlt, scheinen mir Kleidung und Ähnliches zu sein.

Im übrigen sind diese Flüchtlinge relativ zufrieden.

4.6 Uganda steht vielleicht am Anfang einer neuen Epoche. Prognosen sind sicher verfrüht. Aber die Menschen sind voller Hoffnung und Tatkraft, sie beten um einen Frieden, der dauert und es möglich macht aufzubauen und jedem die Chance gibt, menschlich zu leben.

Interview mit Buthelezi

Die Zulu sind mit mehr als sechs Millionen Menschen der stärkste Stamm im südlichen Afrika. Erstaunlich ist, daß gerade sie sich für eine friedliche Lösung der Probleme in diesem Teil des Kontinents einsetzen, obwohl sie als der kriegesischste Stamm gelten. Ihr Führer Mangosuthu Gatsha Buthelezi befürwortet den Dialog mit Pretoria und spricht sich immer wieder gegen

Sanktionen aus. Seine Inkatha-Bewegung ist mit mehr als 1,3 Millionen Mitgliedern die stärkste gewaltlose Befreiungsbewegung in Südafrika. Unser Korrespondent Karl Breyer führte jetzt mit dem Ministerpräsidenten von Kwazulu ein ausführliches Gespräch, das wir auszugsweise veröffentlichen.

Zuluführer Buthelezi warnt vor Tutus Auffassungen

Schwarze Befürworter von Sanktionen sind keine Demokraten

Karl Breyer

Der Präsident der Befreiungsbewegung Inkatha und Ministerpräsident von Kwazulu, Mangosuthu Gatsha Buthelezi, warnt den Westen vor den Auffassungen des anglikanischen Erzbischofs und Nobelpreisträgers Desmond Tutu. Er bezeichnete außerdem die schwarzen Befürworter von Sanktionen gegen Südafrika als undemokratisch und unterstrich, daß Tausende schwarze Arbeiter in den Fabriken und Tausende Arbeitsuchende tagtäglich mit ihren Füßen gegen einen Boykott dieses Landes abstimmen. In einem ausführlichen und außergewöhnlichen Exklusiv-Gespräch forderte der Zulu-Politiker vor allem die Bundesrepublik auf, weiterhin in Südafrika zu investieren und sich darum zu kümmern, daß die Rolle der Europäischen Gemeinschaft bei der Beeinflussung der Entwicklung konstruktiv ist.

Zuluführer Mangosuthu Gatsha Buthelezi beantwortete gegenüber unserem Korrespondenten Karl Breyer zwölf Fragen, die sich mit der Situation im südlichen Afrika, der Position des Staatspräsidenten Botha, der Rolle der Kirchen und der Bundesrepublik befaßten. Im Hinblick auf die letzte Rede des südafrikanischen Präsidenten Pieter Wilhelm Botha vor dem föderalen Kongreß der Nationalen Partei in Durban sagte Buthelezi: „Politische Reden haben selten Realitäten verändert. Das gilt auch für Bothas Rede, die ich als Vorbereitung für kommende Wahlen sehe. Botha suchte die Solidarität seiner Partei, die vor allem durch die Probleme von Rechts bedroht wird. Die Rede führt nicht aus der Impasse, in der Südafrika sich befindet, und bietet keine Lösung für die Schwarzen.“

Buthelezi warnte davor, die Konfrontation zwischen Schwarz und Weiß in Südafrika überzubewerten. Obwohl die Mehrheit der Schwarzen immer noch daran glaubt, daß die Apartheid durch gewaltlose Taktiken und Strategien beseitigt werden kann, gibt es heute mehr Gewalt zwischen den Schwarzen untereinander als zwischen Schwarz und Weiß. Diese Form der Gewalt wird gesteuert von denjenigen, die nicht an einer Multi-Parteien-Demokratie interessiert sind, sondern einen sozialistischen Ein-Parteien-Staat wünschen. „Ich selbst“, so sagte der Zulu-Politiker, „befürworte eine westlich orientierte industrielle Demokratie für Südafrika, in der die freie Marktwirtschaft die Möglichkeit hat, den Wohlstand zu schaffen, den unser von der Armut heimgesuchtes Land so dringend braucht. Ich setze mich für eine Demokratie ein, die von einem parlamentarischen System verschiedener Parteien getragen wird. Dieses Ziel kann nur durch Verhandlungen und eine mächtige, gewaltlose Taktik verwirklicht werden, die schließlich dann auch die letzten Reste der Apartheid beseitigt.“

„Die freie Marktwirtschaft muß in Südafrika wirklich frei werden. Sie muß die Möglichkeit haben, die Wachstumsrate weitgehend zu stimulieren. Südafrika braucht dazu die westlichen Märkte und den Zustrom von Kapital, Technologie und Wissen. Es ist einfach Wahnsinn, diesen Vorsprung, den die Geschichte uns heute bereits gegeben hat, aufzugeben und für eine sozialistische Lösung einzutauschen, durch die wir bei Null wieder anfangen müssen. Aber wenn wir während dieses Prozesses der Befreiung von der Unterdrückung der Apartheid nicht in der Lage sind, Schwarz und Weiß miteinander zu versöhnen, dann werden wir nicht überleben.“

Im Hinblick auf Sanktionen sagte der Inkatha-Präsident in dem Gespräch, daß der African National Congress im Exil den bewaffneten Kampf akzeptiert hat und Strafmaßnahmen gegen Südafrika fordert, um die bewaffnete Auseinandersetzung weiter voranzutreiben. „Die ursprüngliche ANC-Mission wurde ins Ausland geschickt, um dort Unterstützung für eine demokratische Opposition in Südafrika zu suchen. Die westlichen Nationen gaben jedoch keine Unterstützung, und so suchten sie dort Hilfe, wo sie zu finden war, nämlich im sozialistischen und kommunistischen Block. Daher akzeptierten sie schließlich auch die Taktiken und Strategien derjenigen, die ihnen Unterstützung gaben. Heute ist für die westlichen Regierungen die Forderung, ‚etwas gegen die Apartheid zu tun‘, zu einer parteipolitischen Notwendigkeit geworden. Es ist eigentlich eine Falsch-Interpretation zu behaupten, die westlichen Regierungen glauben, daß Sanktionen und Boykott den endgültigen Erfolg bringen werden. Präsident Reagan, Frau Thatcher, Herr Chirac und Bundeskanzler Helmut Kohl sind sicher nicht der Auffassung. Sie sind jedoch alle verwickelt in ihren eigenen internen parteipolitischen Auseinandersetzungen und beteiligt am Konflikt zwischen der Ersten und der Dritten Welt. Sie haben nunmehr beschränkte Sanktionen akzeptiert, weil es die einzige Möglichkeit ist, der parteipolitischen Querelen im eigenen Lande Herr zu werden, aber nicht, weil sie daran glauben, daß es die richtige Medizin für Südafrika ist.“

„Die schwarzen Befürworter des Disinvestments sind keine Führer, hinter denen demokratisch organisierte Wahlkreise stehen. Nach wie vor stehen die schwarzen Arbeiter vor den Fabriktoren auf der Suche nach Arbeit. Fabriken in Südafrika werden nicht geschlossen, weil die Arbeiter ausländische Investitionen ablehnen. Millionen schwarze Südafrikaner stimmen mit ihren Füßen gegen Disinvestment. In den Versammlungen, die ich abhalte und an denen Zehntausende teilnehmen, wie in Soweto beispielsweise, dem industriellen Herzen Südafrikas, erhalte ich stürmischen Beifall wegen meiner Opposition gegen Disinvestment. Ich bin nicht einverstanden mit Bischof Tutus Standpunkt zum Thema Sanktionen. An erster Stelle weil mein Volk mir dazu ein Mandat gegeben hat. Inkatha hat mehr als 1,3 Millionen zahlende Mitglieder. Damit ist es die größte politische Organisation, die je in der Geschichte Südafrikas entstanden ist. Ich kann also behaupten, ein Mandat von Millionen schwarzen Südafrikanern zu haben, mich den Auffassungen Tutus zu widersetzen. Bischof Tutu spricht als Privatmann, und sein Argument, daß Sanktionen die letzte gewaltlose Lösung sind, ist einfach nicht wahr. Politik in Südafrika muß sich mit der Tatsache auseinandersetzen, wirtschaftliche Abhängigkeit in politische Interdepen-

denz umzusetzen. Das kann nur durch Verhandlungen geschehen. Bischof Tutu hat keine politische Organisation hinter sich, die daran beteiligt werden könnte. Ich habe dagegen ein Mandat meiner schwarzen Wähler und einen riesiggroßen Wahlkreis. Aber meine Auffassungen sind nicht die gleichen wie Bischof Tutus. Schwarzer Fortschritt wird uns dem Sieg näher bringen. Sanktionen werden dagegen den schwarzen Fortschritt zerstören. Hinzu kommt, daß die als Strafe gedachte Isolierung Südafrikas kombiniert wird mit revolutionärer Gewalt von Schwarzen, die bereits eine Taktik der verbrannten Erde akzeptiert haben. Sie wollen die Zerstörung der südafrikanischen Wirtschaft und die Ausrottung des Kapitalismus mit der Apartheid zusammen. Aber auf diesem Weg gibt es keine schwarz-weiße Versöhnung, und ohne Versöhnung zwischen Schwarz und Weiß hat Südafrika keine Zukunft.“

Auf die Frage, welche Rolle die Kirchen in Südafrika spielen sollen und welche Bedeutung die Befreiungstheologie hat, erläuterte Zuluführer Buthelezi ausführlich seine Auffassungen als Christ. „Ich bin ein überzeugter Christ“, sagte er, „und ich glaube, daß die Kirche eine vitale Rolle bei der Befreiung Südafrikas zu spielen hat. Aber die Kirche ist sich noch nicht klar darüber, welche Rolle sie übernehmen soll. Als ein Christ glaube ich, daß Christus von jeder Generation und innerhalb jeder Generation neu entdeckt werden muß. In Südamerika glaubt man, daß die Befreiungstheologie den dortigen Umständen gerecht wird. Aber diese Theologie ist keineswegs die Bibel. Die Befreiungstheologie für Südafrika fordert eine bekennende Kirche. Aber ich glaube nicht, daß eine bekennende Kirche durch Argumente und Vernunft geschaffen werden kann. Christentum in Südafrika ist eine lebendige Sache, und wir sind noch dabei, Christus in unserer Situation zu entdecken. Niemand kann die Entwicklung voraussagen.“

Im Hinblick auf seine Kritik an dem südafrikanischen Rat der Kirchen (SACC), der katholischen Bischofskonferenz und Kirchenführern wie Tutu, Beyers-Naude und Boesak sagte Buthelezi: „Ich bin ein politischer Führer und ein Demokrat. Ich habe das demokratische Recht, mich denen zu widersetzen, die in Opposition zu meinen politischen Auffassungen stehen. Inkatha steht in Opposition zur UDF (Vereinigte Demokratische Front). Bischof Tutu ist Schirmherr der UDF. Auch Pastor Beyers-Naude, Generalsekretär des südafrikanischen Kirchenrates) ist Schirmherr der UDF und auch Dr. Allan Boesak (Vizepräsident des SACC) ist Schirmherr. Sie alle sind Angehörige des geistlichen Standes und haben sich in die politische Arena begeben. Sie müssen sich also gefallen lassen, daß ich mein demokratisches Recht in Anspruch nehme, anderer Auffassung zu sein als diese Herren. Ich kann nicht gleichgültig danebenstehen, wenn ich sehe, daß manche dieser Kleriker den Willen der Massen mißbrauchen. Sie sind nur wichtig, weil sie von den Medien gefördert werden. Sie sind bedeutend, weil sie in der westlichen Welt hofiert werden. Sie sind gefährlich, weil sie im Bereich der Politik Dummköpfe sind. Ich maße mir nicht an, Gott vorzuschreiben, wie er die Füße seiner Diener leiten soll, aber ich zweifle daran, daß Bischof Tutu, Dr. Boesak und andere Kleriker eine göttliche politische Inspiration haben. Ich betrachte sie als Männer, die ihr eigenes Fachgebiet verlassen haben und jetzt weder

Priester noch Politiker sind. Das macht sie gefährlich, sowohl in der Kirche wie auch in der Politik.“

Der Ministerpräsident von Kwazulu, Mangosuthu Gatscha Buthelezi, sieht den gefangenen ANC-Führer Nelson Mandela nicht als einen gefährlichen Terroristen und den Kommunismus nicht als eine Bedrohung für Südafrika. Während des Interviews sagte er, daß er Mandela als einen wahren Sohn Afrikas betrachtet, mit dem er durch viele Erinnerungen und gemeinsame Erlebnisse verbunden ist. Umgekehrt glaubt Buthelezi, daß Mandela ihn als Teil einer Lösung für Südafrikas Probleme sieht. „Ich fordere“, so sagte Buthelezi, „daß Mandela sofort und ohne Bedingungen freigelassen wird. Er und andere politische Gefangene müssen sofort freigelassen werden. Ich habe es sehr deutlich gemacht, daß ich nicht daran denke, an dem vom Staatspräsidenten vorgeschlagenen nationalen Rat teilzunehmen, solange Dr. Mandela nicht frei ist, um eine Teilnahme zu akzeptieren oder abzulehnen. Die südafrikanische Regierung zeichnet immer wieder dieses Image eines Terroristen und Kommunisten, um seine verlängerte Haft zu rechtfertigen. Aber ich glaube, daß das weiße Südafrika längst die Notwendigkeit seiner Freilassung erkannt hat. Danach wird sich herausstellen, was Mandela wirklich will.“

„Ich selbst bin kein Ideologe, und die Ismen dieser Welt nähren die Armut. Ismen befreien keine Menschen. Auch der Kommunismus hat nichts Magisches an sich. In unserer Situation glaube ich, daß die freie Marktwirtschaft das am meisten effiziente System, ist das die Menschheit bisher entwickelt hat, um den Wohlstand zu schaffen, den wir in unserer Lage brauchen. Ich bin ein pragmatischer Demokrat. Kommunisten suchen einen Ein-Parteien-Staat zu verwirklichen, aber eine Demokratie mit mehreren Parteien ist eine weitaus bessere Garantie gegen Tyrannei als der Kommunismus je sein kann. Ich sehe den Kommunismus nicht als eine besondere Gefahr für Südafrika und das südliche Afrika. Apartheid ist die Gefahr, mit der wir konfrontiert werden. Sie ist weitaus zerstörerischer als alles andere, was uns bedroht.“

„Die Kirchen der westlichen Welt — und vor allem die Kirchen in Deutschland — haben eine christliche Verpflichtung, die Entwicklungen in Südafrika zu beeinflussen. Die Kirche hat vor allem eine ernsthafte Verantwortung in ihrer Aufgabe, die Dinge zu erhalten, die so wertvoll für Südafrika sind und die heute so bedroht werden. Die Kirche muß sich mit den Opfern der Apartheid identifizieren, aber sie muß sich davor hüten, Partei zu ergreifen. Wenn die Kirche politische Stellungen zum Vorteil einer christlichen Gruppe im Gegensatz zu einer anderen christlichen Gruppe bezieht, begibt sie sich auf gefährliches Terrain. Manche Kirchenführer behaupten, daß wir einen ‚gerechten Krieg‘ in Südafrika kämpfen. Aber Christen können sich nur für einen ‚gerechten Krieg‘ einsetzen, wenn es keinen anderen Weg mehr gibt, als eine Tyrannei durch Gewalt zu beseitigen. Das ist jedoch in Südafrika nicht der Fall. Die gewaltlose Opposition gegen die Apartheid ist gerade jetzt weitaus stärker als die Kräfte der Kirche. Die Kirche sollte jeden Versuch mehr stützen, eine Versöhnung zwischen Schwarz und Weiß und Schwarz und Schwarz zustan-

de zu bringen. Die Kirche sollte verhindern, daß Gewalt unvermeidlich wird, nur weil es an christlicher Aktivität fehlte.“

„Die Bundesrepublik Deutschland hat das Recht und die Möglichkeiten, die Ereignisse in Südafrika zu beeinflussen“, so sagte der Zulu-Politiker abschließend in dem mit ihm geführten Gespräch. „Apartheid ist internationalisiert worden, und Westdeutschland ist ein Mitglied der internationalen Gesellschaft mit wichtigen Interessen in Südafrika. Es ist daher lebensnotwendig, daß deutsche Investoren weiterhin investieren und mitarbeiten, die Lebensbedingungen der schwarzen Bevölkerung zu verbessern. Die Westdeutschen sollten sich dafür einsetzen, die Entwicklung in die Wege zu leiten, an die sie selbst glauben. Die Bundesrepublik ist ein Mitglied der Europäischen Gemeinschaft, und diese Gemeinschaft ist besorgt über die Ereignisse in diesem Land und beteiligt an den Problemen Südafrikas. Die Bundesrepublik sollte alles tun, um die Europäische Gemeinschaft zu einem konstruktiven Engagement zu bewegen. Westdeutschland sollte sich dem negativen Einfluß der obligatorischen Wirtschaftssanktionen widersetzen. Der Weg in die Zukunft führt über die Verbesserung der Lebensbedingungen der schwarzen Südafrikaner, in der Verbesserung auf dem Gebiet der Erziehung und der Ausbildung. Es geht um die Entwicklung von Gemeinschaftsprojekten, von Ernährungsprogrammen und den Bau von Wohnungen, aber ganz besonders um die Entwicklung von Selbsthilfe-Projekten, die es den schwarzen Südafrikanern ermöglichen, in dieser furchtbaren Situation etwas für sich selbst zu tun. Westdeutschland ist in der Lage, diplomatischen Druck auf Pretoria auszuüben, um wirkliche Reformen durchzuführen. Die Westdeutschen haben eine positive Aufgabe. Sie sollten daran denken, um die Entwicklung in Südafrika zu beeinflussen.“

Informationen aus Kirche und Welt

Vollversammlung des ZdK

Bericht zur Lage

Elke A. Fettweis

Mit seinem Bericht zur Lage erklärte Prof. Dr. Hans Maier, Vorsitzender des Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) — am 2.5.86 vor der Presse —, daß die Stellungnahme des Zentralkomitees zu den „Lineamenta“ und zur Vorbereitung der Bischofssynode im kommenden Jahr über die „Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt, 20 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil“ bereits seit April dieses Jahres veröffentlicht sei. Auch die Stellungnahme der Deutschen Bischöfe zu den „Lineamenta“ liege jetzt vor. Es ergebe sich, daß die Aussagen des Zentralkomitees und der Deutschen Bischofskonferenz einander sehr gut ergänzten. Man beabsichtige, in einer Broschüre beide Papiere zusammenzufassen. Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch hinsichtlich dieser Papiere soll sich im Rahmen des Europäischen Forums ergeben, an dessen Studientagung im Juli dieses Jahres auch eine Delegation des ZdK teilnehmen wird.

Ein weiterer Aspekt seiner Ausführungen war der Bericht über die USA-Reise, die eine Delegation des ZdK unter Leitung von Rita Waschbüsch Anfang des Jahres unternommen hatte. Das Ziel der Reise sei es gewesen, zum einen Kontakte mit wichtigen Gesprächspartnern des amerikanischen Katholizismus, insbesondere seiner Laienvertretung, zu knüpfen und zum anderen den christlich-jüdischen Dialog um eine wesentliche Dimension, nämlich die Begegnung mit dem amerikanischen Judentum, zu erweitern. Prof. Maier betonte dabei, daß das Gespräch mit dem Erzbischof von New York, Kardinal O'Connor, und die Begegnung mit dem Sekretariat für Laienfragen bei der Amerikanischen Bischofskonferenz in Washington sowohl einen Einblick in das Selbstverständnis der amerikanischen Kirche als auch in die völlig anders strukturierte katholische Laienarbeit vermittelt habe. Die Delegation des ZdK habe feststellen können, daß die amerikanischen Juden und ihre

Presse die Vorgänge in Deutschland mit Aufmerksamkeit registrierten, denn dieses mit 6 Millionen zahlenmäßig weltweit stärkste Judentum verstehe sich wie kein anderes als Anwalt jüdischer Belange in der Welt. Die Gespräche während dieser Reise konnten einige einseitige Interpretationen und Fehleinschätzungen klären und zu einer differenzierenden Beurteilung beitragen. Für die weitere Arbeit des ZdK sollte der während dieser Reise aufgenommene Kontakt genutzt werden, so Maier. Und so ermutigte er zur Fortsetzung der bisherigen Arbeit besonders in folgenden drei Bereichen: „1. historische Studien zur Geschichte des christlichen Antijudentums vor 1930 anzuregen und durch eine theologische Reflexion über Geschichtsverständnis, Schuld, Vergebung, Versöhnung zu begleiten, 2. das bereits 1981 im Van-Leer-Institut in Jerusalem begonnene und 1983 im Expertengespräch in Simpelveld weitergeführte wissenschaftliche Gespräch über die gemeinsame Verantwortung von Christen und Juden über die Zukunft der Menschheit fortzusetzen, und 3. den theologischen Dialog im Sinne des II. Vatikanischen Konzils und unseres Arbeitspapiers Theologische Schwerpunkte des jüdisch-christlichen Gesprächs‘ gerade auch im Blick auf die Bewußtseinsbildung in unserem Lande voranzutreiben“.

Die Gespräche führten allerdings nur dann zu echter Partnerschaft und Zeitgenossenschaft, wenn auf beiden Seiten völlige Offenheit und der Wille zum Verstehen vorherrschten. In diesem Zusammenhang und mit Blick auf den Symbolcharakter betonte Maier, er sei der Ansicht, der Papst habe mit seinem Besuch der römischen Synagoge ein Zeichen gegeben, daß der im II. Vatikanischen Konzil begonnene Weg konsequent weitergeführt werde.

Weiterhin äußerte sich Maier zu der Problematik des Paragraphen 218 und der Sterbehilfe im Hinblick auf die Äußerungen Zeidlers und Glotz'. Hinter dieser Haltung verberge sich ein

Verfassungsverständnis, das besorgt stimmen müsse, denn „Professor Zeidler hat mit seinen Worten die unabweisliche Verpflichtung des Rechtsstaates in Frage gestellt, menschliches Leben in jeder Phase seiner Existenz zu schützen — am Beginn und am Ende —, und er hat die Behauptung aufgestellt, hier zeigten sich ‚kirchliche Einflüsse auf unsere Rechtsordnung‘“. Dies sei nicht der Fall; vielmehr bestehe die Tatsache, daß in unserer wertoffenen und wertgebundenen Verfassung ethische Postulate in Recht umgesetzt worden seien, wobei sich die Kreise der rechtlichen und der kirchlichen Ordnung zwar teilweise überschneiden, nicht aber decken würden. Hervorzuheben sei weiterhin, daß es in Diskussionen dieser Art nicht etwa darum gehe, daß der Staat das Gesetz der Kirche, sondern sein eigenes Gesetz vollziehe. Da unser Staat religiös und weltanschaulich neutral, keineswegs aber wertneutral, sondern wertoffen und wertgebunden sei, gelte es nicht etwa den Schutz des Lebens neu einzuführen, sondern diesen gesetzlich vorgeschriebenen Schutz zu sichern und zu verhindern, daß er verfallende. „Eine Herausforderung, wie sie in den Worten Zeitlers liegt, macht uns darüber hinaus aber auch bewußt, wie wichtig es ist, daß wir uns mit politischem Augenmaß dafür einsetzen, daß unsere Verfassung und die ihr zugrundeliegende Wertordnung mehrheitsfähig bleibt. Theologisierung am falschen Ort, fundamentalistische Mißverständnisse und schwärmerischer Rückzug aus der konkreten Geschichte in eschatologische oder gar apokalyptische Visionen sind ganz ungeeignet.“ Maier betonte deshalb zum Abschluß seines diesjährigen Lageberichts die Hoffnung, daß diese Haltung überall in der Kirche richtig verstanden werde, damit der Beitrag der Christen für unsere Verfassungsordnung wirkmächtig werden könne.

89. Deutscher Katholikentag in Aachen

Zum Stand der Vorbereitung des 89. Deutschen Katholikentages, der im September dieses Jahres in Aachen stattfinden wird, erklärte Dr. Walter Bayerlein, daß die Vorbereitungen im wesentlichen abgeschlossen seien. Anschließend referierte und kommentierte er den geplanten Programmverlauf, der sich in einigen Punkten etwas von den bisherigen Katholikentagen unter-

scheidet. Auch die besondere geographische Lage Aachens im Dreiländereck hätten die Organisatoren bei der Aufstellung des Programms beachtet. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang der Hinweis darauf, daß die Anmeldefrist für den Katholikentag bis Ende Mai verlängert worden ist. Bayerleins Wunsch sei es, sich vom Leitwort „Dein Reich komme“ ansprechen zu lassen und mitzuhelfen, damit auch der Aachener Katholikentag die Lebendigkeit der Kirche und das Zeugnis unseres Glaubens in dieser Gesellschaft sichtbar werden lasse.

Verhältnis von Jugend und Gemeinde

Angenommen wurde während der zweitägigen Tagung des ZdK eine 16seitige Erklärung zum Verhältnis von Jugendlichen und Erwachsenen in den Pfarrgemeinden. Haupttenor dieser vor allem sprachlich neubearbeiteten Fassung ist die Hervorhebung der besonderen Rolle, die den Pfarrgemeinden neben Schule und Elternhaus zukomme. U. a. sei die Ortsebene für einen erfolgreichen Dialog besonders geeignet, weil hier nicht nur Argumente ausgetauscht, sondern Menschen einander begegnen würden. Hier könne man auch der Gefahr der Ideologisierung unter dem Deckmantel der Grundsätzlichkeit leichter entgegenwirken. Eine weitere besondere Rolle komme der Pfarrgemeinde zu, da sie der Raum des alltäglichen und unmittelbaren Erlebens von Kirche sei.

Mit der Beschränkung dieser Erklärung auf die Ortsebene „will die Kommission mithin die Möglichkeiten und Belastungen auf den höheren Ebenen kirchlichen Lebens sowie in Familie und Schule keineswegs ignorieren“. Man ist vielmehr der Überzeugung, daß eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den Generationen auf Gemeindeebene unbedingt notwendig, ja vorrangig sei, damit das gestörte Verhältnis der Generationen auch in größeren Räumen von Kirche und Gesellschaft leichter überwunden werden könnten. Ausgangspunkt dieser Erklärung ist die Haltung, daß Jugendliche nicht Objekt kirchlicher Betreuung, sondern erstverantwortliche Träger der Jugendarbeit sein sollen. Von entscheidender Wichtigkeit für das gute Verhältnis zwischen Jugendlichen und Erwachsenen sei das gemeinsame Vertrauen, daß „Gott

der Herr der Zukunft ist“. Sich in diesem Vertrauen in Wort und Tat gegenseitig zu bestärken sei die Aufgabe.

Abbau der Arbeitslosigkeit und Gestaltung der Arbeitsgesellschaft — Zur sozialen Verantwortung des Christen

Aus Zeitmangel konnten die von der Kommission „Wirtschaft und Gesellschaft“ erstellten Thesen zum Abbau der Arbeitslosigkeit und zur Gestaltung der Arbeitsgesellschaft nicht mehr abschließend beraten werden. Nach Einfügung der zahlreichen Ergänzungsanträge soll dieser Entwurf deshalb Ende Mai vom Geschäftsführenden Ausschuss des Zentralkomitees gebilligt und anschließend veröffentlicht werden. Ausgangspunkt der erstellten Thesen sind besonders drei Phänomene, die in der öffentlichen Diskussion in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen haben: 1. die trotz wiedererreichtem Wirtschaftswachstum und deutlichen Erfolgen bei der Beschäftigungslage anhaltende Massenarbeitslosigkeit, 2. die Behinderung des Erfolgs bei Maßnahmen gegen die Massenarbeitslosigkeit durch pessimistische Stimmen, die das Ende der industriellen Arbeitsgesellschaft proklamieren und alternative Wirtschaftsformen befürworten und 3. die Umdeutung oder Verharmlosung der realen Arbeitslosenzahlen.

Die Kommission kommt in ihrem Entwurf zu dem Schluß, daß es zum einen nicht zu einer Aufspaltung der Gesellschaft in zwei fundamental gegeneinander gerichtete Gruppen (Arbeitende und Nicht-Arbeitende) kommen dürfe und daß zum anderen die berufliche Tätigkeit modernen Anforderungen angepaßt und zugleich besser als früher in die gesamte Lebensgestaltung eingefügt werden müsse.

Gemeinsame Studententagung

Prof. Dr. Hans Maier teilte zum Stand der Beratungen für eine gemeinsame Studententagung zur Bilanz der „Synode der Bistümer in der Bundesrepublik“ mit, daß die Tagung von einem Arbeitsausschuß vorbereitet werde, dem Bischof Dr. Karl Lehmann (Mainz), Zentralkomitee-Vizepräsident Dr. Walter Bayerlein, die Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände, Resi König, Zentralkomitee-Generalse-

ekretär Dr. Friedrich Kronenberg und der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Prälat Wilhelm Schätzler angehörten.

„30 Jahre Bundeswehr-Verband“

Festakt in Munster

Christian Dewitz

Schon lange sprechen nicht mehr nur die Gründerväter von jenem, in der deutschen Militärgeschichte einmaligen „Novum mit revolutionärem Charakter“. Heute wissen Historiker, Politiker, Militärs und die 278 000 Mitglieder des Deutschen Bundeswehr-Verbandes (DBwV): Die am 14. Juli 1956 in Munster von 55 Bundeswehrangehörigen aller Dienstgrade ins Leben gerufene Organisation war und ist die erste demokratische Interessenvertretung der deutschen Militärgeschichte für Soldaten.

Auf den Tag genau, 30 Jahre nach erfolgter Verbandsgründung, trafen sich jetzt am Gründungs-ort Munster Gründungsmitglieder, die DBwV-Verbandsspitze, Vertreter des öffentlichen Lebens, Soldaten und Gäste zu einem Festakt.

In nahezu allen Ansprachen wurde dabei auf die Bedeutung des Gründungsaktes hingewiesen, denn gleichzeitig schufen sich die Initiatoren jenen organisatorischen Unterbau, der ihnen und den späteren Mitgliedern die gleichberechtigte, aktive Beteiligung am politischen Leben als mündige Staatsbürger sichern sollte.

Verfassungsmäßige Grundlage und Garantie für den Verband und seine Politik ist der Artikel 9 des Grundgesetzes. Er garantiert die Koalitionsfreiheit.

Dieses Recht, sich zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen zusammenzuschließen, steht auch den Soldaten uneingeschränkt zu. Allerdings wollten viele, vor allem die älteren Kameraden, in den Munsteraner Gründertagen lieber auf die Ausübung eines derartigen Rechts verzichten. Generalmajor a.D. Karl-Theodor Molinari, Gründungs- und Ehrenvorsitzender des DBwV mit der Mitgliedsnummer „1“, erinnerte sich beim Festakt: „Diese Kameraden waren der Meinung, ein deutscher Soldat beteilige sich nicht an einer derartigen Interessenorganisation, außerdem

werde der jeweilige Vorgesetzte schon für alle Probleme Abhilfe schaffen“. Gefehlt! Die Aufbauphase der Bundeswehr war geprägt durch häufige Ortswechsel im Rahmen der ständigen Umgliederung der Truppenteile. Im Bereich der Besoldung waren eine, den Berufseigentümlichkeiten der Soldaten angemessene Entlohnung und das Zulagenwesen unzureichend. Hinzu kam, daß viele Soldatenfamilien sehnsüchtig auf die Zuteilung einer Bundeswehrwohnung warten mußten. Die Verbandsgründung, zur Vertretung der ideellen und sozialen Interessen aller aktiver und ehemaliger Soldaten der Bundeswehr, ihrer Familienangehörigen und Hinterbliebenen gegenüber Parlament, Regierung und Öffentlichkeit, bezeichnete Molinari in Münster deshalb als „Muß“. Dieses „Muß“ hat sich gelohnt. Ist schon allein der Mut der Verbandsgründer bewundernswert, die sich trotz zum Teil heftiger Anfeindungen aus dem Kameradenkreis und angesichts des Unmutes mancher Vorgesetzter zu dieser Pioniertat durchringen konnten, wie beeindruckend ist da die Entwicklung des Verbandes. Anfänglich waren es 55 Mitglieder, als Karl-Theodor Molinari im April 1963 sein Amt als Bundesvorsitzender zur Verfügung stellte, da gehörten bereits mehr als 10000 Mitglieder dem DBwV an. Heute sind es über eine Viertelmillion Soldaten aller Dienstgrade, sind es Wehrpflichtige, Zeit- und Berufssoldaten, Reservisten und Ehemalige, die ihre sozialen und ideellen Interessen dem DBwV anvertraut haben.

Und diese Anliegen werden auch weiterhin zielstrebig vertreten, wie die programmatische Rede des DBwV-Bundesvorsitzenden, Oberstleutnant Rolf Wenzel, beim Munsteraner Jubiläum zeigte. Er wies den verbandspolitischen Kurs der kommenden Jahre und sprach sich unmißverständlich für eine attraktive Bundeswehr, aber gegen soziale Nachteile und gesellschaftspolitische Defizite aus. Viele der Verbandsforderungen, die vordergründig als materielle Anliegen erscheinen mögen, dienen Wenzels Beteuerung nach nur dem Ziel, die Einsatzfähigkeit der Streitkräfte zu bewahren und zu fördern. Ungelösten Problemen gelte aber dennoch weiter das Augenmerk des Verbandes, sagte der Bundesvorsitzende und legte den Finger in offene Wunden: Dienstzeitbelastung bis hin zu 60 und mehr

Wochenstunden. Das Los vieler ausscheidender Zeitsoldaten, nach Dienstende ohne Arbeit zu sein. Die familiären Belastungen durch häufige Versetzungen und die anstehenden Personalprobleme mit Beginn der 90er Jahre, dann, wenn die geburtenschwachen Jahrgänge kommen.

Sicher, vor 30 Jahren mußte die Gründung eines derartigen Verbandes als sensationell empfunden werden. Heute aber ist im DBwV Verbandsalltag eingekehrt, haben Politiker und Öffentlichkeit dem DBwV als kompetenten Vertreter der Soldaten-Interessen einen festen Platz im demokratischen Spiel der Kräfte vorbehalten eingeräumt.

Akademikerarbeitslosigkeit in der Diskussion

*Ein Forum der Katholischen Akademikerarbeit
Deutschlands*

Klaus Lorenz

„Akademiker können nicht arbeitslos werden, höchstens erwerbslos“. Daß Dr. Helmut Patt, Geistlicher Direktor der Katholischen Akademikerarbeit Deutschlands (UAD) und Leiter der Arbeitsstelle Akademikerpastoral der Deutschen Bischofskonferenz, „höchstens“ nicht als Verniedlichung der derzeitigen Arbeitsplatzsituation für Akademiker versteht, sondern er nach Konsequenzen ruft, ist einem Aufsatz zu entnehmen, den er unter dem Eindruck der steigenden Akademiker-Arbeitslosenzahl 1984 unter dem Titel „Die Akademiker-Arbeitslosigkeit nimmt zu — Was kann die Kirche tun?“ veröffentlichte. Darin schrieb er unter anderem: „Es muß mit aller Entschiedenheit betont werden, daß eine politische Entwicklung der Größenordnung, wie sie heute mit den durch Bildungswerbung fehlgeleiteten Berufen mit Hochschulabschluß erfolgt ist, nur auf politischem Wege korrigiert werden kann und gesellschaftlich in ein Verhältnis zur Beschäftigungsmöglichkeit gebracht werden muß“. Und weiter: „Können sich die Kirchen und die gesellschaftsrelevanten, im Bedeutungsanspruch volltönenden Verbände, etwa auch die katholischen akademischen Verbände, der Verpflichtung entledi-

gen, alle ihre Möglichkeiten zu nutzen? Gewiß nicht.“

„Die stellungslosen Akademiker sind unser erstes soziales Problem“. Diese Verantwortung mag die Katholische Akademikerarbeit Deutschlands, ein Zusammenschluß Katholischer Verbände, dazu bewogen haben, Verantwortliche und Betroffene zu einem Forum unter dem Thema: „Akademikerausbildung — Luxus oder Garantie für die Zukunft“ ins Wissenschaftszentrum in Bonn einzuladen.

Die Bundesministerin für Bildung und Wissenschaft, Frau Dr. Dorothee Wilms, stand an der Spitze der Podiumsteilnehmer, die vor ca. 200 Gästen Problematik und Möglichkeiten der Bewältigung der Akademikerarbeitslosigkeit diskutierten. In ihrem Grundsatzreferat betonte die Ministerin, daß für Jugendliche alle Bildungsgänge offen gehalten werden müßten. In diesem Zusammenhang begrüßte sie insbesondere, daß mehr Abiturienten eine Lehre und nicht unbedingt ein Studium anstreben. Wichtig sei dabei die zunehmend positivere Bewertung der nichtakademischen Berufe.

Frau Wilms nannte einige Kriterien, die den Hochschulabsolventen den Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtern könnten. Viele Betriebe legten sehr großen Wert auf eine gute Allgemeinbildung, nach dem Motto: Spezialwissen bringen wir ihnen schon selber bei. Darüber hinaus seien EDV-Kenntnisse, Fremdsprachenbeherrschung und Auslandsaufenthalte von Vorteil. Besonders die Mobilität hob die Ministerin hervor. „Mobilität sowohl was den Wechsel des Studienortes betrifft als auch bei der späteren Suche nach einem Arbeitsplatz.“

Betroffene, unterstützt vom Vorsitzenden der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Prof. Dr. Theodor Berchem, entgegneten der Ministerin, die Hochschulabsolventen seien besser als ihr Ruf. Viele hätten sich schon auf die „neuen“ Anforderungen des Arbeitsmarktes eingestellt, nur, viele Arbeitgeber hätten dies noch nicht bemerkt. Berchem meinte in seinem Diskussionsbeitrag, man dürfe nicht die für die derzeitige Situation verantwortlich machen, die wie die Kinder vom Rattenfänger von Hameln in diese Situation hineingelockt worden seien. „Bei Tarifverhandlungen werden Milliarden verschoben,

ich bekomme ein paar Mark mehr, muß mehr Steuern zahlen, aber irgendwann merke ich, daß meine Kinder arbeitslos sind. Dies kann nicht der Sinn unseres Staates sein.“ Auch Oberstudiendirektor Dr. Helmut Winter, Vizepräsident der KAD, betonte, „wenn wir verzichten, verzichten wir für unsere Kinder“. Dies müsse auch den Doppelverdienern klar sein.

Besondere Beachtung fand auf diesem Forum immer wieder die Situation der Frauen. Die Benachteiligung auf administrativem Weg zu ändern, sah Frau Dr. Wilms keinerlei Möglichkeit. Frau Professor Dr. Luise Merkens von der Fachhochschule Niederrhein in Mönchengladbach forderte dennoch oder gerade deshalb, junge Frauen zum Studium zu ermutigen. Damit werde Chancengerechtigkeit hergestellt, nicht Chancengleichheit. Um eine höhere Zahl weiblicher Studierender zu erreichen, müßten die Beratungsdienste verbessert werden.

Die Professorin wehrte sich in der Beurteilung der Arbeitslosigkeit gegen eine „Vorzugsbehandlung“ von Akademikern. „Ich wehre mich dagegen, daß Akademikerarbeitslosigkeit politisch schwieriger ist als die Arbeitslosigkeit einer Krankenschwester oder eines Schlossers.“ Zwar seien damit besondere Schwierigkeiten für die Gesellschaft verbunden, es könne besonderer sozialer Sprengstoff entstehen, aber für den einzelnen Menschen sei die Arbeitslosigkeit gleich schlimm.

„Akademikerausbildung — Luxus oder Garantie für die Zukunft“. Einig waren die Diskutanten, daß Akademiker für den Bestand der Gesellschaft notwendig, diese insofern also kein Luxus sind. Doch bei der Frage nach der Lösung der Probleme durch das derzeitige Überangebot an hochqualifizierten Arbeitskräften konnte — leider auch — dieses Forum nur Fragestellungen anreißen, deren Weiterbearbeitung durch die Katholische Akademikerarbeit Deutschlands ein verdienstvolles Unterfangen wäre. Gemäß dem Gedanken des Geistlichen Direktors Dr. Helmut Patt: „Können sich die Kirchen und die gesellschaftsrelevanten, im Bedeutungsanspruch volltönenden Verbände, etwa auch die katholischen akademischen Verbände, der Verpflichtung entledigen, alle ihre Möglichkeiten zu nutzen? Gewiß nicht.“

Südafrika

Schwester Thea Brödel (71) vom Orden der hl. Katharina von Siena, die seit 1934 in Südafrika (King-Williams-Town) als Missionsschwester tätig ist, bedauerte bei einem Heimaturlaub in Rodalben (Landkreis Pirmasens) die einseitige Berichterstattung in deutschen Medien über die Situation in Südafrika. Sie meinte, die Reformen der Regierung Botha seien auf ein gedeihliches Zusammenleben gerichtet, würden aber von Gewalttättern gestört. Die Schwester wies auch auf die Flüchtlinge hin, die zu Tausenden von dem kommunistisch regierten Mosambik nach Südafrika kämen, um Schutz zu suchen. Die Menschen brauchen Hilfe, nicht Parolen, sagte Schwester Thea.

... (aus Deutsche Tagespost, 12.08.86)

„Wissenschaftspreis des Deutschen Bundeswehr-Verbandes“

Christian Dewitz

Vor kurzem lud der Deutsche Bundeswehr-Verband (DBwV) hohe Militärs der Bundeswehr und befreundeter Regierungen, Politiker des Deutschen Bundestages und namhafte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in die Redoute nach Bonn-Bad Godesberg ein. Am 22. April fand dort erstmals die Verleihung des 1981 gestifteten und mit 10000 Mark dotierten Wissenschaftspreises des Verbandes statt. Dieser Preis wird für herausragende wissenschaftliche Arbeiten verliehen, die sich mit der Thematik „Sicherheitspolitik in der Öffentlichkeit“ befassen. Die Auszeichnung erhielten zu gleichen Teilen die Berliner Professorin Dr. Helga Haftendorn und eine Freiburger Autorengruppe. Dr. Haftendorn hatte sich mit dem Thema „Sicherheit und Entspannung. Zur Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1955 — 1982“ auseinandergesetzt. Das Autorenteam — Dr. Roland G. Foerster, Dr. Christian Greiner, Dr. Georg Meyer, Dr. Hans-Jürgen Rautenberg und Dr. Norbert Wiggershaus — wurde für das Gemeinschaftswerk „Anfänge westdeutscher Sicherheitspolitik 1945—1956, von der Kapitulation bis zum Plevan-Plan“ geehrt.

Oberstleutnant Rolf Wenzel, der Bundesvorsitzende des Deutschen Bundeswehr-Verbandes, zählte in seiner Festrede auf, was der DBwV unter dem Begriff „Sicherheitspolitik“ verstanden haben will. Wenzel begründete die Stiftung des Wissenschaftspreises so: „Wir sind überzeugt von der Notwendigkeit einer qualifizierten wissenschaftlichen Erörterung der Sicherheitspolitik. Wir gehen dabei von einem umfassenden Verständnis für diese Politik aus, einer Sicherheitspolitik, die — neben militärischen Fragen und Problemen im engeren Sinne — stets auch solche der Friedensforschung, der Friedenserziehung, der Friedenspolitik und der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit einschließt“. Sicherheitspolitik, so wie sie der DBwV definiert, umfaßt demnach auch geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen, fordert ebenso die naturwissenschaftliche und technische Forschung. Als Beispiel dafür, was wissenschaftliche Arbeit mit dem sicherheitspolitischen Themenkatalog zu leisten vermag, ist die Festrede des Marburger Professors Dr. Wilfried von Bredow geeignet. Der Wissenschaftler beschäftigte sich in seiner Festrede anlässlich der Preisverleihung mit der Situation der Streitkräfte in der Bundesrepublik Deutschland.

Nach einem Überblick über „Konvergenz und Inkompatibilität“ und deren praktische Folgen, zog der Marburger Professor Bilanz: „Trotz aller Überschneidungen und wechselseitigen Durchdringungen von militärischen und zivilen Bereichen der Gesellschaft: Keine Konvergenz! Trotz einer zweifellos vorhandenen Distanz im Verhältnis von Bevölkerung zum Militärischen, die einmal wächst und dann wieder geringer wird, aber, eingedenk der Erfahrungen deutscher Geschichte in diesem Jahrhundert, als Distanz bestehen bleiben wird: Keine Inkompatibilität!“. Woran liegt es, diese Unschärfe, diese nicht besser zu treffende Standortbestimmung der Streitkräfte in der bundesrepublikanischen Gesellschaft? Die Antwort: „Es gibt ein Problem der Identifikation der Gesellschaft mit dem Auftrag der Streitkräfte.“ „Geteilte Akzeptanz“, heißt das Stichwort, das von Bredow zur Erklärung herausforderte: „Diese geteilte Akzeptanz bedeutet letztlich: Zustimmung zur Institution, aber nicht zu ihrer entscheidenden Funktion, ihrem militärischen Auftrag“. Die Ursachen für

diese halbherzige Bejahung der Bundeswehr glaubt der Politikwissenschaftler von Bredow zu kennen. Für ihn ist einmal der Wandel des Kriegsbildes hin zur nuklearen Erweiterung (mit all ihren Folgen) verantwortlich zu machen, für die skizzierte Haltung verschiedener Bevölkerungskreise. Ferner sind seiner Ansicht nach die geltende Militärstrategie der NATO durch einen Wildwuchs „alternativer“ Konzepte herausgefordert worden, ohne daß darauf ernsthaft und nachdrücklich genug geantwortet worden ist. Schließlich nannte der Festredner die Hauptursache der konstatierten geteilten Akzeptanz: „Sie bekommt ihre wichtigsten Impulse aus der Fehlbeurteilung des Charakters der internationalen Beziehungen und des Ost-West-Konflikts“. Diese Fehlbeurteilung kann nach seinen Erkenntnissen als Resultat zweier gesellschaftspolitischer Defizite gelten. Einmal handelt es sich um ein seiner Meinung nach eindeutig verursachtes Defizit durch die politische Informiertheit, also ein Defizit im Bereich der Bildung. Dies wird beispielsweise dann erschreckend deutlich, wenn eine Spielart des nationalen Neutralismus „Deutschland als ein besetztes Land“ definiert. Zum anderen tritt als weiteres Defizit ein über lange Jahre gewachsenes moralisches Vorurteil gegen die Doktrin der Kriegsverhinderung durch Abschreckung auf den Plan. Von Bredow eräuerte: „Gemessen

an der kaum zu überschätzenden Bedeutung dieser Doktrin für die Ausgestaltung unseres Lebens unter dem Schatten eben dieses Ost-West-Konflikts sind die intellektuellen Beiträge zur vertiefenden Reflexion dieser Kriegsverhinderungs-Doktrin eher ärmlich“. Aber: Es gibt Ausnahmen, preiswürdige Ausnahmen. Der Deutsche Bundeswehr-Verband hat sie in der Bad Godesberger Redoute mit dem Wissenschaftspreis ausgezeichnet. Dieser Preis ist denen zugedacht, die mit wissenschaftlicher Arbeit helfen, den Streitkräften in der Gesellschaft die Standortbestimmung zu erleichtern, die der Gesellschaft Material für die sicherheitspolitische Diskussion an die Hand geben und die so erreichen, daß der sicherheitspolitische Dialog „künftig weniger schrill und emotional geführt werden kann“.

Professor von Bredow versicherte am Schluß seiner Festrede: „Ich schließe aus den vorangegangenen Überlegungen, daß die Bundesrepublik Deutschland — wie andere Länder auch — in den nächsten Jahren eine eingehende Debatte über die Möglichkeiten der besten Kriegsverhütung in Europa erleben wird. Ich erhoffe mir, daß (dann) nicht Des-Integration, sondern eine breitgefächerte Integration (der Bundeswehr) daraus entstehen und dadurch befördert werden kann“.

Die Heimvolkshochschule St. Hedwigs-Haus e. V.

bietet Seminare für Senioren an.

Während dieser Seminare sind u. a. folgende Inhalte vorgesehen:

- unterschiedliche Themen zu Bereichen des alltäglichen Lebens
- tägliche Gottesdienste
- Gesprächskreise zu religiösen Fragen

Gymnastik und Tanz für Senioren

- Ausflüge und Besichtigungen in der näheren Umgebung
- kulturelle Abendveranstaltungen

Weitere Informationen und Anmeldung bei der Heimatvolkshochschule St. Hedwigs-Haus e. V., Hermannstr. 86, 4811 Oerlinghausen 1, Tel.: 05202/1092.

Klarstellung

In der Deutschen Tagespost vom 14. Juni las ich von der Verhaftung katholischer Priester in Südafrika, unter anderem des Pfarrers Smailiso Mkhathshwa, meines ehemaligen Kollegen. Man hatte nach dem Lesen des Berichts den Eindruck, es handle sich um eine Kirchenverfolgung, was durchaus nicht der Fall ist. Erlauben Sie mir als altem Missionar in Südafrika, ich arbeite schon vierundfünfzig Jahre hier unter den Schwarzen, eine Klarstellung der Lage.

Wir haben im Lande den African National Congress (ANC), eine politische Organisation, die wegen revolutionärer Umtriebe verboten ist. Sie hat etwa zehntausend Mitglieder, besitzt ein Politbüro von fünfzehn Kommissaren, die Hälfte davon sind verbissene Kommunisten. Sie wird von Moskau dirigiert und finanziert, auch der Weltkirchenrat unterstützt sie freigebig. Chef des ANC ist Oliver Tambo, ein Lette aus der Sowjetunion, Offizier der russischen Geheimpolizei KGB. Diese Männer wollen mit Gewalt den Kommunismus einführen, die Regierung stürzen und Südafrika zu einem Vasallen der Sowjets machen. Mit allen Mitteln des Terrors versuchen sie, eine Revolution herbeizuführen. Rußland liefert ihnen die nötigen Waffen. Dieses Jahr allein haben die Terroristen mehr als zweihundert Attentate auf Elektrizitätswerke, Polizeistationen, Banken, Eisenbahnen, Kaufhäuser und Privatwohnungen verübt. Dutzende von Menschen wurden getötet, mehr als hundert verletzt. Als Rechtfertigung und Beschönigung dieser horrenden Verbrechen nennen sie den Kampf gegen die Rassentrennung. Lange, allzu lange ließ Präsident Botha die maßlose Anti-Südafrika-Propaganda der linken Medizen und Bischöfe gewähren. Endlich entschloß sich die Regierung einzuschreiten und verordnete den Ausnahmezustand.

Wie alle kommunistischen Bewegungen hat sich auch der ANC eine Tarnorganisation geschaffen: die „United Democratic Front“ (UDF). Diese wütet gegen alle Opponenten, besonders

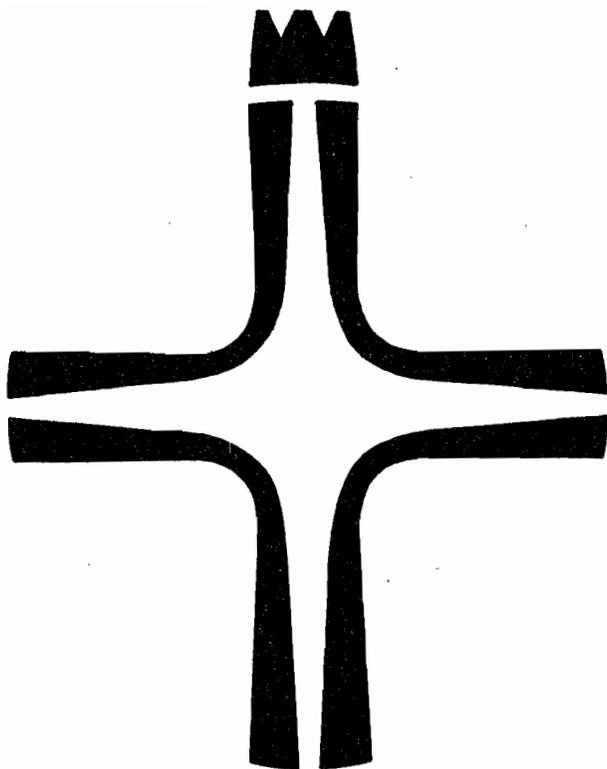
gegen sogenannte „Kollaborateure“: schwarze Bürgermeister, Stadträte, Polizisten, Beamte und Geschäftsleute, die mit der Regierung zusammenarbeiten wollen. Die UDF organisiert sogenannte „Comrades“, Banden von Studenten und verhetzten Halbwüchsigen, die durch die schwarzen Städte und Dörfer ziehen, die Bewohner terrorisieren, Steuern und Abgaben erpressen. Wer sich widersetzt, wird verprügelt oder totgeschlagen. In manchen Gegenden rissen die Comrades die ganze Macht an sich. Sie konnten ihre eigenen „Volksgerichte“ einsetzen, deren Urteile gnadenlos an Ort und Stelle vollzogen wurden: hundert Peitschenhiebe oder Tod durch langsame Verbrennung mit dem sogenannten Halsband, einem brennenden Autoreifen. Mehr als fünfhundert unschuldige Menschen wurden auf solch bestialische Weise ermordet. Kein Wunder, daß den Schwarzen der Schrecken in den Gliedern steckt und der Terror ihren Mund verschließt. Kaum einer wagt es, die Mörder bei der Regierung anzuzeigen.

P. Franz Morscher, Madelane, Südafrika

(aus Deutsche Tagespost Nr. 105)

ZdK-Präsident Hans Maier begrüßt Beteiligung von Soldaten am Katholikentag

„Ich halte es für gut und wichtig, daß Soldaten sich am Aachener Katholikentag beteiligen“, erklärte Hans Maier, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), am Rande des internationalen Soldatengottesdienstes, der am Donnerstag, dem 11. September, auf dem Katschhof in Aachen stattfand. „Wir wollen den Soldaten, die in der Öffentlichkeit immer ein wenig im Schatten stehen hier mit Solidarität begegnen.“ Außerdem wolle man „ihnen danken für den Dienst, den sie für unsere Gemeinschaft leisten.“ Die Tradition, das Soldaten an „nahezu allen Katholikentagen seit Bestehen der Bundeswehr“ beteiligt seien, solle fortgesetzt werden.



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a. D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämpfer (Oberstleutnant a. D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllien Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.